
3 3433 06663083 5



MYM
Jester

Ueber die

kleine Jagd

zum Gebrauch

angehender Jagdliebhaber

von

F. E. Jester.

Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Vierter und letzter Theil.

Von Ausrottung der Raubthiere.

Mit einer Kupfertafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

Inhalt.

Vierter Theil.

Ausrottung der Raubthiere.

Erster Abschnitt.

Vierfüßige Raubthiere.

Zweyter Abschnitt.

Erste Abtheilung.

Raubvögel, denen dieser Name in naturhistorischer Rücksicht ausschließend zukommt.

Dritte Gattung.

Erste Familie.

Zweyte Familie.

Dritte Familie.

Vierte Familie.

Fünfte Familie.

Sechste Familie.

Vierte

Vierte Gattung.

Fünfte Gattung.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Verbesserungen im ersten Theil.

S. 5. Z. 15. von unten anstatt meynen lies meinen
— 6. — 3. v. u. anst. imgleichen l. ingleichen
— 7. — 12. v. u. anst. imgleichen l. ingleichen
— 11. — 11. v. oben anst. Quere l. Queere
— 15. — 15. v. o. anst. Meynung l. Meinung
— 21. — 6. v. o. anst. Meynungen l. Meinungen
— 22. — 7. v. o. anst. schnelle l. schnell.
— 23. — 1. v. u. anst. imgleichen l. ingleichen
— 24. — 15. v. o. anst. imgleichen l. ingleichen
— 24. — 19. v. o. anst. gleichen l. glühen
— 24. — 7. v. u. anst. imgleichen l. ingleichen
— 26. — 5. v. u. anst. Meynung l. Meinung
— 28. — 7. v. o. anst. imgleichen l. ingleichen
— 28. — 14. v. u. anst. zubereiten: l. zubereiten.
— 29. — 6. v. u. anst. Citronen = und l. Citronen und
— 30. — 13. v. o. anst. imgleichen l. ingleichen
— 31. — 3. v. o. anst. gemacht. l. gemacht,
— 31. — 14. v. u. anst. star, l. stark
— 38. — 11. v. u. anst. einem l. einen
— 40. — 16. v. u. anst. Schäffter, — l. Schäffter —
— 43. — 12. v. o. anst. Pfropfer l. Pfropfen
— 44. — 7. v. u. anst. besteht, l. besteht —
— 45. — 9. v. o. anst. darinne l. darin
— 45. — 16. v. u. anst. wesentliche l. wesentlichen
— 49. — 16. v. o. anst. imgleichen l. ingleichen
— 50. — 8. v. o. anst. imgleichen l. ingleichen
— 54. — 9. v. o. anst. Staubkohlen l. Kohlenstaub
— 56. — 7. v. u. anst. verlegen l. vorlegen
— 57. — 15. v. u. anst. seiner l. seine
— 58. — 7. v. u. anst. ebenfalls l. allenfalls
— 60. — 15. v. o. anst. gestellte l. gestellten
— 60. — 16. v. o. anst. gefüllte l. gefüllten
— 60. — 8 = 9. v. u. anst. Sieben l. Siebe.
— 61. — 8. v. u. anst. von sogenanntem l. vom sogenannten
— 63. — 5. v. o. anst. so, wie l. so wie
— 63. — 16. v. o. anst. anschwelt l. anschweelt
— 65. — 3. v. u. anst. Strich l. Reich
— 69. — 13. v. o. anst. eben l. oben
— 83. — 5. v. o. anst. ihm l. ihn
— 83. — 11. v. u. anst. Tempeschütze l. Temposchütze
— 89. — 17. v. o. anst. Windstücke l. Windstöcke
— 89. — 6. v. u. anst. Windstücke l. Windstöcke
— 101. Anm. Z. 5. anst. Dornborfs l. Donnborfs
— 104. Z. 5. v. o. anst. bewiesen, l. bewiesen —
— 106. — 3. v. u. anst. andern l. anderm
— 107. — 3. v. o. anst. den Hund l. der Hund
— 135. — 6. v. u. anst. mittheilt l. eintheilt
— 137. — 6. v. o. anst. verlassen; l. verlassen
— 137. — 17. v. o. anst. Zucht l. Zuzucht
— 138. — 3. v. o. anst. vieler l. vielen

S. 138. Z. 16. v. u. anst. bestimmt l. gestimmt
— 147. — 6. v. o. anst. unmittelbar, l. unmittelbar nach dem Gebären,
— 147. — 11. v. u. anst. Brunnkresse l. Brunnenkresse
— 148. — 11. v. o. anst. Extrac. l. Extract.
— 149. Anm. **) Z. 2. v. u. anst. verirrt l. reviert
— 156. Anm. Z. 3. anstatt ihn, nämlich l. ihn nämlich,
— 162. Z. 3. v. o. anst. ihn l. ihm
— 167. Anm. Z. 1. anst. vorkommenden l. vorgekommenen
— 168. Anm. Z. 14. v. u. anst. verirren l. revieren
— 169. Anm. Z. 5. anst. vom l. von
— 169. Anm. Z. 7. anst. Wohnug l. Wohnung
— 173. Z. 17. v. o. anst. prallt l. prellt
— 176. — 16. v. u. anst. aufnehmen l. aufnehme
— 177. — 16. v. o. anst. versteht l. vorsteht.
— 177. — 16. v. o. anst. hiezu l. hinzu
— 182. — 11. v. u. anst. Jägerdruck l. Jägerausdruck
— 183. — 1. v. o. anst. damit er damit l. damit er
— 188. — 11. 12. v. o. anst. mittelmäßigen, starken, l. mittelmäßig starken,
— 189. — 6. v. u. anst. dem l. den
— 198. — 18. 19. v. o. anst. Onotomologia l. Onomatologia.
— 202. — 2. v. o. anst. stillen l. fahrenden
— 202. — 19. v. o. anst. Unruhen l. Unruhe
— 203. — 1. v. o. anst. Krankheit. — Die l. Krankheit — die
— 208. — 15. v. o. anst. reiben. Beym l. reiben, beym
— 230. — 6. v. u. anst. Vomey l. Romey
— 233. — 9. v. o. anst. in Ohren l. in den Ohren
— 233. — 10. v. o. anst. Vomey l. Romey
— 233. — 19. v. o. anst. Vomey l. Romey
— 234. — 21. v. o. anst. wieder l. Wieder

Verbesserungen im zweyten Theil.

S. 2. Anm. *) Z. 7. anst. Dornborfs l. Donnborfs
— 3. Z. 11. anst. begattet und, l. begattet, und
— 4. — 1. 2. anst. sumsichten l. sumpfichten
— 4. — 14. anst. sucht — l. sucht,
— 14. — 17. anst. meynt l. meint
— 16. — 8. anst. und leben l. und nicht leben
— 17. — 15. anst. lieben. — l. lieben —
— 18. — 13. v. u. anst. Götze l. Goeze
— 21. — 12. v. u. anst. so hoch l. zu hoch
— 22. — 16. anst. den l. der
— 22. — 17. anst. Straßen l. Straße
— 22. — 10. v. u. anst. Teuguska l. Tunguska
— 23. Anm. Z. 1. anst. Meynung l. Meinung
— 26. Z. 6. v. u. anst. auszutheilen l. auszuheilen
— 28. — 4. anst. imgleichen l. ingleichen
— 31. Anm. Z. 10. anst. Gefahr, am l. Gefahr am
— 44. Z. 8. anst. und l. nur
— 47. — 14. anst. er aus l. er, wenn er aus
— 50. — 13. v. u. anst. der l. den
— 51. — 10. v. u. anst. vor einem langsamen l. vor einem langsamen
— 51. — 8. v. u. anst. die l. den
— 54. Anm. Z. 2. v. u. anst. bingen l. bringen
— 61. Z. 16. nach den Worten: des Hundes *) ist beym Abdrucken folgende Anmerkung ausgelassen worden, die unter dem Zeichen **) eingeschaltet werden muß, nehmlich: Windhunde, die vorne etwas niedriger gebauet sind als hinten, nehmen gemeinhin leichter und geschwinder als andere, bey deren Körperbau dieser Fall nicht eintritt, daher man oft schnelle Hunde, wenn sie gleich den Haasen bald einholen, mit Mühe nehmen, andere dagegen bey minderer Schnelligkeit selten fehlnehmen sehen wird.
— 62. — 16. v. u. anst. ihn l. ihm
— 66. — 9. v. u. anst. der l. den
— 67. — 17. anst. Orte — l. Orte,
— 69. Anm. *) Z. 5. v. u. anst. Dornborfs l. Donnborfs
— 79. Z. 5. anst. Wildprett artiger l. Wildprettartiger
— 80. — 3. anst. Menschen, l. Menschen
— 85. — 9. anst. dicht oben l. oben dicht
— 88. Anm. *) Z. 7. anst. Dennborfs l. Donnborfs
— 89. Z. 16. anst. Zain — Purzel l. Zain — Pürzel
— 90. — 12. anst. allen l. Allem
— 92. — 14. anst. seinen l. seinem
— 93. — 25. anst. abgelegentlichsten l. abgelegensten
— 95. — 3. anst. bringt, wenn l. bringt. Wenn
— 95. — 11. anst. machen, wenn l. machen. Wenn
— 96. — 11. anst. Mulmelthier l. Murmelthier
— 99. — 8. anst. Das l. das
— 99. Anm. *) anst. 6ten l. 6oten

S. 102. Z. 11. anst. hin l. sie
— 105. — 11. anst. großen l. großem
— 105. — 11. v. u. anst. gleich l. weilen
— 106. — 1. v. u. anst. ziehen l. gehen
— 108. — 2. anst. den l. dem
— 115. Anm. Z. 6. anst. hiengen l. hingen
— 122. Anm. *) Z. 8. anst. Bogeisens l. Lepechins
— 124. Z. 10. anst. Wuhen l. Wuhne
— 127. — 9. anst. Ragen l. Rogen
— 132. — 2. anst. gieng l. ging
— 135. Anm. **) Z. 2. anst. Warle l. Warke
— 141. Anm. Z. 5. anst. mant l. vant
— 144. Z. 19. anst. einkörben l. einkerben
— 160. — 10. v. u. anst. quer l. queer
— 165. Anm. Z. 4. 5. anst. und zwar außer der Begattungszeit selten l. und in der Begattungszeit, außerdem aber selten
— 171. Z. 6. v. u. anst. Hezzenspiel. l. Hexenspiel
— 171. Anm. Z. 1. anst. wie schon Goeze l. wie Goeze
— 176. Z. 13. anst. behaupten, später öfter, l. behaupten später, öfter erst
— 177. — 22. anst. Kältschern l. Kättschern

Vierter Theil.

Ausrottung der Raubthiere.

Einleitung.

Nach dem im gemeinen Leben angenommenen Sprachgebrauche wird der Name Raubthier denjenigen wilden Thieren beygelegt, die ihre Nahrung vom Fleische anderer Thiere hernehmen, und ihnen in dieser Absicht nachstellen, die mithin im eigentlichen Sinne des Worts vom Raube leben, und unter denen die hierher gehörigen Vögel und Fische zur näheren Bezeichnung Raubvögel und Raubfische genannt werden.

In der Naturgeschichte wird, zufolge der Linnéschen Eintheilung, die ganze dritte Ordnung der Säugethiere mit dem Namen Raubthiere belegt, wohin der Ritter alle diejenigen zählt, welche, obwohl sie nicht sämmtlich vom

Fleische, sondern einige darunter, wie der Dachs z. B., zum Theil von Vegetabilien leben, doch darin unter sich übereinkommen, daß ihre Eckzähne, (Seiten-Hundszähne), einzeln stehen, und länger als die übrigen sind, und die im obern Kiefer meist immer 6 scharfe spitzige Schneidezähne, mithin ein solches Gebiß haben, welches zum Anpacken und Zerreissen — daher vermuthlich die vom Ritter für diese Ordnung gewählte Benennung Ferae (Raubthiere) — dienlich ist.

Im gegenwärtigen vierten Theile wird nun einzig und allein von denjenigen Raubthieren die Rede seyn, denen dieser Name, dem allgemeinen Sprachgebrauche zu Folge, in Rücksicht auf ihre Lebensart und Nahrung beygelegt wird, und auf deren Ausrottung der Jäger, wegen des Schadens, den sie dem Wilde zufügen, Bedacht nehmen muß.

Nach dieser Voraussetzung, die ich zu Vermeidung jeder etwannigen Irrung für nothwendig hielt, kommen nun zuerst die vierfüßigen Raubthiere und nachher die Raubvögel in Betrachtung.

Erster Abschnitt.

Vierfüßige Raubthiere.

Der Bär.*)

Naturgeschichte.

Nach der Linnéschen Eintheilung gehört der Bär zur dritten Ordnnng der Säugethiere. Der Ritter führt ihn unter der 16ten Gattung, die er überhaupt mit dem Namen Ursus (Bär) belegt, — wobin er aber auch in Hinsicht auf die Beschaffenheit der Zähne, den Dachs, den Coati und den Wolfsbär zählt — unter der besondern Benennung Ursus Arctos auf.

 Die

*) Schriften zum Nachlesen.
Gmelin *Lin.* I. 1. p. 100. N. 1.
Büffons Naturgesch. Uebers. von Martini V. 91. 94.
Pennant hist. of quadrup. Uebers. von Bechstein II. 235.
v. Schrebers. Säugeth. III. 502. 505.
Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschl. Neue Auflage I. 694.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 209.
Goeze's Fauna I. 345.
D. Borkhausens Deutsche Fauna I. 44.
Donndorfs zool. Beyträge I. 316.

Die Naturkündiger nehmen zwey Hauptarten an, den großen schwarzen, und den gemeinen braunen Landbär.*) Der erstere, welcher auch Grasbär genannt wird, und von welchem der kleine weiße oder Silberbär hinwiederum eine Abart ist, bewohnt vorzüglich die kalten nördlichen Länder, ingleichen die großen Waldungen der schweitzerischen Alpen, lebt blos von Vegetabilien und gehört nicht hieher. Der letztere, der gemeine braune Landbär dagegen, welcher auch der kleine röthliche Bär, ingleichen Pferd- und Honigbär, weil er den Pferden und wilden Bienen nachgeht, ingleichen der Zeidelbär, nach der gemeinen Mundart Zeiselbär, weil er sich auf das Zeideln, das Ausleeren der Bienenstöcke versteht, genannt wird, verdient hier um so mehr einen Platz, als dieser, wenn gleich nicht

*) Bechstein scheint ungewiß zu seyn, ob es nicht drey Bärenarten giebt, den schwarzen Landbär oder Ameisenbär, den braunen Landbär oder Honigbär und den rothen Landbär. Unter den Varietäten giebt er außer dem kleinen weißen oder Silberbären, den auch er für eine Abart des schwarzen hält, den weißen Landbär, den schwarz und weißgeschäckten und den Bastardbär an, ohne jedoch mit Gewißheit bestimmen zu können, zu welchen von den drey Arten jene Varietäten gehören. Der Bastardbär, dessen er erwähnt, war das Männchen und der Hund das Weibchen. Er wurde in Liefland aufgezogen. Der Bastard belief sich wieder mit einer Hündin, welche sich aber wahrscheinlich mit mehrern Hunden belaufen hatte, denn sie bekam 16 Junge, von welchen aber nur sechs dem Bastard ähnlich sahen. — Die Aehnlichkeit ist indessen, wie ich vermuthe, blos durch den bey der Begattung erfolgten Eindruck entstanden, weil nach meiner Ueberzeugung, eine fruchtbare Begattung der Bastarde nicht Statt findet. Ich werde mich hierüber im folgenden Artikel, vom Wolfe, näher und ausführlicher erklären.

nicht in so großer Menge, als vormals, so doch immer häufig genug in Pohlen, Chur- und Liefland anzutreffen ist.

Der gemeine braune Landbär — und von diesem ist hier allein die Rede — hat einen länglichen nach hinten zu dicken Kopf, der in seiner Bildung und in der schrägen Lage der kleinen aschfarbigen Augen einem Wolfskopfe ähnlich, jedoch plumper und stärker als dieser ist. Der Scheitel ist platt, zwischen den Augen etwas abhängig, die Schnautze kegelförmig, vorne aufgeworfen und abgestumpft, die Nasenlöcher groß, an dem äußern Rande mit einem starken Einschnitt, die innere Nasenfläche mit vier Reihen knöcherner Schichten versehen, welche durch drey senkrechte Blättchen von einander geschieden sind, und wodurch die Flächen bis zum Erstaunen vervielfältigt werden, um desto mehr die Eindrücke riechbarer Sachen anzunehmen. Die Ohren sind klein und zugerundet; der kurze dicke Hals wegen des langen struppigen Haares fast gar nicht zu unterscheiden. Das oberste Rückengelenk ragt merklich hervor, das Kreutz läuft hinten niedrig zu, der Schwanz ist kurz. Die Vorderbeine, (Tatzen — Bratzen — Branten), sind etwas einwärts gebogen und kürzer als die hintern; alle vier mit fünf parallel stehenden Zehen versehen, die mit starken, schwarzhornichten, aber unbeweglichen Klauen oder Krällen bewaffnet, und wovon die der vorderen Zehen länger, als die der hintern sind. *) Die untere Kinnlade ist kürzer, als die obere; die untere Lippe mit 18 starken Frangen besetzt, oben und unten 6 Vorder- oder Schneidezähne der Länge nach mit einer

*) Göze bemerkt in seiner europäischen Fauna, daß die Bärenklauen oder Krallen nicht so stark gekrümmt, auch nicht so spitzig scharf, als die Löwenkrallen sind, und daß man es den ersten offenbar ansieht, daß sie nicht wie die letzten zum Zerreissen gemacht sind.

einer flachen Furche versehen, und 2 Hundszähne, wovon die untern etwas hinterwärts gebogen sind, an jeder Seite der obern und untern Kinnlade 5 Backzähne, die alle nach vorne zu kleiner werden, und von denen die vordersten sehr kleinen dem Thiere im Alter gemeinhin ausfallen, in allem 36 Zähne. Der ganze Körper ist mit einem langen, rothbraunen Haare bedeckt, welches am Gesicht, dem Bauche und hinten an den Beinen am längsten ist, und ihm ein ungestaltetes Ansehen giebt, weil es den Umriß seiner Gliedmaßen beynahe verbirgt.

Das Weibchen unterscheidet sich blos dadurch vom Männchen, daß es einen etwas schmälern Kopf und Rücken, auch über beyde eine Reihe weißgrauer Haare hat, die man an dem Männchen nicht wahrnimmt. Es hat 4 Säugewarzen an der Brust und zwey in den Weichen. — Der Bär lebt 20 und mehrere Jahre und wird oft im Alter blind.

Bey der Zergliederung hat man, wie Göze anführt, gefunden, daß das Cranium des Bären kleiner, als das des Löwen sey, worin Göze den wahrscheinlichen Grund sucht, daß der Bär am Kopfe nicht viel ertragen kann, sondern von einem starken Schlage, der diesen Theil trift, betäubt, oft zur Stelle getödtet wird.

Das Gerippe des Bären hat, den Kopf und das Brustbein ausgenommen, viel Aehnliches mit dem Menschlichen, daher es ihm leicht wird, sich aufrecht zu erhalten. Der Magen ist verhältnißmäßig klein, in zwey Kammern vertheilt, und einwendig mit einigen Erhöhungen, wie bey den wiederkauenden Thieren, versehen. Die Gedärme machen einen einzigen Kanal aus, sind aber 40 Schuhe lang, da die Gedärme eines Löwen dagegen nur 25 Schuhe austragen. Die Nieren liegen in einer Fetthaut, welche fast 50 kleine Nieren enthält, die von einander abgesondert, und jede mit einer besondern Haut umhüllt sind, nur daß sie vermittelst dünner Fasern an einander hängen und gleichsam traubenförmig an größere Gefäße befestigt sind.

Der

Der Bär wählt, als ein wildes menschenscheues Thier, zu seinem Aufenthalte gewöhnlich die dicksten Waldungen und Brüche, so wie überhaupt solche Gegenden, die von den Wohnörtern der Menschen entfernt sind, in denen, wie Büffon sagt, noch die alte Natur zu herrschen scheint, und unter denen er die trockneren den sumpfigen Oertern vorzieht. In gebirgigten Gegenden hält er sich gern auf der Höhe der Berge, in alten Steinhöhlen und Felsenklippen auf, wohin er auf besondern Steigen zu gehen pflegt und wo er ein einsiedlerisches Leben führt und selbst den Umgang mit seinesgleichen vermeidet. Wenn der Winter herannaht, sucht er sich gewöhnlich alte ausgehöhlte Baumstämme aus, *) oder gräbt sich auch wohl, besonders der junge Bär, große Löcher unter den Baumwurzeln, und bereitet sich hier eine Winterwohnung und Lagerplatz, (Lug), den er in einer runden Form anlegt, mit Moos, Heidekraut, Grasstengeln, Baumzweigen u. s. w. ausfuttert, und wo er den Winter über, ohne sich von der Stelle zu bewegen, in ungestöhrter Ruhe, jedoch nicht, wie einige vorgeben, in Erstarrung oder im Winterschlafe, zubringt.

Er wird im Herbst außerordentlich fett **) und nimmt den Winter über, wie mehrere Schriftsteller behaupten wollen,

*) Mehrere Naturkündiger und auch Bechstein sind der Meinung, daß die großen und alten Bären selbst den Winter über unterm freyen Himmel bleiben, und daß nur die Jungen bey Eintritt des Winters Höhlen in den Bergen aufsuchen, oder sich unter hervorragenden Klippen, Baumwurzeln 2c. verbergen. Die Polnischen und Churschen Jäger, die ich hierüber befragt habe, versichern indessen einmüthig, daß sowohl die alten als jungen Bären sich eine Winterwohnung bereiten.

**) Der Bär ist überhaupt sehr stark am Leibe. Der Churfürst von Brandenburg Johann Sigismund erlegte 1601 im Dingerwalde einen Bären, welcher 1024 Pfund wog.

len, gar keine Nahrung zu sich, sondern erhält sich lediglich durch das Lecken und Saugen seiner Vordertatzen, die eine seifenartige, ihm zur Nahrung dienende Fettigkeit enthalten sollen; dagegen andere der Meynung sind, daß er sich bereits im Herbst seinen Wintervorrath von wildem Obst, Eicheln, Thierknochen u. s. w. zusammenträgt, und durch diesen sein Leben, obwohl nur sparsam, fristet.

Diejenigen, die das erste behaupten, setzen noch hinzu, daß er den ganzen Winter über keine Exkremente von sich gebe, und wenn er in seinem Winterlager geschossen wird, ein verhärteter Pfropf von Unrath in seinem Afterdarm gefunden werde, er auch, wenn er im Frühjahre hervorkommt, eben deshalb Ameisen — die übrigens zu seinem Lieblingsfraß gehören — oder die Wurzeln der Calle (Calla paluſtris L.) und hernach junges, hervorsprossendes Espenlaub zu sich nehme, um sich den Leib zu öffnen. Da in der hiesigen Provinz mehrere alte Jäger am Leben sind, die vormals in unsern Waldungen Bären erlegt haben: so habe ich mich sowohl bey diesen, als bey den polnischen und Churschen Jägern nach jener Sage erkundigt.

So unwahrscheinlich sie nun auch zu seyn scheint, so wird sie doch von ihnen in so weit für richtig anerkannt, daß der Bär den Winter hindurch eben so wenig auf Raub ausgeht, als sich im Herbst Nahrungs-Vorräthe zusammenträgt. Sie behaupten im Gegentheil einstimmig, daß er sich lediglich durch das Saugen seiner Vordertatzen, besonders der linken ernähre, daß er dabey ein sanftes Murmeln hören lasse: dagegen die anderweite Sage, als ob in seinem After ein verhärteter Pfropf von Unrath angetroffen werde, und er sich der Ameisen, als einer Leibesöffnung bedienen solle, von einigen eingeräumt, von andern abgeleugnet wird.

Der gemeine braune Landbär nährt sich theils von Vegetabilien, theils vom Fleische anderer Thiere, unter

denen

denen er vorzüglich dem Rothwilde, unter den zahmen Thieren aber hauptsächlich den Pferden, wie nicht minder den Ziegen und Schaafen nachstellt. Im Nothfalle nimmt er seine Nahrung auch von Aesern. Auch den Fischen geht er in flachen Bächen nach, besonders den Forellen. *) Zu seinen vorzüglichen Leckerbissen zählt man den Honig, den er theils in den Waldbeuten, theils in den Hummel- und Hornissen-Nestern aufsucht: demnächst aber auch die Ameisen, die er, der Erzählung mehrerer Schriftsteller zufolge, auf die Zunge kriechen läßt, und wenn sie ganz voll davon ist, sie verschluckt. **) Er geht gewöhnlich bey Anbruch der Nacht auf den Raub aus, wittert solchen bey seinen äußerst scharfen Geruchswerkzeugen in einer großen Ferne, so wie ihm denn auch sein sehr leises Gehör dabey zu Statten kommt. Wenn er ein Wild oder anderes Thier aufgespürt hat, so lauert er entweder im Hinterhalte, springt ihm, wenn er es anfällt, von hinten auf den Rücken, schlägt seine Krallen tief ein und drückt es zur Erde, oder jagt es, wenn ihm das erste mißglückt, wie einige behaupten, müde; obwohl dieser letzte Umstand von den hiesigen alten Jägern, die ich darum befragt habe, abgeleugnet und von diesen im Gegentheile versichert wird, daß er, seines schnellen Trabens ungeachtet, nicht leicht im Stande sey, ein Thier müde zu jagen, sondern daß er vielmehr der Spur der Wölfe und Füchse nachgehe, und wenn diese ein Thier gefangen haben, ihnen den Raub abjage. Menschen fällt er nicht leicht anders an, als wenn er gereizt, oder auf

*) Sowohl Göze als Bechstein führen an, daß, als die Bären noch im Thüringer Walde hauseten, in den dortigen forellenreichen Waldbächen fast keine Forelle mehr angetroffen wurde, und daß die Bären in hellen Nächten oft bis in die Dörfer zu diesem Fischfange ausgegangen sind.

**) Göze hält dies letztere für eine Verwechselung mit einem andern Thiere, dem Ameisenfresser.

auf der Jagd verwundet wird. — Aus dem Pflanzenreiche liebt er vorzüglich die Erdbeere, frißt sonst auch wildes Obst, ingleichen Eicheln und nährt sich überdem von Feldfrüchten, unter denen er die Erbsen, den Hafer und den Buchweizen vorzüglich liebt. In Frankreich und der Schweiz thut er an den Kastanien und Weinstöcken vielen Schaden. Mehrere Schriftsteller erzählen zwar von ihm, daß er alles, was er genießt, vorher wäscht. Es ist dies aber offenbar eine Verwechselung mit einem andern Thiere, dem kleinen amerikanischen Waschbär (Coati).

Der Bär hat manche Eigenheiten an sich, die bemerkt zu werden verdienen. Wenn er ein Thier auf dem Felde getödtet hat und Ueberraschung fürchtet, so soll er es gewöhnlich vergraben und sich davon machen, bis er hinterher seinen Raub in Ruhe aufzehren kann. — Wenn er säuft, hat er das Besondere an sich, daß er das Wasser stoßweise, wie der Hund, leckt. — So schwerfällig er aussieht und so träge er an der Kette zu seyn scheint, so ist er doch im Zustande der Freyheit sehr gewandt und behende. Er trabt fast so schnell wie ein Pferd, und kann selbst aufgerichtet auf den Hinterfüßen sehr hurtig laufen. Im Klettern ist er äußerst leicht und geschickt, das heißt beym Hinaufsteigen: dagegen ihm das Herunterklettern von den Bäumen schwer wird. Er thut dies, wenn er nicht verfolgt wird, rückwärts und langsam. Wenn er aber Gefahr merkt und übereilt wird, so nimmt er den Kopf zwischen die Beine, und kegelt wie eine Kugel hinunter. — Er ist ein sehr guter Schwimmer, nur nicht von Ausdauer, wenn die Strecke zu groß ist. — Seine Stimme ist ein fürchterliches Brummen, wobey er, wenn er gereizt wird und in Zorn geräth, stark mit den Zähnen knirscht. — In den Brustmuskeln und Vordertatzen besitzt er eine ungewöhnliche Stärke. Oft erdrückt er daher seinen Feind, oft zieht er ihm mit einem Schlage seiner Vordertatzen die Haut vom Nacken. — Er soll durch das Zusammenschlagen

der Tatzen, wie mehrere erzählen, einen starken furchtbaren Ton hervorbringen, den man weit hören kann und dessen sich die Bärinn, wenn sie Gefahr für ihre Jungen besorgt, als eines Warnungszeichens bedienen und dabey zugleich ein lautes Pfeiffen hören lassen soll, so wie dann die Jungen, sobald sie dies vernehmen, augenblicklich auf die nächsten Bäume klettern, um sich zu retten. — So grimmig und furchtbar der Bär auch ist: so kann er doch, wenn er jung gefangen wird, leicht gezähmt werden, wovon die sogenannten Tanzbären, die häufig auf den Märkten zur Schau herumgeführt werden, einen Beweis ablegen. *) Indessen sind auch diese, wenn sie geneckt werden und durch einen Zufall von der Kette loskommen, äußerst furchtbar, wovon mehrere unglückliche Beyspiele bekannt sind. — Der Bär ist übrigens selbst im wilden Zustande zu einer Zeit muthiger und furchtbarer, wie zu der andern. So ist z. B. das Männchen zu Ende des Sommers, wenn es anfängt fett zu werden, das Weibchen aber im Frühjahr und so lange die Jungen bey ihm sind, am grimmigsten. Am Ende des Herbstes und gegen den Winter, wo ihr feister Körper sie träge und unbeholfen macht, sind sie nichts weniger, als muthig, sondern vielmehr furchtsam. — Vor dem Schall einer Trommel und dem Rollen eines Schiebkarrens läuft der Bär davon, wie man sagt. — Es darf nicht übergangen werden, daß sich um Mathia seine Fußsohlen häuten, und daß er dann, wenn er aufgejagt wird, kaum einige Schritte gehen kann, ohne blutrünstig zu werden **). — Daß er gemeinhin im Alter blind wird, ist schon

*) In Pohlen werden sie theils durch Hunger, theils dadurch, daß man ihnen einen eisernen Ring um die Nase legt, gezähmt und abgerichtet.

**) Der Bär geht auf der ganzen Ferse. Seine Fährte ist auf der diesem Theile beygefügten Kupfertafel I. Fig. 1. abgebildet. Sie gleichet der eines Menschen, der Baarfuß geht, nur

schon angeführt. Wenn ihm dies vor der Zeit und in der Jugend zustößt, wozu er sehr geneigt ist, wenn er lange in tiefen Buchten und Höhlen liegt, so soll er sich, wie allgemein behauptet wird, an die Bienenstöcke machen, die Bienen beunruhigen und sich von diesen Nase und Maul dergestalt zerstechen lassen, daß es stark blutet und kleine Geschwüre nachbleiben, wodurch er angeblich das Gesicht wieder erhält *).

Man erzählt noch manche andere Eigenheiten vom Bären, die jedoch auf nichts mehr und nichts weniger, als auf Märchen herauslaufen. — So behauptet man unter andern, daß die Bärinn zu der Zeit, da sie ihre Jungen füttert, den schwangern Weibern nachstelle und die männliche Frucht der größte Leckerbissen für sie sey; daß ein Frauenzimmer den grimmigsten Bären durch Entblößung des Hintertheils verjagen könne; daß der Bär aus besonderer Ueberlegung, aus einer Heerde von Kühen jederzeit diejenige aussuche, welche die Glocke am Halse trägt, daß er ihr diese abreißt und mit den Tatzen breitklopft, damit sie weiter keinen Lärm mache; daß er, wenn er in den Haferfeldern Schnitter antrifft, diese durch das Zusammenschlagen seiner Tatzen und durch ein lautes Pfeiffen zu schrecken

nur zeigen sich die Nägelklauen sehr deutlich. Der Bär hat übrigens eine stärkere und breitere Fährte, als die Bärinn, besonders an der Hintertatze, welche an der Bärinn schmäler ist.

*) Ob ihm diese angebliche Selbstkur aus Instinkt eigen ist, und ob das, was hierüber erzählt wird, überhaupt Grund hat, lasse ich dahin gestellt seyn; denn obwohl selbst Jäger dies als Augenzeugen gesehen haben wollen, so entsteht doch hier noch immer die Frage: ob und wodurch sie sich überzeugt haben, daß die Bären, die sie an den Bienenstöcken antrafen, wirklich blind waren, und daß sie nach jener angeblichen Selbstkur wirklich das Gesicht wieder erhielten.

schrecken sucht, bis sie davon laufen; daß er dem Schützen, den er überfällt, das Gewehr abnimmt und es abbrennt; daß er, wenn mehrere Jäger bey einander sind, einen ergreift, aber ihn nicht tödtet, sondern aufgerichtet den andern vorhält, damit sie nicht nach ihm, dem Bären, schießen können; daß ein alter, norwegischer Grasbär die Heerde viele Jahre als ein Wächter begleitet, und oft ganz zahm dem Melken der Magd zugesehen; daß er allezeit den Wolf verjagt und sich nur am Ende des Sommers, ehe er sein Winterquartier bezogen, für seine Mühe eine Ziege oder Schaaf ausgebeten habe; und was der Fabeln und Ungereimtheiten mehr sind.

Auch in der Arzneykunde hat man ehemals mehreren Theilen seines Körpers, und vorzüglich seinem Blute, der Galle und dem rechten Auge Wunderkräfte gegen viele Krankheiten nachgerühmt, die aber jetzt von allen vernünftigen Aerzten geradezu abgeleugnet werden. In Finnland hängt man noch das rechte ausgegrabene und getrocknete Auge des Bären den Kindern wider das Aufschrecken im Schlafe an, und manche tragen es als Amulet am linken Arm wider das viertägige Fieber. — Die Lappen schätzen den Bären aus Aberglauben sehr hoch und erweisen ihm gleichsam eine religiöse Ehre, indem sie ihn den Hund Gottes nennen. Sie trauen ihm größere Stärke und Verstand, als irgend einem Thiere zu. Er heißt in ihrer Sprache Gououzhia, das Männchen Aenak, das Weibchen Aeste. Sie wagen es aber nie, ihn bey seinem rechten Namen zu nennen, und zwar aus Furcht vor seiner Rache gegen ihre Heerden. Sie nennen ihn allezeit Mouda-aigia — den alten Mann im Pelzrocke *).

Der

*) Ein ähnlicher Aberglaube herrscht zum Theil bey dem hiesigen gemeinen Manne in Ansehung des Wolfes, den er um Weihnachten, wo er am raubbegierigsten ist, nicht bey seinem rechten Namen, sondern das Unthier nennt.

Der Bär lebt in der Monogamie, und hält sich hiernach nur zu einem Weibchen, mit dem er jedoch nicht in einem Loch oder Lug beysammen wohnt, und das er nicht eher aufsucht, als bis der Naturtrieb sich regt. Ungeachtet man die Paarungszeit nicht mit völliger Gewißheit angeben kann *), so ist es doch wahrscheinlich, daß der braune Bär sich um Johannis, der schwarze dagegen um Bartholomäi begattet. Die Bärinn wird für hitziger, als der Bär angegeben. Sie soll sich, wie einige Schriftsteller erzählen, bey der Begattung auf den Rücken legen, den Bären fest an sich drücken und ihn lange Zeit bey sich behalten, welches von andern abgeleugnet wird. Auch über die Zeit des Trächtiggehens der Bärinn sind die Schriftsteller verschiedener Meynung. Einige geben 9, andere 6 Monate, Aristoteles gar nur 30 Tage an **). Das letzte hält Büffon deshalb für unwahrscheinlich, weil der Bär ein großes Thier ist und alle Thiere, je größer sie sind, desto mehr Zeit zu ihrer Bildung im Schooße der Mutter brauchen, — welches aber mit dem, was ich weiterhin von der körperlichen Größe eines neugebohrnen Bären anführen werde und auch Büffon einräumt, im Widerspruche zu stehen scheint — weil weiter die jungen Bären langsam wachsen, weil die Bärin, wenn sie jung ist, nur 1, wenn sie älter wird, nur 2 bis 3 Junge wirft, dies aber allen großen Thieren, die nur wenige Junge haben und lange trächtig sind, eigen ist, und weil endlich der Bär 20, ja 25 Jahre lebt, die Lebensdauer aber mit dem Zeitraum des

*) Selbst die Aussage der hiesigen polnischen und churschen Jäger ist widersprechend. Einige behaupten, daß der Bär sich spät im Herbst, andere, daß er sich Ausgangs May, spätestens um Johannis, begatte.

**) Nach Döbel geht die Bärin 30 bis 36 Wochen trächtig. Seiner Angabe zufolge brunften einige Bären im Februar, andere im April.

des Trächtiggehens und des Wachsthums im Verhältniß steht. — Nach der Versicherung der polnischen und churschen Jäger wirft die Bärin gemeinhin im Monat Dezember, wornach sie, wenn die Paarungszeit um Johannis erfolgt, 6 Monate trächtig gehen würde.

Die alte Sage, als ob die Bärinn ihre Jungen als unförmliche Fleischklumpen zur Welt bringe und so lange lecke, bis sie ihre Gestalt bekämen, ist durch die Beobachtung der neueren Naturkündiger, und durch den Augenschein eines Bärenembryo mit noch verschlossener Augenhaut *) längst widerlegt. Die Jungen kommen vollkommen gebildet, obwohl sehr klein, in der Größe mittelmäßiger Ratten zur Welt, welches daher rührt, weil sich der Schluß in der Geburt bey der Bärinn nicht wie bey andern großen Thieren öffnet, sondern bleibt, wie er ist, und die Jungen, der besondern Einrichtung der Natur zufolge, sich im Mutterleibe nur zu einer hiernach verhältnißmäßigen Größe ausbilden. Sie sind 6 bis 9 Tage blind, und werden von der Mutter etwa 6 Monate in ihrer Höhle gesäugt. — Die Bärinn hat bey dem Säugungsgeschäfte das Besondere, daß sie ihre Jungen nicht wie andere Thiere hinterwärts, sondern vorwärts, nach dem Brustkern zu, an zwo Brüsten gleich einem Weibsbilde säugt. Die Jungen haben, wenn sie zur Welt kommen, eine bräunlich gelbe Farbe, welche sich nach und nach in eine braune verliert: so auch die weißen Ringe, die ihnen um den Leib gehen und die sich im 2ten und 3ten Jahre ebenfalls ins Braune färben, die einige aber immer behalten. **) Im zweyten Jahre

*) Göze führt in seiner europäischen Fauna an, daß er selbst einen Bärenembryo in Weingeist besitzt, der kaum einige Tage alt ist, aber demungeachtet die völlige Bildung eines Bären, ja sogar schon die Klauen hat.

**) So lange der Bär die jugendlichen weißen Ringe hat, wird er Ringelbär genannt.

re fangen sie an die Zähne zu wechseln. Ihr Wachsthum dauert, wie die mehresten Schriftsteller behaupten, bis zum 20ten Jahre, mithin beynahe ihr ganzes Leben hindurch. Erst im 4ten Jahre sind sie fähig, sich zu begatten. Die Bärinn nimmt sich der Jungen mit vieler Sorgfalt an, und ist, so lange sie bey ihr sind, und besonders zur Säugungszeit, äußerst furchtbar und blutdürstig. Die Jungen bleiben, wenn die Mutter nicht trächtig wird, oft 2 bis 3 Jahre bey ihr. Wenn sie trächtig wird, verläßt sie die Jungen auf einige Zeit, zuweilen nur den Winter hindurch: dagegen sie sich im Sommer wieder bey ihr einfinden und sie begleiten. Sie führt die Jungen zeitig zum Raube an, ist, wie schon vorhin angemerkt worden, sehr aufmerksam auf jede ihnen bevorstehende Gefahr und giebt ihnen Anleitung, auf die Bäume zu klettern und sich vor Verfolgungen zu sichern.

Der Bär ist in allen Welttheilen einheimisch. Ungeachtet er in den kalten und gemäßigten Himmelsstrichen häufiger, als in den heißen angetroffen wird: so findet er sich doch selbst in diesen letztern, wie z. B. in den südlichen Theilen von Asien, in Sina, Java und Ceilon, so wie ihn denn auch verschiedene neuere Reisende in Afrika, und zwar in der Barbarey, unter dem Namen Dabs, sonst auch in Egypten und in Kongo, gefunden haben wollen. — Ein Hauptsitz des Bären ist, wie unter andern Göze anführt, Nordamerika. Er ist dort, wie auch in Südamerika — in Mexiko, Peru, Kanada, bis zur Hudsonsbai in großer Menge. In zwo Provinzen von Virginien soll man in einem Winter 500 Bären getödtet haben, worunter nur zwey Weibchen waren. Ein Beweis, sagt Göze, wie geschickt sich diese, nämlich die Weibchen, bey dem Trächtigseyn und Gebähren zu verbergen wissen.

Gegen den 70. Grad nördlicher Breite in Amerika führt eine Gegend ihren Namen vom Aufenthalte der vielen Bären, und heißt der graue Bärenhügel.

In

In Europa werden sie außer Polen, Chur- und Liefland, auch in den gebirgigten Gegenden der Schweitz, in Tirol, Steyermark, Böhmen, u. s. w. angetroffen *). Er wird außer den Menschen auch von den Wölfen verfolgt, welche da, wo sie in Rotten beysammen sind, im Winter Jagd auf ihn machen. Daß er sich, wie vielfältig erzählt wird, bey solcher Gelegenheit hinter einen Holzstoß im Dorfe flüchten, und zu seiner Vertheidigung mit den Scheiten um sich werfen sollte, ist wohl eine unerwiesene Sage. — Das kleine Hermelinwiesel soll dem schlafenden Bären, wie man erzählt, zuweilen ins Ohr kriechen und sich fest beißen, er dann vor Schmerz sich todt laufen.

Obwohl der Bär in Gegenden, wo er häufig angetroffen wird, theils unter dem Wildpret, theils an den Viehheerden und sonst vielen Schaden anrichtet **), so ist doch auch sein Nutzen beträchtlich.

Das Bärenfleisch ist zwar von süß-widrigem Geruch und Geschmack, wird aber, besonders das von jungen Bären, in Lappland, Rußland, wie zum Theil in Polen, auch in Nordamerika gegessen. Die Tatzen sollen unter gehöriger Zu-

*) Seit dem Jahre 1770, wo man sie noch hin und wieder in der hiesigen Provinz antraf, und wo unter andern ein starker Bär im friedländischen Stadtwalde erlegt wurde, kommt nur selten einer aus dem benachbarten Polen zu uns herüber. So fand sich z. B. im Jahre 1804 unvermuthet ein Bär in dem zu meinem Kreise gehörigen Puppenschen Forst ein, auf den aber auch gleich Jagd gemacht und der vom Revierforstbedienten glücklich auf einen Schuß getödtet wurde.

**) Im Jahre 1768 wurde in dem hiesigen Druckenschen Forstberitt ein Bär geschossen, welcher in einer Nacht neun Stück Rindvieh getödtet hatte. Er war von ungewöhnlicher Größe. Seine Länge vom Kopfe bis zum Schwanze betrug 9 Fuß, die Höhe 4 Fuß 2 Zoll.

Zubereitung (s. Oekonom. Enziklopäd. von Krünitz III. 431.) sehr wohlschmeckend seyn. Die Bärenhaut gehört in den kalten Ländern unter die vorzüglichsten Rauch- und Pelzwerke, und macht einen beträchtlichen Handlungszweig aus. Sie wird zu den großen Wintermuffen, Wildschuren, Pelzen, Mützen, Fußdecken in den Kutschen u. s. w. gebraucht. Die Kamtschadalen verfertigen daraus ihre Decken, Betten, Mützen, Handschuhe, Halsbänder für ihre Hunde, auch Schuhsohlen, um auf dem Eise sicher zu gehen. Die alten Deutschen schliefen bekanntermaßen gewöhnlich auf Bärenhäuten, daher vermuthlich der Ursprung des Sprüchworts: auf der Bärenhaut liegen, und der Name Bärenhäuter, um eine träge, müßige Lebensart zu bezeichnen. Wenn der nordamerikanische Wilde mit einem Europäer einen Bund macht und ihm seine Muschelschnur, Wampun, zum Unterpfande giebt: so ist es, wie in den Briefen eines amerikanischen Landmannes erzählt wird, in dem Kontrakte eine Hauptbedingung: wenn du einmahl alt und schwach wirst und nicht mehr arbeiten kannst, so komm in meine Borkenhütte, und deine Knochen sollen sich auf meiner Bärenhaut ausruhen.

Das Bärenfett wird von einigen Völkern an den Speisen gebraucht. Geschmolzen und abgeklaret erhält man ein sehr brauchbares Oel, das dem besten Baumöl nichts nachgeben soll, (s. Histoire de la Louisiane par Mr. le Page du Pratz, T. II. p. 89. 90.). Nach Dumont erhält man in Louisiana von einem einzigen Bären mehr als hundert und zwanzig Töpfe von diesem Oel, und es wird damit ein großer Verkehr zwischen den Wilden und Franzosen getrieben. Es soll bey der größesten Kälte nicht gerinnen, von einer blendenden Weisse, und auf Brod gegessen, wohlschmeckend seyn. Das Bärenfett soll auch als ein äußerliches Mittel bey Brüchen, Flüßen u. s. w. mit gutem Erfolg gebraucht werden können. Die Lappländer bedienen sich dessen, so oft sie Schmerzen an irgend

einem

einem Theile ihres Leibes haben, und zwar bestreichen sich die Männer stets mit dem Fette des Bären, die Weiber aber allemal mit dem Fette der Bärinn. Aus den getrockneten Bärendärmen machen die Kosaken Fenster, die so hell und durchsichtig, wie Glas seyn sollen. Die Kamtschadalen bedecken sich im Sommer das Gesicht mit Bärendärmen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Auch bedienen sich die letztern des scharfgemachten Schulterblatts des Bären als Sense, um das Gras abzumähen. Die Bärenhaare, mit pulverisirter Kreide und etwas starkem Biere vermischt, geben, wie Göze in seiner europäischen Fauna anführt, den trefflichsten Ofenkitt.

Hier noch eine kurze Uebersicht der von dem Bären üblichen weydemännischen Redensarten.

Der Bär hat eine Haut, nicht ein Fell: er wird aufgeschärft, zerwirkt, nicht zerlegt; er schreyt nicht, sondern er brummt; er hat Tatzen, Branten, Bratzen, nicht Füße, er trabt nicht, sondern er geht von und zu Holze, und wenn von seiner Winterhöhle die Rede ist, zu Loch oder zu Lug; er äset nicht, sondern er frißt; er erhebt und erniedrigt sich, wenn er aufsteht und sich niederlegt; er packt nicht, sondern er schlägt, er springt, steigt, fällt, trifft und erdrückt; er hat Fett nicht Feist; er macht ein Männchen, wenn er sich auf den Hinterfüßen in die Höhe richtet.

Jagd und Fang.

Die Bärenjagd ist in einigen Ländern ein Regale, in andern, wie in Polen, Churland, Liefland, und in unseren Staaten dagegen darf der Bär als Raubthier von jedem erlegt werden. Die Jagd wird auf verschiedene Art angestellt. Entweder wird er, wie in Polen z. B., zur Sommerzeit in den Erbsen und Haferfeldern, wo ihm der Jäger gewöhnlich auf einem, in der Nähe befindlichen Baume auflauert,

lauert, auf dem Anstande geschossen, oder es werden große Treibejagen veranstaltet, bey denen sich die Schützen auf den Pässen anstellen, oder man spührt ihn, und diese Methode ist vorzüglich in Polen üblich, bey dem ersten Schnee, und ehe er noch sein Winterlager bezogen hat, auf, zieht dann der Fährte so lange nach, bis man zu den Dickigten oder Brüchen, in denen er sich gelagert hat, kommt. Es werden diese sodann, sobald man sich durch Umspühren überzeugt hat, daß er wirklich dort vorhanden ist, mit Netzen und Schützen bestellt, und dann einige Treiber zum Aufjagen des Bären, und, um ihn den Schützen zuzutreiben, oder auch Leute mit Hetzhunden hereingeschickt, auf welchen letzten Fall die abgeschickten Leute mit ausdrücklich dazu verfertigten Lanzen, in Polen Ostereppen genannt, versehen sind, mit denen sie den Bären, sobald ihn die Hunde gepackt haben, abfangen und tödten.

In Chur- und Liefland wird er häufig mit gewöhnlichen Jagdhunden aufgespührt, die ihn, wenn sie zeitig dazu angeführt werden, gleich jedem andern Wild, laut jagen, auch auf ihn einstürmen. Die Jagd ist für den Schützen, wenn sich dieser nicht vorsichtig anstellt, allerdings gefährlich, weil der Bär, wenn er nicht auf den ersten Schuß erlegt und den Jäger ansichtig wird, oft gerade auf ihn losgeht, besonders wenn er verwundet ist. Ich habe indessen mehrere hiesige, wie auch polnische und chursche Jäger gesprochen, die häufig Bärenjagden beygewohnt, mehrere erlegt und versichert haben, daß die Gefahr im Grunde größer geschildert wird, als sie ist, daß der Bär bey Treibejagen sowohl, als vorzüglich bey einer Jagd mit gut angeführten Jagdhunden äußerst flüchtig sey, und sich, sobald er ihren Laut vernimmt, gar schnell, und ohne sich aufzuhalten, aus dem Staube mache, so wie sich dann gewöhnlich zwey Schützen neben einander auf den Pässen anstellen, um sich einander zu unterstützen. So vielfältig auch behauptet wird, daß der Bär nie auf den ersten Schuß

getödtet

getödtet werde, so wird dies doch von mehreren Jägern, bey denen ich mich hiernach erkundigt habe, gerade widersprochen. Sie versichern im Gegentheil, daß, wenn der Schuß auf dem Kopfe oder der Herzgrube angebracht wird, der Bär sogleich todt darnieder stürzt. *) Ich habe hierüber unter andern die Aussage zweyer glaubwürdiger Oberförster vor mir, von denen einer einen alten starken Bären, der andere aber eine Bärinn auf den ersten Schuß erlegt haben, welches auch mit dem im Jahre 1804 im hiesigen Puppenschen Forst erlegten Bären, dessen ich vorhin erwähnte, der Fall war. Daß die Jäger übrigens, wie viele Schriftsteller erzählen, dem Bären, wenn er schußgerecht ist, zupfeifen, damit er sich in die Höhe richte und sie den Schuß um desto sicherer anbringen können, ingleichen, daß der

*) Ich habe, wie ich bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen kann, in mehreren Jagdschriften die Behauptung gefunden, als ob die Jäger, besonders die polnischen, sich bey der Bärenjagd vorzüglich der Kugelbüchsen von kleinem Kaliber bedienen, weil sie, wie die Schriftsteller hinzusetzen, gefunden haben, daß die Wunde nach dem Schusse zuschlüpft, welches bey größeren Kugeln nicht der Fall seyn soll. Obwohl es nun an sich richtig ist, daß die polnischen Jäger häufig dergleichen Kugelbüchsen von kleinem Kaliber führen, so geschieht dies doch nicht sowohl aus Wahl, und weil sie einer kleinen Kugel eine größere Wirksamkeit zutrauen, sondern weil jene Gattung von Büchsen, (sonst auch Vogelbüchse, auf polnisch Hadszynka genannt) überhaupt in Polen wie in Chur- und Liefland üblich, und die mehresten gemeinen Jäger mit keiner andern Art von Gewehr versehen sind. Wer irgend eine Kugelbüchse von größerem Kaliber habhaft werden kann, gebraucht die andere Gattung nie auf der Bärenjagd, so wie sich denn auch mehrere polnische Jäger anstatt der Kugelbüchsen, der sogenannten Karabiner bedienen, die sie gewöhnlich mit 2 Kugeln laden, um den Bären zu erlegen.

der Bär die Wunde nach dem Schusse mit Moos verstopfen, und wenn ihm die Gedärme aus dem Leibe hängen, er diese wieder hineinschieben sollte, wird von Jägern, die ich darüber befragt habe, abgeleugnet.

Der Bärenfang, mit dem sich vorzüglich die weiter nach Norden belegenen Völker abgeben, wird auf verschiedene Art betrieben.

In der hiesigen Provinz, wo vormals zu Zeiten des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten viele Bären eingefangen, und in den damals allhier zu Königsberg befindlichen Hetzgarten transportirt wurden, gieng man dabey folgendergestalt zu Werke.

Die zu diesem Behuf errichteten Bärenfänge, von denen man noch gegenwärtig Ueberbleibsel in dem 9 Meilen von hier belegenen Druskenschen Forstberitt vorfindet, wurden aus 4 Zoll starken eichenen Planken verfertigt. Sie waren 24 Fuß lang, 6 Fuß breit und 12 Fuß hoch und hatten ganz genau die Einrichtung einer mit zwey Eingängen versehenen Rattenfalle, wornach an beyden Seiten große eingefalzte Fallthüren befindlich waren, die beym Aufstellen vermöge starker Taue aufgewunden und vermöge der einwendig angebrachten Gewichte in die Höhe gehalten wurden. Das Ganze wurde von Außen sorgfältig mit Tannenreisern verkleidet, in der Mitte eines solchen Fanges aber die Kirrung, die in Luder bestand, angebracht. So bald der Bär gefangen war, wurde solcher aus dem vorbeschriebenen Fange in einen, neben diesem aufgestellten, ebenfalls aus starken eichenen Planken verfertigten Kasten hereingetrieben und in letzterem zu Wagen oder Schlitten nach dem hiesigen Hetzgarten transportirt.

In Polen bedient man sich einer ähnlichen Methode. Es werden nämlich an Oertern, wo man Bären spührt, große Gruben von 12 bis 16 Fuß im Gevierte in die Erde gegraben, diese mit starken glatt gehobelten Planken — um dem Bären, wenn er gefangen ist, das Herausklettern

zu

zu erschweren — ausgelegt, der Boden, damit der Bär sich nicht durchgraben kann fest verspündet, die Grube mit Reisig und Erde leicht bedeckt, und in der Mitte der Bedeckung ein beflogener Bienenkorb aufgestellt, da denn der Bär, wenn er sich an diesen macht, in die Grube fällt und gefangen wird. Um sich seiner lebendig zu bemächtigen, wird neben der Grube ein aus starken eichenen Planken und mit eisernen Bändern befestigter Kasten eingegraben, der an der Seite, wo er an die Grube anschließt, mit einer Fallthüre versehen ist, und zu welchem in der Grube selbst ein Eingang angelegt wird, durch den er, bey aufgehobener Fallthüre in den Kasten hineingehen kann. Sobald er sich in diesen, um einem Ausgang zu suchen, hineinbegiebt, wird die Fallthüre von oben heruntergelassen und der Kasten mit dem solchergestalt eingesperrten Bären aus der Erde gehoben.

In Rußland hängt man, wie mehrere Schriftsteller erzählen, einen starken Kloß vor das Flugloch einer Waldbeute, und pflanzt unten um den Baum stark zugespitzte Pfähle. Da der Bär durch den an einem Stricke hängenden Kloß zu dem Flugloche zu kommen verhindert wird, so stößt er den Kloß von sich, der aber jedesmal, je heftiger er ihn von sich stößt, desto stärker auf ihn zurückprallt, ihn endlich, wenn er ihn auf den Kopf oder auf die Nase trifft, so betäubt, daß er vom Baume fällt, und sich auf den unten gepflanzten Pfählen spießt.

Obwohl ich in einigen Schriften angeführt finde, daß diese Art des Fanges auch in Polen üblich seyn soll, so habe ich doch, aller Nachfrage ungeachtet, hierüber nichts erfahren können. *)

In

*) Auch die anderweitige Angabe einiger Schriftsteller, als ob man in Polen Honig mit Brantwein vermischt aufstelle, um den Bären zu berauschen und so seiner habhaft zu werden, wird von polnischen Jägern abgeleugnet. Ein dortiger Schütze,

In Sibirien soll man ihn, der Angabe einiger Schriftsteller zufolge, in Schlingen fangen, die man auf den Gipfeln der Berge aufstellt und an denen man einen schweren Klotz befestigt. Sobald der Bär in der Schlinge ist, stürzt er vermöge der Schwere des Klotzes den Berg herab und fällt sich todt.

Die Baschkiren fangen den Bären, wie unter mehreren Schriftstellellern auch Göze in seiner europäischen Fauna erzählt auf folgende Art: Sie befestigen vor dem Zeidelbrete eines wilden Bienenstocks ein krumm zusammengebogenes Queerholz, an dessen Ende ein Bret mit Stricken wie eine Wage hängt. Wenn der Bär das Zeidelbret aufschieben will, so muß er auf das Bret treten. Kaum hat er es berührt, so schnellt das Queerholz los und der Bär hängt da in freyer Luft ohne sich helfen zu können, da er dann mit Pfeilen erschossen wird, oder sich auf den unter dem Baume hingestellten spitzigen Pfählen spießt.

In Kamtschatka giebt es (s. Steller Kamtschatka, S. 114.) Menschen, die es allein mit dem grimmigsten Bären aufnehmen, und zwar ohne alle andre Waffen, als mit einem starken Eisen, das an beyden Seiten scharf zugespitzt ist und an einem ledernen Riemen hängt. Diesen windet der Kamtschadale um den rechten Arm bis zum Ellenbogen hinauf, nimmt das Eisen in die linke, und sein Messer in die rechte Hand. Nun geht er getrost auf den Bären los, der, wie gewöhnlich (?) auf den Hinterfüßen steht, den Rachen aufsperrt und sich ihm entgegen stellt. Dieser aber fährt ihm mit dem Eisen in der Queere gerade in den brum-

Schütze, den ich hierüber befrug, antwortete mir sehr launig: wer so etwas glaube, müsse seine Landsleute für sehr einfältig halten. Sie kennen, wie er hinzusetzte, den Werth dieses köstlichen Getränkes zu gut, als daß sie es zum Bärenfangen verschwenden sollten.

brummenden Rachen. Der Bär verbeißt sich, verliert alle seine Kraft, und der Kamtschadale sticht ihn todt.

In Illyrien macht sich, wie auch Göze in Beziehung auf Taube Beschreibung des Königreichs Sklavonien anführt, mancher junge Bauer eine ordentliche Lust mit dem Bärenfange. So gewiß ist er in seiner Sache. Er lauert im Walde dem Bären auf seinem Wege auf, und stellt sich unter einen Baum mit nichts anders, als einem starken Holzbeile bewaffnet. Sobald der Bär angetrabt kommt, wirft er ihm einen ziemlich großen Stein vor den Kopf, daß er anfängt zu brummen und den Stein umzukehren. Mittlerweile ist der Illyrier schon auf dem Baume. Der ergrimmte Bär verfolgt ihn. Er aber weiß ihm geschickt auf einen Nebenast auszuweichen. Sobald ihm der Bär nahe genug ist, so kostet es ihm eine Tatze. In einem Hiebe ist sie weg. Nothwendig muß er sich mit der andern halten. Ein zweyter Hieb, so ist diese auch weg, und nun stürzt er brüllend herunter und wälzt sich in seinem Blute, da ihm dann der Illyrier leicht den Rest geben kann.

Der Wolf*).

Naturgeschichte.

Der Ritter Linné zählt den Wolf zur dritten Ordnung der Säugethiere, und nach der Eintheilung in Gattungen zu der

*) Schriften zum Nachlesen:
Büffons Naturges. Uebers. von Martini IV. 57. XV. 93.
Pennant hist. of quadr. Uebers. von Bechstein I. 261.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 148.
Goeze's Fauna I. 135.
v. Schre-

der 12ten Gattung, die gedachter Ritter mit dem Hauptnamen Canis (Hund) belegt, und wohin er außer dem eigentlichen Hunde (Canis familiaris) auch den Wolf (Canis Lupus), die Hyäne (Canis hyaena), den Fuchs (Canis Lupex), den Feldfuchs (Canis Alopex), den Haasenfuchs (Canis Lugopus), den Goldwolf (Canis aureus), den mexikanischen Fuchs (Canis mexicanus) und den surinamischen Fuchs (Thous) zählt. Ungeachtet nun der Ritter bey der für sein System gewählten Einleitung der Säugethiere, — wie ich bereits mehrmalen bemerkt habe — hauptsächlich auf die Aehnlichkeitsmerkmale ihrer Zähne Rücksicht genommen hat, so scheint er doch den Wolf auch noch in anderer Hinsicht für einen Verwandten des Hundes anzuerkennen.

Mehrere neuere Naturkündiger halten ihn ebenfalls für eine wirkliche Hunde-Art, *) obwohl dies mit der anderweiten Behauptung eben dieser Naturkündiger, wornach sie den Hund hinwiederum für eine aus der Vermischung des Wolfes, Schakals und Fuchses entstandene Abart halten **), geradezu im Widerspruche steht. — Nach Büffons Meynung ist der Wolf nichts weniger, als eine Hundeart. Gedachter Naturforscher hält den Wolf und den Hund im Gegentheile für zwey ganz verschiedene Thiergattungen, und führt darüber mehrere, nicht unerhebliche Gründe an.

Ich

v. Schrebers Säugeth. III. 146.
Donndorfs zool. Beyträge I. 180.
Gmelin *Lin.* I. 170.
Bechsteins gemeinnütz. Naturges. Deutschl. Neue Auflage I. 603.

*) So auch Döbel und mehrere andere Schriftsteller.

**) Ueber diese Behauptung habe ich mich bereits im ersten Theile meines Werkes ausführlich erklärt.

Ich für meinen Theil gestehe nun, daß ich mich weder von der angeblichen Verwandtschaft dieser beyden Thiere, noch weniger aber davon, daß sie zu einer und derselben Gattung gehören sollten, überzeugen kann. So groß auch immer die zwischen diesen beyden Thieren in Hinsicht auf ihre Gestalt obwaltende Aehnlichkeit seyn mag, so weichen sie doch dagegen, sowohl in ihrer Lebensweise und thierischen Oekonomie, als vorzüglich in ihrem Naturell zu merklich von einander ab, als daß ich der Meynung derjenigen, die den Wolf für eine Hundeart halten, so ganz unbedingt beytreten könnte. Der Wolf, dieses furchtbare und sowohl in der hiesigen Provinz als dem benachbarten Polen noch immer in zahlreicher Menge anzutreffende Raubthier, hat zwar allerdings in seiner Gestalt so viel Aehnliches mit dem großen Hirten- oder Schäferhunde, daß jemand, der ihn zum erstenmale sieht, gar leicht verleitet werden könnte, ihn für einen wirklichen Hund zu halten. Wenn man ihn indessen genauer betrachtet und einzelne Vergleichungen anstellt, so wird man selbst in seiner äußern Bildung manche auffallende Abweichung wahrnehmen. Die Form seines länglichen starken Kopfes, seine flache breite Stirne, seine stumpf zugespitzte Schnauze geben ihm so, wie der ganze Umriß seiner Figur, das völlige Aussehen eines Hundes. Nur ist der Kopf verhältnißmäßig größer, der Rachen ungleich weiter und beynahe bis an die Ohren gespalten, die Augenlieder und Augäpfel stehen niedriger, und die Augen selbst — die übrigens klein sind und im Finstern funkeln — schiefer, wie bey dem Hunde, wornach er denn auch einen schielenden, schauerlichen Blick hat, der in eben dem Grade zurückscheuchend ist, als der des Hundes dagegen Zutrauen einflößt. — Er hat anbey einen verhältnißmäßig stärkeren und gestreckteren Leib, wie der Hund, vorne breit, nach hinten zu schmal; dagegen sind die Füße hinwiederum kleiner, aber stämmiger, und das ganze Aeußere plumper und schwerfälliger. In der Anzahl der Zähne kommt er mit dem Hunde überein, jedoch weicht

ihre

ihre Bildung in etwas von den Hundszähnen ab. Die beyden äußersten Vorderzähne in der Oberkinnlade haben nur eine Spitze, und sind gegen die nebenstehenden schief abgeschnitten, auch haben nicht blos die äußersten Vorderzähne in der Unterkinnlade an der Seite nach den Eckzähnen zu ein Zäckchen, sondern es sind auch die beyden folgenden in der obern und untern Kinnlade damit versehen: dagegen die beyden mittelsten an beyden Seiten eines dergleichen haben, wobey sich an jedem dieser Zähne, und zwar auf der innern Fläche, eine erhabene Einfassung findet, die in der obern Kinnlade stärker, wie in der untern, ist. Die Eckzähne sind etwas auswärts gebogen, und an der vordern wie an der hintern Seite mit einer stumpfen Schneide versehen. Der vorderste Backenzahn ist klein und rundlich, der zunächst stehende etwas breiter, die folgenden aber nicht nur breiter, sondern auch spitziger und stärker, wie bey dem Hunde. Die Ohren sind verhältnißmäßig kurz, spitzig und in die Höhe gerichtet. Der Hals ist kurz und dick, der Schwanz (Ruthe), den er ganz anders, wie der Hund, entweder gerade herabhängend, oder die Spitze zwischen den Beinen eingezogen trägt, lang, dick und stark behaart. An den Füßen hat er gerade, stumpfe Nägel (Klauen), auch sind die Ballen nicht so kurz und breit, wie bey dem Hunde, sondern lang und nach vorne zu schmal. Er hat einen schleppenden, am Hintertheile etwas schwankenden und dabey so schüchternen Gang, als ob er sich seiner bösen Thaten bewußt wäre. Seine Fährte unterscheidet sich dadurch von dem Hunde, daß solche zuvörderst nach der Bildung seiner Ballen länglicher und schmäler, wie bey dem Hunde ist, daß die zwey mittleren Klauen näher beysammen, die Nägel in der Fährte sichtbarer sind, daß er, weil er meist immer trabt, weiter schreitet, wie der Hund, und daß er beym Traben, nach dem Jäger-Ausdrucke, schnürt, das heißt, einen Tritt in den andern setzt, wornach die Fährte eine schnurgerade Linie bildet, wie dies aus der diesem Theil beygefügten Kupfertafel I

wo

wo die Fährte des Wolfes No. 2. abgebildet steht, zu ersehen ist. *)

Sein Haar ist lang und am Halse tief und aufrecht stehend, die Farbe anders im Winter, wie im Sommer. In der letzten Jahreszeit ist solche, besonders auf dem Rücken, rothgrau, im Winter grau mit schwarz gemischt, am Bauche schmutzig weiß. Die Vorderfüße sind gelbbräunlich, auf der innern Seite mit einem weißen, auf der andern mit einem schwarzen, bis an den eigentlichen Fuß fortlaufenden Streife versehen; die Hinterfüße auf der auswendigen Seite bräunlich, auf der inwendigen weißgrau.

Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß es einen etwas schmäleren Kopf, eine dünnere Ruthe hat, auch niedriger und schwächer, wie das Männchen ist. Auch in der Stimme unterscheidet sich der Wolf vom Hunde. Er bellt nicht, sondern heult nur, **) und bey weitem gräßlicher, als der letztere. Sein

*) Wenn mehrere Wölfe beysammen sind, traben sie gerade hinter einander und treten immer einer in die Fährte des andern, so daß man meynen sollte, es wäre nur ein einziger Wolf da gewesen. — Die Fährte einer Wölfinn unterscheidet sich von der des Wolfes dadurch, daß die Ballen länger und stärker, die Krallen dagegen schwächer sind. — Auch an den Exkrementen (Losung) erkennt man die Wölfinn. — Der Wolf, besonders der alte, giebt eine harte, die Wölfinn eine weiche und breitere Losung von sich. Auch loset der Wolf gewöhnlich neben, die Wölfinn mitten im Wege. Ferner feuchtet der Wolf gleich dem Hunde gerne an alte Baumstöcke, Gesträuche 2c., die Wölfinn aber in die Fährte. — Man bemerkt diese Zeichen vorzüglich da, wo die Wölfe ihren Raub verzehrt haben, obwohl sie freylich nur vorzüglich zur Winterszeit im Schnee sichtbar sind.

**) Mehrere ältere Naturkündiger, und unter andern auch Linné, behaupten zwar, daß die südamerikanischen Hunde eben-

Sein Alter bringt er dem Laufe der Natur nach auf 15 bis 18 Jahre.

Was die Beschaffenheit seiner innern Theile betrifft, so hat Göze, seiner europäischen Fauna zufolge, bey der Zergliederung des Wolfes ebenfalls manche Verschiedenheiten entdeckt. Die Brust ist weit und mit 12 Rippen ausgefüttert. Die Luftröhre ebenfalls sehr weit. Die Lunge besteht aus zwey großen Lappen, davon der rechte wiederum in vier, der linke in drey getheilt ist. Das Herz ist beynahe rund. Der Magen am Boden sehr groß, in der Mitte enge, und die innere Haut gleichsam an einer Schnur gerunzelt. Die Leber ist am Rande gelblichroth, und scheint

ebenfalls nicht bellen, ja daß sogar die europäischen dahin gebrachten Hunde zu bellen aufhören. Es ist dies aber durch die von mehreren neueren Naturkündigern angestellten Beobachtungen geradezu widerlegt, und gehört, wie unter andern Abt Molina in seiner Naturgeschichte von Chili S. 239. versichert, zu den Vorurtheilen, und beruht auf einem Mißverständniß, zu dem die ersteren Eroberer von Amerika dadurch Gelegenheit gegeben, daß sie bey ihrer Ankunft in Mexiko ein in der Gestalt dem Hunde ähnliches Thier, Techichi, ein stummes Thier, angetroffen, und dieses mit dem Hunde verwechselt haben, obwohl es, wie der Abt Saverio Clavigero in seiner Geschichte von Mexiko darthut, von einer ganz verschiedenen Gattung ist. — Auch war, noch ehe die Spanier nach Mexiko kamen, der kleine zotige Hund (Kiltho) und der gemeine Hund (Thegna) dort in allen Gegenden bis an das Kap Horn bekannt und von beyden erwiesen, daß sie wie die europäischen Hunde bellen. — Wohl aber versichert Pennant in seiner Thiergeschichte der nordischen Polarländer, daß es in Amerika eine angeblich vom Wolfe abstammende besondere Hunderace giebt, welche statt des Gebelles, blos ein Geheule hören lassen; wobey er noch hinzufügt, daß dieser Bastardart das Gescheute des Hundes fehlt.

scheint in Riemen getheilt zu seyn. Sie besteht aus zwey großen Lappen, die zusammen neun kleine haben, woraus die Jäger, wie Göze anführt, ich aber nie gehört habe, ein Kennzeichen des Alters nehmen wollen. Das übrige wie bey den Hunden.

Noch größer und auffallender aber sind wohl offenbar die Abweichungen, die man zwischen dem Wolfe und Hunde in Ansehung ihres ganz verschiedenen Naturells wahrnimmt.

Der Wolf hat zuvörderst nichts von dem dem Hunde, nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Naturkündiger, angebohrnen Triebe zur Geselligkeit. In eben dem Grade, als der letzte den Menschen aufsucht und sich an ihn schmiegt, flieht und verabscheut ihn der erstere, und, obwohl man diese Erscheinung zum Theil auf Rechnung der immerwährenden Verfolgung, die er als Raubthier erleidet, setzen kann, so äußert er doch diese Ungeselligkeit selbst gegen seines gleichen. Im Winter, wo sie sich zum gemeinschaftlichen Raube versammeln, trifft man sie mehr, als in der übrigen Jahreszeit, Rottenweise beysammen. Es herrscht aber auch überdem zwischen dem Wolfe und Hunde eine erwiesene besondere Abneigung und Feindschaft. „Ein junger Hund schauert," wie Büffon sehr wahr sagt, „beym ersten Anblick eines Wolfes. Die bloße Witterung desselben, „so fremd und neu sie ihm auch seyn mag, ist ihm dermaßen zuwider, daß er sich zitternd zwischen die Füße seines „Herrn schmiegt. *) — Ein Bauerhund," sagt er weiter, „welcher

*) Man wird diese Erscheinung, wie jeder Jäger bezeugen wird, besonders an dem Jagdhunde gewahr, wenn dieser zum erstenmale auf die Fährte des Wolfes kommt, wo er gewöhnlich plötzlich die Ruthe zwischen die Beine klemmt, und die Fährte scheu und furchtsam verläßt. — Wenn er indessen zur Wolfsjagd angeführt wird, so verliert er diesen Abscheu und jagt den Wolf laut.

„welcher sich seiner Stärke bewußt ist, sträubt sein Haar „empor, wird erbittert, greift ihn muthig an und bemüht „sich, ihn in die Flucht zu jagen. Er bedient sich aller „Kräfte, sich von einem so verhaßten Anblick los zu machen. „Nie treffen sie zusammen, ohne sich entweder zu fliehen „oder mit einander zu kämpfen, und zwar mit einer solchen „Erbitterung, die blos in dem Tode des einen oder des an„dern Befriedigung findet. Sieget in solchem Falle der „Wolf, so zerreißt und verzehrt er seine Beute. Der „großmüthigere Hund aber ist mit seinem Siege zufrieden „und findet keinen Wohlgeruch an dem Aase eines getödteten „Feindes. Er überläßt ihn den Raben und andern Wölfen „zur Beute; denn die Wölfe machen sich kein Bedenken dar„aus, einander selbst aufzufressen. Wenn einer von ihnen „schwer verwundet ist, folgen die gesunden der Spur und „versammeln sich häufig, um ihm den Rest zu geben."

Alles, was Büffon hier anführt, ist — die ihm eigenthümliche, oft aus Dichterische grenzende Art des Vortrages und der Einkleidung bey Seite gesetzt — sehr wahr, und der Umstand, wornach der Wolf den Hund, wenn er ihn getödtet hat, auffrißt, der Hund dagegen den Wolf im entgegengesetzten Falle liegen läßt, so wie der Umstand, daß die Wölfe sich unter einander auffressen — welches bey den Hunden nie der Fall ist — um so charakteristischer, als es wohl allerdings einen Beweis von dem ganz verschiedenen Naturell dieser beyden Thiergattungen giebt.

Die Gefräßigkeit des Wolfes ist so überaus groß, daß sie bekanntlich zum Sprüchworte geworden ist. Obwohl nun der Hund ebenfalls ein äußerst gefräßiges Thier ist, so ist er es doch bey weitem nicht in dem Grade, als der Wolf. Daß der letztere den Hund, wenn er ihn im Kampfe erlegt, verzehrt, ist schon vorhin gesagt worden. Aber selbst aus Hunger und Raubsucht stellt er dem Hunde nach, und sucht sich seiner zu bemächtigen, dagegen

der

der Hund, obwohl er übrigens den Aesern mehrerer Thiere nachgeht, das vom Wolfe verabscheut.

Auch die dem Wolfe eigenthümliche Schüchternheit wird man nie an dem Hunde gewahr werden, obwohl nun freylich nicht abgeleugnet werden kann, daß, da der erstere als Raubthier immerwährend verfolgt, der letztere dagegen als Hausthier genährt, gepflegt und in seinem ihm angebohrnen Muthe von dem Menschen unterstützt wird, dieser Umstand nicht wenig dazu beyträgt, den ersteren in eben dem Grade muthlos, als den letzteren beherzt zu machen. Die Schüchternheit des Wolfes ist aber auch in der That so groß, daß er bey dem geringsten Geräusch, selbst bey dem Hahnengeschrey, ängstlich entflieht. Nicht leicht wird er den Menschen anders, als wenn er von seinem Heißhunger aufs äußerste getrieben ist und ihm jede andere Nahrung fehlt, anfallen. Man hat aber auch Beyspiele, daß er dann durch das bloße Anschlagen eines Feuerzeuges verscheucht worden ist. Sobald er sich gefangen sieht, ist sein ganzer Muth fort, und er wagt es kaum, sich zur Wehre zu setzen *).

Es giebt indessen Fälle, wo er, wenn er, vom Hunger getrieben, auf ein Thier Jagd macht, selbst bey Annäherung des Menschen, vorausgesetzt, daß dieser kein Feuergewehr bey sich führt, denn dies scheut er außerordentlich, seinen Raub nicht fahren läßt. — Pallas erzählt hierüber in seinen Reisen durch Rußland (vide den Auszug II. 346.) folgendes:

„Ich hatte mich kaum von diesem Berge an dem Ja„myschefschen See entfernt, und fuhr, weil alle übrige „Wagen

*) Anders nun freylich, wenn er angeschossen und tödtlich verwundet ist. Er beißt dann, wenn man ihn in diesem Zustande liegen findet und ihn anpacken will, gar grimmig um sich.

„Wagen noch zurück waren, langsam weiter, da ein sehr „großer Wolf dicht an den Wagen geschritten kam und vor „unsern Augen eine auf der Steppe brütende Ente aufjag„te, uns eine kleine Weile phlegmatisch, und ohne die ge„ringste Furcht über unser Zurufen zu bezeigen, ansah, „und darauf mit einigen Sätzen, die eben so wenig Furcht „andeuteten, hinter uns vorbey sprang und auf dem We„ge fortwanderte."

Man muß indessen bey diesem, von Pallas erzählten Falle nicht vergessen, daß er sich in einer Gegend ereignete, wo der Wolf wohl allerdings wenig oder gar nicht von Menschen beunruhigt und verfolgt wird, und wo er mithin diese weniger scheuet und fürchtet.

Auch kann wohl überhaupt nicht abgeleugnet werden, daß, da der Wolf im Zustande der Wildheit lebt, der Hund aber sich seit mehreren Generationen als gezähmtes, und man darf wohl hinzusetzen, als ein am meisten gezähmtes Hausthier, in der Gesellschaft des Menschen befindet, und da hiernach durch die mit letzterem vorgegangene Kultur, sein eigenthümlicher Charakter zum Theil eine andere Richtung genommen hat, der Vergleich zwischen dem Naturell des Wolfes und des Hundes nur dann genau und richtig ausfallen kann, wenn solcher nicht sowohl zwischen dem wilden Wolfe und dem gezähmten, sondern vielmehr zwischen ersterem und dem ebenfalls wilden Hunde angestellt wird. Obwohl nun diese letzteren — welche man gegenwärtig in unserm Welttheile gar nicht, in den andern aber nur noch blos in wüsten und unbewohnten Gegenden antrifft — nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden, in ihren Sitten wohl allerdings ungleich mehr, als die bereits gezähmten Hunde mit dem Wolfe übereinkommen, so unterscheiden sich doch selbst diese schon dadurch von dem letzteren, daß sie mit leichter Mühe gezähmt werden können, welches bey dem Wolfe dagegen nie der Fall ist. Der wilde Hund scheut den Menschen

im Grunde nur so lange, als er ihn nicht kennt. Sobald sich dieser ihm mit Freundlichkeit nähert, gewinnt er ihn lieb, ist gerne um ihn, verläßt ihn nie wieder und bleibt ihm mit Treue ergeben.

Wie ganz anders beträgt sich der Wolf dagegen selbst dann, wenn er ganz jung aus dem Neste genommen und gezähmt wird. Ich habe in der hiesigen Provinz, wo dergleichen Versuche oft und häufig gemacht werden, mehrere gezähmte Wölfe gesehen, sie genau beobachtet, und kann daher das, was ich hierüber anführe, aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sagen. Im ersten Jahre ihres Alters äußern sie freylich wenig von ihrer angebohrnen Wildheit. Sie kommen ohne Anschein von Schüchternheit auf den Ruf herbey, scheuen den Menschen keinesweges, folgen ihm im Gegentheile nach, schmiegen sich wohl gar vor ihm und bezeugen sich freundlich. Aber weit gefehlt, daß sie ihm auf eben die Art, wie der gezähmte Hund unaufgefordert mit Liebkosungen entgegen kommen, ihn von selbst aufsuchen und einen Hang, um ihn zu seyn, zeigen sollten, so wird man eine dergleichen freywillige, auf Neigung beruhende Annäherung nie an ihnen gewahr. Nur der Hunger, und die ihnen eigene Gefräßigkeit ziehen sie zum Menschen hin.

Sobald sie bey zunehmendem Alter irgend Gelegenheit erhalten, ihre Gefräßigkeit ohne Zuthun des Menschen zu befriedigen, wird ihre natürliche Raubbegierde gar bald erwachen, und sie, anstatt ihren Fraß bey dem Menschen aufzusuchen, auf ihre Mitgefährten, die Hausthiere, Jagd machen, und unter diesen Verwüstungen anrichten.

Ich glaube, es wird dem Leser nicht unwillkommen seyn, wenn ich bey dieser Gelegenheit einen Fall erzähle, der sich vor einigen Jahren in einem hiesigen Domänen-Amte mit einem gezähmten Wolfe zutrug, und der hier um so mehr einen Platz verdient, als er in Hinsicht auf

 das

das Naturell des Wolfes charakteristisch ist. Der noch lebende Domänen-Beamte — welcher, beyläufig erwähnt, ein erfahrner Jäger ist — hatte zu seinem Vergnügen einen aus dem Neste genommenen Wolf auferzogen und gezähmt. Er war in der That äußerst zahm, zeigte fast gar keine Spur von Wildheit, hielt sich beständig unter den Jagdhunden des Beamten auf, spielte mit ihnen, kam auf den ersten Ruf herbey, schmiegte sich vor seinem Herrn wie ein Hund, war nichts weniger, als schüchtern, sondern im Gegentheile so dreist, dabey aber zugleich so überaus gefräßsig, daß, wenn er bey gedeckter Tafel in das Zimmer gelassen wurde, er sogleich über die Speisen herzufallen versuchte, und nur mit derben Zurückweisungen abgehalten werden konnte, den am Tische Sitzenden die Speisen vom Teller zu nehmen. Nun ereignete es sich in einer äußerst kalten, mondhellen Winternacht — der Wolf war damals etwa ¾ Jahre alt — daß der Beamte durch das Lärmen der auf dem Hofe befindlichen Hunde aus dem Schlafe geweckt wird. Er hört, daß die laut winselnden Hunde heftig an der Hausthüre kratzen. Er steht auf, öffnet die Thüre, die Hunde stürzen zwischen seinen Füßen mit Ungestüm in das Haus und suchen sich durch die Flucht zu retten. Mitten im Hofe wird er 4 wilde Wölfe gewahr, die über den gezähmten Wolf hergefallen sind, ihn bereits in Stücken zerrissen haben und nun den Raub verzehren. Er eilt in das Schlafzimmer zurück, um eine geladene Flinte zu holen. Bey seiner Rückkehr sind die Wölfe indessen bereits entflohen. Die Ueberreste des zerrissenen liegen zerstreut auf dem Hofe umher.

Ich bin übrigens weit entfernt, aus diesem Vorfalle die Folge ziehen zu wollen, als ob zwischen dem wilden und gezähmten Wolfe ein so ganz besonderer Haß obwalte, daß jene wilden Wölfe, blos durch diesen geleitet, und um gleichsam an dem zahmen Rache zu nehmen, über ihn hergefallen sind. Ich glaube vielmehr, daß, da der letztere durch den langen Aufenthalt unter den Hunden ihre

Witte-

Witterung angenommen, die Wölfe ihn vielleicht für einen wirklichen Hund gehalten, und blos deshalb, weil er unter den übrigen der jüngste und schwächste war, zuerst angefallen haben.

Ich kehre von dieser kleinen Ausschweifung zu den Abweichungsmerkmalen, die zwischen dem Hunde und dem Wolfe obwalten, zurück. Wie sehr er sich nicht blos in seiner Gestalt — und hier ist freylich die Abweichung nicht groß — sondern vorzüglich in seinem Naturell vom Hunde unterscheidet, glaube ich hinlänglich dargethan zu haben. — Das wesentlichste und wichtigste Unterscheidungszeichen aber betrifft das Fortpflanzungsgeschäfte dieser beyden Thiere. Eine Wölfinn wird gewöhnlich nur einmal im Jahr, eine Hündinn, wie jedem Jäger bekannt ist, zwey= oft dreymal im Jahre hitzig *). Eine Wölfinn geht $3\frac{1}{2}$ Monat, eine Hündinn nur 9 Wochen trächtig. — Dieser letzte Umstand ist gewissermaßen entscheidend, indem wohl schwerlich Jemand zu behaupten im Stande seyn wird, daß Thiere von einer und derselben Gattung unter sich in Ansehung der Tragezeit von einander abweichen sollten. Der auffallende Unterschied in der Dauer der Tragezeit bey den Wölfinnen, die länger, als hundert Tage, und bey den Hündinnen, die nicht viel über sechzig Tage währt, beweiset vielmehr, wie Büffon sehr wahr sagt, wohl allerdings zur Gnüge, daß der Wolf und der Hund außer der großen Verschiedenheit ihres Naturells, auch in Ansehung ihres Temperaments, als einer der vorzüglichsten Folgen der Einrichtung des thierischen Baues merklich von einander abweichen. Die Verfechter der angebli-

*) Ueber die eigentliche Ranzzeit der Wölfe sind sowohl die Naturkündiger als Jäger verschiedener Meynung. Einige behaupten, sie ranzen um Weyhnachten, andere um Lichtmeß. Die mehresten Jäger nehmen jedoch Weyhnachten als die wahrscheinliche Ranzzeit an.

geblichen Verwandtschaft führen nun zwar weiter zu Begründung ihrer Behauptung an, daß der Wolf sich mit dem Hund belaufe, welches nun Büffon hinwiederum, dessen Versuche sie zu paaren fruchtlos abgelaufen sind, wie nicht minder Daubenton geradehin bestreitet. Zugegeben aber, daß die von Büffon angestellten Versuche vielleicht blos durch Zufall mißlungen sind, zugegeben, daß der Wolf, wie Göze, Pallas und andere Naturkündiger, ingleichen Landwirthe, ja selbst Jäger versichern, sich wirklich mit dem Hunde beläuft, zugegeben sogar, daß man wirklich Junge aus dieser Begattung aufweisen kann, so beweist diese Erscheinung, die bey mehreren Thieren, wie z. B. bey dem Pferde und Esel ebenfalls vorkommt, doch noch immer nicht, daß diese Thiere zu einer und derselben Gattung gehören. Um dieses letztere zu begründen, müßte man nicht blos die Möglichkeit der Begattung, die ich keinesweges ableugnen will, nicht blos die der Hervorbringung einer Bastardart, die ich eben so wenig bestreite, man müßte beweisen und hinlänglich darthun, daß aus jener Gattung fruchtbare Bastarde, das heißt solche, die sich weiter fortzupflanzen fähig sind, hervorgehen, worüber aber alles, was zeither davon gesagt und geschrieben worden, blos auf unverbürgte Erzählungen hinausläuft; daher ich denn, so lange man nicht hierüber untrügbare Beweise aufzustellen im Stande ist, keinesweges der Meynung derjenigen beytreten kann, die den Wolf und den Hund für eine und dieselbe Thiergattung halten wollen. Der erstere wie der letztere sind meiner Ueberzeugung nach zwey verschiedene, für sich bestehende Urthiere, die Unterscheidungsmerkmale aber, ihrer manchen Aehnlichkeit ungeachtet, eben so unverkennbar als charakteristisch, und es würden solche gewiß längst vertilgt seyn, wenn je eine fruchtbare, das heißt, eine in die zweyte Generation übergehende Vermischung *) statt gehabt hätte. Ich überlasse nun

*) Diese hat die Natur sehr weise zu verhindern gewußt, und mußte

nun jedem unbefangenen Leser, welcher Meynung er beytreten will, und werde jetzt nur noch Eines und das Andere, die Lebensweise, Nahrung, Aufenthalt des Wolfes u. s. w. betreffende nachholen.

Wenn die Ranzzeit eintritt, so gesellen sich gewöhnlich mehrere Wölfe zu einer hitzigen Wölfinn, und kämpfen dann oft grimmig um ihren Besitz. Gemeinhin flieht die Wölfinn während dieser blutigen Auftritte vor ihnen; dagegen sie ihr unter abwechselndem Kampfe nachspüren und ihre Bewerbungen wie ihre Kämpfe so lange fortsetzen, bis einer von ihnen Sieger bleibt.

Der Begattungstrieb äußert sich bey Eintritt der Ranzzeit zuerst bey den alten, späterhin bey den jungen Wölfinnen, welche letztere übrigens im zweyten Jahre zur Zeugung fähig sind. Die Wölfe halten sich hiernach im Anfange der Ranzzeit zu den alten, gegen das Ende derselben zu den jungen Wölfinnen. Wenn die Wölfinn sich ihrer Wurfzeit nähert, so sucht sie sich im Innersten des Waldes ein Dickicht und bereitet sich dort oft unter Baumwurzeln, oft aber auch unter dichten Gesträuchen ein Lager. Sie ebnet dieses vorher gewöhnlich, beißt zu dem Ende die auf dem Platze befindlichen Gesträuche und Aeste mit ihren Fängen ab und schafft Moos hin, um sich ein bequemes Wochenbette einzurichten. Sie wirft (wölft) gemeinhin 6 bis 9 Junge, nie weniger, als drey. Daß die letzteren mehren-

mußte es auch, wenn anders nicht über kurz oder lang eine gänzliche Verwirrung unter den Thiergattungen eintreten, und das eigenthümliche Gepräge, das die Natur jedem Urthier aufgedrückt hat, verlöscht werden sollte. Ohne diese Vorsorge würde man meiner Ueberzeugung nach, und wie jedem Unbefangenen einleuchten muß, wenig oder gar keine Urthiere, sondern an deren Stelle blos Bastarden und Spielarten von ungewisser Herkunft auf dem Erdboden antreffen.

mehrentheils weiblichen Geschlechts seyn sollen, ist eine unerwiesene Sage. Die Jäger behaupten im Gegentheil, daß bey jedem Wurf mehr junge Wölfe, als Wölfinnen zu fallen pflegen.

Die Jungen werden wie die Hunde blind gebohren, und bleiben in diesem Zustande 10 bis 11 Tage. Daß dies keine wirkliche Blindheit ist, und was es damit für eine Bewandniß hat, darüber habe ich mich in der Naturgeschichte der Hunde ausführlich erklärt. Die Wölfinn säugt die Jungen 5 bis 6 Wochen und verbirgt sie, wie man, obwohl unerwiesenermaßen, erzählt, bis sie laufen können, vor ihrem Vater, weil dieser sie sonst auffressen würde; eine Erscheinung, die man nun freylich bey reissenden Thieren mehrmalen bemerkt haben will. Gegen das Ende des Säugungsgeschäftes sucht die Wölfinn ihre Jungen an den Genuß des Fleisches zu gewöhnen. Sie speyt oder kaut ihnen dann Anfangs ihre Nahrung vor, trägt ihnen hinterher lebendige Fledermäuse, junge Haasen, Repphühner und anderes Geflügel zu, womit die jungen Wölfe anfänglich ihr Spiel treiben, welches sich aber gar bald mit Erwürgung jener Thiere endigt.

Daß die Wölfinn in diesem Zeitraum den Vater zu ihren Jungen führen, er diese liebgewinnen, ihnen zu fressen bringen und gleich der Mutter für sie Sorge tragen soll, wird zwar häufig erzählt, dürfte aber schwerlich zu erweisen seyn. Wenn sie blind aus dem Neste genommen und an eine säugende Hündinn gelegt werden, so nimmt diese sie an, und sie können, selbst in einem Alter von 4 bis 6 Wochen, aus dem Neste genommen, gezähmt werden. Sie kehren aber, sobald sie ein Jahr und drüber sind, wie ich bereits erwähnt habe, zu ihrer angebohrnen Wildheit und Raubbegierde zurück. *) Büffon, der mit Zähmung der Wölfe meh-

*) In den Morgenländern, besonders in Persien, lehrt man sie, wie mehrere ältere, auch neuere Schriftsteller erzählen, in ihrer

mehrere Versuche angestellt hat und der hierüber nachgelesen zu werden verdient, versichert unter andern, daß einer seiner gezähmten Wölfe, der beynahe 19 Monate lang auf seinem Hofe unter dem Federvieh frey herumgegangen, zwar anfänglich nie einen Anfall auf selbiges gewagt, beym ersten Versuch aber, der ihm eingefallen, gleich in einer Nacht alle Hühner erwürgt hat, ohne jedoch ein einziges davon zu fressen. Ein anderer von zwey Jahren hat plötzlich seine Fesseln mit Gewalt zerrissen, und auf seiner Flucht einen Hund, mit dem er auferzogen und sehr vertraut war, niedergeworfen. — Die Begattung zwischen Wolf und Hund hat Büffon, wie ich schon vorhin angeführt habe, mehrmalen, obwohl immer ohne Erfolg, versucht.

Die liebste Nahrung des Wolfes ist das Fleisch lebendiger Thiere. Er verschmäht aber auch eben so wenig die Aeser der todten.

Menschenfleisch soll, wie mehrere Schriftsteller erzählen, für ihn ein Leckerbissen seyn. Man hat, wie Büffon anführt, gesehen, daß Wölfe den Kriegsheeren gefolgt und in großer Anzahl auf die Schlachtfelder gekommen sind, wo sie die verscharrten Leichname aufgespürt und mit unersättlicher Begierde verzehrt haben. *) Man hat,

ihrer Jugend tanzen, und giebt mit solchen abgerichteten Wölfen dem Volke ein Schauspiel. Ein solcher gezähmter und abgerichteter Wolf soll, wie Chardin und Pietro della Valle versichern, in Persien oft mit 500 Rthlrn bezahlt werden.

*) Pennant erzählt in seiner Thiergeschichte der nördlichen Polarländer hierüber folgendes:

„Als 1718, so sagt er, unsere Armee aus Norwegen kam „und viele Kranke mitbrachte, folgte ihr auch eine Menge „Wölfe nach. Schrecklich muß es bey den ersten Kolonien „in Amerika gewesen seyn, wenn die Wölfe haufenweise „von den Gebirgen durch den Geruch der Indianer, die hun-„dert-

hat, wie Büffon weiter anführt, bemerkt, daß diese an Menschenfleisch gewöhnten Wölfe hernach auf Menschen losgegangen, den Schäfer eher, als die Heerden angefallen, Kinder *) zerrissen haben u. s. w. Diese schlimme Art von Wölfen hat man daher mit dem Namen Loups garoux (Wahrwölfe), (nach Gaston Phoebus Chasse du Loup, Loups dont il faut se garer.) genannt Dapper erzählt in seiner Beschreibung von China, daß es in der dortigen Provinz Xantung Wölfe giebt, die blos Menschen anfallen, sonst aber keine Thiere tödten, und nur Früchte genießen.

In Ländern, wo der Wolf als Raubthier verfolgt wird, und eben dadurch die Ueberlegenheit des Menschen kennen lernt, wird er diesen, wie ich bereits vorhin angeführt habe, nicht leicht anders, als wenn es ihm an jeder andern Nahrung fehlt **) und ihn der Heißhunger zur Verzweiflung bringt, anfallen. Er ist von Natur nichts weniger, als beherzt, und nur der quälende Hunger kann ihn zu

„derzweise an den Pocken starben, heruntergelockt wurden „und sich nicht blos mit den Leichen begnügten, sondern die „Kranken und Sterbenden in den Hütten fraßen."

*) In dem kalten Winter 1740, so erzählt Göze in seiner europäischen Fauna, holte in Preußen ein Wolf den kleinen Knaben eines Holzhauers aus der Hütte, und eilte mit ihm nach dem Walde. Der Vater verfolgt ihn, und da er in den Wald kommt, findet er schon einen Bären mit dem Wolfe im Kampf, der seine Beute abgeworfen hat. Unbeschädigt klettert der kleine Junge auf einen Baum; da indessen der Bär den Wolf erwürgt hat, jener von dem Holzhauer erlegt, das Kind aber glücklich gerettet ist. — Si non e vero e ben trovato.

**) Er nimmt diese, wenn er nichts besseres vorfindet, von Maulwürfen, Ratten und Mäusen, stellt aber auch den Hasen, wie dem wilden und zahmen Federvieh, nach.

zu einem Wagestück verleiten. In bewohnten Gegenden muß er im Gegentheil auf eigene Sicherheit Bedacht nehmen und seine Raubbegierde auf andere Gegenstände einschränken. Auch hält er sich in bewohnten Gegenden bey Tage sorgfältig verborgen, geht nur größtentheils zur Nachtzeit auf Raub aus, stellt in Wäldern dem Wildpret, vorzüglich den Rehen, nach — eine Jagd, zu der sich fast immer zwey und zwey vereinigen, und die ihnen bey tiefem Schnee selten mißlingt — trabt auf den Feldern umher, sucht im Sommer und zur Herbstzeit den oft die Nacht über im Freyen befindlichen Viehheerden Abbruch zu thun, schleicht im Winter um die Wohnplätze herum — wo man ihn bey Einbruch der Nacht, besonders wenn ganze Rotten beysammen sind, fürchterlich heulen hört — dringt auch wohl, wenn er sich unter den Thürschwellen der Schaafställe durchgraben kann, in diese ein*) und würgt gewöhnlich in einem fort, ehe er etwas wegschleppt.

Rind-

*) Um den Wolf zur Nachtzeit von den Schaafställen abzuhalten, bedient man sich im Auslande, einer neuerlich erschienenen Anzeige zu Folge, des einfachen, aber freylich etwas kostspieligen Mittels, eine, oder auch mehrere angezündete Laternen vor den Ställen aufzupflanzen. —

Ich kann aber auch nicht umhin, den Leser bey dieser Gelegenheit mit einem anderweiten Mittel bekannt zu machen, welches nach der mir von zwey glaubwürdigen Landwirthen der hiesigen Provinz gemachten mündlichen Versicherung dazu dienen soll, das Rindvieh wie die Pferde vor dem Anfall der Wölfe zu sichern, und welches von gedachten Männern seit geraumer Zeit mit glücklichem Erfolg angewandt wird. Man nimmt, je nachdem die Heerde groß oder klein ist, eine verhältnißmäßige Quantität Assa foetida, vermischt diese mit Schießpulver und reibt die aus dieser Mischung bereitete Salbe dem Vieh am Halse und an den Hintertheilen, den Pferden vorzüglich an den Mähnen und dem Schweife ein. Die Wirkung des Mittels läßt sich aus

guten

Rindvieh und Pferde packt er gewöhnlich am Halse, oder an den Hintertheilen an, sucht sich aber meist immer nur die jüngsten und schwächsten aus. Den älteren und stärkeren kann er nicht leicht etwas anhaben. Wenn sich die Heerde, wie oft geschieht, in einem Kreis zusammen stellt, so kann er ebenfalls wenig ausrichten. Das Rindvieh vertheidigt sich dann muthig mit den Hörnern, die Pferde mit den Hinterfüßen, und er wagt es dann selten, die erstern von vorne, die letzteren von hinten anzufallen. Er wartet vielmehr ab, bis sich eines etwa von der Heerde absondert und die Flucht ergreift; alsdann er aber auch beynahe immer seiner Beute gewiß ist. Man will behaupten, daß eine Wölfinn selten in der Nähe des Orts raubt, wo sie Junge hat, um nicht entdeckt zu werden. Ich kann dies nicht einräumen. Man findet da, wo eine Wölfinn mit den Jungen ihr Lager hat, mehrmalen nahe dabey Federn und Knochen von ihrem Raube, die sie denn doch ebenfalls bey Seite zu bringen bemüht seyn würde, wenn ihr jene Vorsicht eigen wäre. — Der Wolf kann seines Heißhungers ungeachtet, und muß oft mehrere Tage fasten, wird aber auch, wenn dies lange währt, mehrmalen aus Hunger von der Tollwuth befallen, der er auch bey großer Hitze wie bey großer Kälte ausgesetzt ist. Ein von der Tollwuth befallener Wolf ist an seiner schwankenden, unregelmäßigen Fährte zu erkennen.

Die Natur hat den Wolf mit allen Mitteln seine Raubbegierde zu befriedigen versehen, ihm Waffen, List, Behen-

guten physischen Gründen erklären. Der Wolf scheut bey seinen äußerst feinen Geruchsorganen jede ihm irgend fremde und verdächtige Witterung, besonders die des Schießpulvers. Daß die Assa foetida einen starken widrigen Geruch verbreitet, ist allgemein bekannt. Auch bedienen sich dieser einige hiesige Forstmänner mit gutem Erfolg, um die in den Schonungen aufgesteckten Wildpretsscheuchen einzuwittern.

Behendigkeit und Stärke verliehen. Die Vordertheile seines Körpers sind vorzüglich stark, besonders die Hals- und Kinnbackenmuskeln. Er trägt in seinem Rachen einen Hammel, ohne ihn die Erde berühren zu lassen. Aristoteles behäuptet zwar, und mehrere Schriftsteller haben es ihm nacherzählt, daß der Hals des Wolfes aus einem einzigen, in einem fortgehenden Halsbein bestehe. Daher das Sprichwort: Er hat einen so steifen Hals, wie ein Wolf. Neuere Naturkündiger haben aber jene Behauptung widerlegt, indem sie bey der Zergliederung am Wolfe, wie an den Hunden und andern vierfüßigen Thieren, viele Wirbelbeine, bisweilen aber auch ein am nächsten Wirbel befestigtes Lendenwirbelbein, im Halse gefunden haben. Der Wolf besitzt neben seiner Stärke auch ein vortreffliches Gesicht und Gehör. Er ist aber auch überdem mit äußerst feinen Geruchsnerven versehen. Er wittert seinen Raub wie seine Feinde in einer beynahe unglaublichen Ferne. Er läßt bey seinen Streifereyen, und wenn er verfolgt wird, nie den Wind aus der Nase, und bedient sich dessen beständig als eines Kompasses, um nicht irre geleitet zu werden.

Der Wolf besitzt wie der Hund ein bewundernswerthes Erinnerungsvermögen, und es darf daher nicht auffallen, wenn man ihn sowohl bey seinen Räubereyen, als wenn er verfolgt wird, mit einer Art von List und Gewandheit zu Werke gehen sieht, um seinen Raub zu haschen oder auch den ihn bedrohenden Gefahren auszuweichen. Sein treues Gedächtniß ruft ihm jeden bereits erlebten Fall zurück. Er sammelt, je älter er wird, eine Menge von Erfahrungen, die er trefflich zu nutzen weiß. So wahr dies von einer Seite ist, so übertrieben sind dagegen die Erzählungen, die man hin und wieder, selbst in den Schriften geachteter Naturkündiger, von der angeblichen List des Wolfes aufgezeichnet findet. Einige sind wirklich von der Art, daß wenn sie wahr wären, man dem Wolfe außer dem Erinnerungsvermögen wirkliche Vernunftschlüsse zutrauen müßte.

Selbst

einem erst nach seinem Ableben vom Herrn Professor Leonhardi herausgegebenen Werke wird gewissermaßen Ostpreußen ausschließlich als das Vaterland der schwarzen Wölfe angegeben. Es ist dies aber eine völlig ungegründete Behauptung, und es wissen sich selbst die ältesten Jäger, die ich darum befragt habe, nicht zu besinnen, daß jemals in der hiesigen Provinz schwarze Wölfe angetroffen worden. Selbst der Balg eines schwarzen Wolfes ist hier zu Lande, des ansehnlichen Pelzhandels ungeachtet, eine Seltenheit. Vor drey Jahren hatte ein hiesiger Pelzhändler einen solchen Balg aus dem entfernten Norden erhalten, und es gingen täglich Leute hin, um diese Seltenheit in Augenschein zu nehmen. *) Die Senegalischen Wölfe sollen größer und grausamer, als die gewöhnlichen, die Aegyptischen kleiner, als die Griechischen seyn.

Adenson erzählt in seiner Senegalischen Reise von den Afrikanischen Wölfen einen Umstand, der merkwürdig genug ist, und den auch Martini in der deutschen Ausgabe der Büffonschen Naturgeschichte anführt:

„Weil die Neger," so erzählt Adenson, „gewohnt „sind, ihren Vorrath von Fischen auf den Dächern ihrer „Hütten oder auf ihren Rohrmauern zu trocknen, so pflegt „ihr Anblick und Geruch Löwen, Tiger und Wölfe ins „Dorf zu locken, die beständig um dasselbe herumstreifen, „und wehe den Kindern oder auch Erwachsenen, die sich „dann außer der Hütte befinden. Es traf sich einst in einer „Nacht, daß ein Löwe und ein Wolf in Gesellschaft mit „einander

*) Es ist wirklich zu bedauern, daß ein großer Theil der so häufig erscheinenden Forst= und Jagdschriften in ohne Wahl und Sachkunde eingesammelten Kompilationen besteht. Einer schreibt und betet dem andern nach zum Nachtheil junger unerfahrner Leser, die dadurch irre geleitet werden, des Zeit= und Geldverlustes nicht zu gedenken.

„einander bis in den Hof der Hütte kamen, welche mir „eben zum Schlafzimmer diente. Sie bäumten sich ab„wechselnd in die Höhe, sprangen mit ihren Vorderpfoten „auf das Dach, welches ich deutlich hören konnte, und „holten von da ihre gesuchte Beute. Am folgenden Tage „sah man, daß jedes von beyden Thieren, die aus den im „Sande hinterlassenen Fährten zu erkennen waren, einen „Fisch geraubt hatte. Bescheiden genug von so fleischbegie„rigen Thieren gestohlen. *) — Meines Wissens hat „man die Beobachtung, daß der Wolf mit dem Löwen Ge„sellschaft hält, noch nirgends aufgezeichnet, obgleich dieser „Fall nicht unter die seltensten gehört. Man hört in den „Senegalschen Revieren fast alle Abende den Wolf neben dem „brüllenden Löwen heulen. Ich bin durch unzählige Bey„spiele versichert worden, daß der Wolf nie etwas vom „Löwen zu fürchten habe. Nicht als ob der Wuchs des „afrikanischen Wolfes, der weit größer und stärker, als „der europäische ist, auf den Löwen einen besondern Ein„druck machte, sondern weil das Wolfsfleisch den letztern auf „keinerley Weise zum Genuß reizt."

In Kamtschatka sind die Wölfe, wie Krascheninnikar in seiner Beschreibung des gedachten Landes anführt, äußerst zahlreich. Sie sind dort sehr grimmig und richten sowohl unter den Viehheerden, als vorzüglich auch unter den Rennthieren eine große Verwüstung an. Die Zungen der letzteren sollen, wie gedachter Verfasser erzählt, zu ihren größten Leckerbissen gehören, sie auch oft Hasen und Füchse aus den Schlingen und Fallen stehlen. Auch in Lappland findet man die Wölfe in zahlreicher Menge. Von ihrer Begierde nach den Rennthieren, von der Art, sich ihrer zu bemächtigen, und von den Mitteln, welche die Lappen anwenden,

*) Da sie nichts als Fische vorfanden, so scheint es mit dieser angerühmten Bescheidenheit eben nicht viel auf sich zu haben.

wenden, sie abzuhalten, hat Leem in seinen Nachrichten von den Lappen in Finnmarken eine ausführliche Beschreibung geliefert, aus welcher ich hier einen Auszug liefere.

„Um die Wölfe, die den Rennthieren sehr nachstellen, „abzuschrecken, hängen die Lappen an Stangen alte zerris„sene Kleider auf. Niemals aber sind diese Raubthiere „mehr zu fürchten, als bey Stürmen und Schneegestöber, „da sie der Hunger wüthend macht. Hat der Lappe als„dann seine Wohnung in einer Gegend aufgeschlagen, wo „es Wölfe giebt: so muß er mit der ganzen Familie seine „Rennthiere hüten, wenn er sie erhalten will. Das Gesin„de kommt wechselsweise aus der Hütte und schlägt mit „Stangen an die Balken der aufgerichteten Schlitten, um „die Wölfe abzuschrecken. Dies ist desto nöthiger, da sich „die Rennthiere gar nicht wehren und es recht darnach an„fangen, um dem Räuber in die Hände zu fallen; denn so„bald sie den Wolf merken, nehmen sie die Flucht, da sie „bey der Hütte sicher wären, und der Wolf läßt nicht nach, „sie so lange zu verfolgen, bis er sie hat. Merkt es das „Gesinde an der Flucht der Thiere, daß ein Wolf in der „Nähe ist, so suchen sie ihnen zwar auf alle Art zur Hülfe „zu kommen, allein mehrentheils ist der Schade schon ge„schehen und das Thier geliefert."

„Wenn der Wolf die Rennthiere in einiger Entfer„nung von der Hütte antrifft und merkt, daß sie dahin ihre „Zuflucht nehmen wollen, so sucht er sie davon abzubringen „und in den Wald zu jagen, da sie ihm dann gewiß zur „Beute werden. Hat er eins ins Bein gebissen und es „entwischt ihm; so ist es gerettet, weil es dann mit der er„staunlichsten Geschwindigkeit läuft (?). Der eigentliche „Fang des Wolfes ist, das Thier bey der Kehle zu packen „und zu ersticken. Ich habe einmal sechs Rennthiere auf „dem Schnee bey einer Hütte todt liegen gesehen, die der „Wolf blos erstickt hatte, aber nicht verzehren konnte, „weil er verjagt wurde. Es war nicht die geringste Wun-

„de

„de an ihnen zu sehen. Der Wolf verzehrt das Thier nicht „an dem Orte, wo er es gewürgt hat, sondern schleppt es „gemeiniglich an einen andern, und legt es so, daß der „Kopf gegen Morgen, und der Schwanz gegen „Abend steht (??). Ein sonderbarer Umstand! Allein „es ist eine bekannte Sache, daß man fast alle Skelette „in dieser Lage antrifft. Die Krähen sind beständige Be„gleiter der Wölfe, weil er ihnen Futter verschafft. Wenn „diese schreyen, so ist der Wolf nicht weit."

„Einige Rennthiere vertheidigen sich tapfer. Ein „Berglappe hatte einen Bock ohne Hörner, der des Nachts „von zwey Wölfen angefallen wurde, sich aber so tapfer „wehrte, daß die Wölfe die Flucht genommen hatten. In„deß fand man ihn doch todt auf dem Schnee, weil er sich „so entkräftet hatte."

„So lange das Rennthier angebunden ist, thut ihm „der Wolf nichts. Reißt es sich aber los und nimmt die „Flucht, so kann es ihm nicht entgehen."

In Norwegen waren die Wölfe vormals — ob noch jetzt, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten — eine allgemeine Landplage. Pontoppidan sagt in seiner Naturgeschichte von Norwegen, daß sie dort anfänglich blos in den östlichen Gegenden des Landes ihren Aufenthalt gehabt, sich aber seitdem auch auf der Westseite von Norwegen, wo man vor Zeiten nichts von ihnen gehört, verbreitet haben. Auf den dänischen Inseln sind sie längst ausgerottet. So auch in England, wo man jetzt keine Wölfe mehr antrifft.

Den Nutzen dieses räuberischen, gefährlichen Thieres anlangend, so behauptet Büffon zwar, am ganzen Wolfe sey nichts brauchbares, als der Balg. Er sey schädlich im Leben und unnütz nach dem Tode. Neuere Schriftsteller haben dies aber mit Recht bestritten. So auch Göze unter andern, welcher darüber gewissermaßen eifert, daß Büffon

 dem

dem Wolfe, seinem Ausdrucke nach, gar keine Ehre gelassen hat.

Sein Balg ist allerdings ein brauchbares Pelzwerk. Mit den Haaren verarbeitet, wird er nicht blos zu den sogenannten Wildschuren, die zu den wärmsten Pelzen gehören, sondern auch zu Pferdedecken, Kummeten für Zugpferde, zu Decken vor den Stubenthüren, um die Schuhe daran zu reinigen, zu Fußsäcken, ingleichen zu Muffen angewandt. Man rühmt dem Wolfsbalge überdem nach, daß sich kein Ungeziefer darin aufhält. Auch werden, wenn das Haar abgebeizt und das Leder weißgar gegerbet wird, Handschuhe und andere Sachen daraus verfertiget *).

Die Zähne, welche sehr hart und glatt sind, werden, in lange hölzerne Stiele gefaßt, von den Goldschmieden, Kupferstechern und Vergoldern zur Glättung ihrer Arbeit, von Buchbindern zur Glättung des Schnittes der Bücher gebraucht. In Silber eingefaßt, wurden sie vormals häufig kleinen Kindern um den Hals gehängt oder in die Hand gegeben, um, wenn sie zahnen, das Zahnfleisch daran zu reiben und den Durchbruch der Zähne zu erleichtern. Ein Gebrauch, der jetzt nicht mehr Statt hat, weil Elfenbein, hartes Holz und andere dergleichen Dinge ähnliche Dienste leisten. Das Fleisch vom Wolfe ist zwar, seines stinkenden Aasgeruches wegen, ungenießbar. Selbst die Hunde, welche sonst die Aeser nicht verschmähen, verabscheuen es. Indessen soll es nach Aussage einiger Schriftsteller denn doch von den Thungusen im Nerkschieskischen Gebiete, welche sich überhaupt, wie man versichern will, nicht sowohl von lebendig geschlachteten, als von verreckten Thieren nähren, ingleichen von den Armen

*) Nach Göze und andern bedienen sich die Kamtschadalen der Wolfsfelle zu Beinkleidern.

men unter den Lappen, von diesen vielleicht blos aus Noth gegessen werden *).

In vorigen Zeiten stand man in dem Wahn, daß das Herz, die Leber, die Galle, die Gurgel **), die Därme, sogar die Losung oder der Wolfskoth, die pulverisirten Knochen, das Blut mit Oel vermischt, der ganze Kopf sowohl als das rechte Auge, die Schnauze, Ruthe u. s. w. herrliche Arzeneymittel abgäben, und die vormaligen Apotheker, welche jene Dinge nebenher zu tausenderley abergläubischen Absichten nutzten, würden, wie Göze sagt, mit Herrn von Büffon schlecht zufrieden gewesen seyn, daß er den Wolf um allen Kredit gebracht hat. In neueren Zeiten ist man nun freylich davon zurückgekommen.

Einen dem Wolfskoth in dem 15ten Bande S. 245 der Abhandlung der Schwedischen Akademie der Wissenschaften von Senstedt nachgerühmten Nutzen kann ich indessen nicht unbemerkt lassen. Gedachter Verfasser behauptet, daß wenn man Wolfskoth in Wasser aufweicht und das Vieh mit der daraus verfertigten Lauge am Rücken, Halse und an den Seiten bestreicht, die Witterung davon

den

*) Die Jäger hier zu Lande pflegten in vorigen Zeiten, wenn nach beendigter Wolfsjagd ein Mahl gehalten wurde, einen Wolfsbraten, und zwar am Ende der Mahlzeit, auftischen zu lassen, um, wenn ein Neuling in der Gesellschaft wär, diesen anzuführen. Sobald er den ersten Bissen zum Munde brachte, wurde unter nachgeahmtem Wolfsgeheule in das Horn gestoßen. Das gab dann einen herrlichen Weidemanns-Spaß ab.

**) Döbel, dessen Hang zur Quacksalberey ich bereits an einem andern Orte gerügt habe, behauptet, daß wenn man das Pferdefutter durch eine Wolfsgurgel laufen läßt, die Pferde besser fressen und auch zunehmen sollen.

den Wolf von der Heerde abhalten soll. Er, Senstedt, will dieses Mittel selbst versucht und bewährt gefunden haben. Es wäre daher wohl der Mühe werth, daß mehrere Versuche damit angestellt würden.

Hier noch einige weidemännische Redensarten vom Wolfe:

Der Wolf geht nicht, sondern trabt. Er reißt oder wirft das geraubte Thier. Er äset sich nicht am Raube, sondern er frißt solchen. Er ranzt oder rollt, wenn er sich begattet; die Wölfinn wirft nicht, sondern wölft. Der untere Theil der Läufte (nicht Füße) wird Klaue, die Zähne, wie bey allen Raubthieren, Fänge, der Schwanz Ruthe oder auch Standarte, die Spitze derselben Blume, die Haut, welche nicht abgezogen, sondern gestreift wird, weidemännisch, Balg angesprochen. Wenn mehrere Wölfe in Gesellschaft sind, so nennt man dies eine Rotte.

Jagd und Fang.

Es giebt vielleicht kein Thier, das so allgemein verfolgt wird, als der Wolf. Er ist beynahe überall für vogelfrey erklärt. In dem vom Kaiser Carolus Magnus im Jahr 1507 emanirten Land- und Lehnrecht wird der Wolf gewissermaßen förmlich mit der Reichsacht belegt.

„Allen Thieren,“ so heißt es dort, „ist Frid und Bann „gesetzt, on Wölfen und Bären, an den bricht niemandt „keinen Frid.“

Ungeachtet man indessen, in polizirten Ländern wenigstens, von jeher auf die Ausrottung dieses gefährlichen Räubers Bedacht genommen hat, so dürfte dies doch schwerlich gelingen, Länder, wie England ausgenommen, wo die örtliche Lage verbunden mit einem allgemeinen Aufgeboth die gänzliche Vertilgung des Wolfes möglich gemacht hat.

hat. Um, wo nicht mehr so, doch seine Verminderung zu bewirken, hat man mancherley Veranstaltungen ersonnen. In Ländern, wo man mit allen zu den sogenannten Hauptjagen der Hirsche und Säue erforderlichen Geräthschaften und Jagdzeugen versehen ist, werden Wolfshauptjagen angestellt. In andern Ländern, z. B. in der hiesigen Provinz, wo jene Hauptjagen der fehlenden Zeuge und auch des Kostenaufwandes wegen nicht zulässig sind, sucht man dem Wolfe, nach Verhältniß der Jahreszeit, und zwar im Sommer und Herbst, vermittelst sogenannter Hazardjagden, im Winter und beym Spurschnee aber, entweder mit oder ohne Wolfszeug, vermittelst der Treibjagden, Abbruch zu thun, oder ihn auch in Wolfsgärten, Wolfsgruben, Tellereisen und Schwanenhälsen zu fangen, ihn endlich auch beym Luder und in Schießhütten zu erlegen.

Von den Hauptwolfsjagen haben mehrere Jagdschriftsteller, und unter diesen vorzüglich Döbel in seiner bekannten Jäger-Practika eine ausführliche Beschreibung geliefert, die aber mit der von dem Hauptjagen der Hirsche und Säue in zu genauer Verbindung steht, als daß ich nicht billig Anstand nehmen müßte, selbige einem lediglich der kleinen Jagd gewidmeten Werke, es sey nun im Ganzen oder Auszugweise, einzuverleiben. Ich muß daher diejenigen Leser, die über diesen Gegenstand ihre Wißbegierde etwa näher befriedigen wollen, lediglich auf das Döbelsche Werk verweisen, und werde mich in dem meinigen blos auf die hier zu Lande üblichen, mit ungleich wenigerm Kostenaufwande verknüpften, aber dem ungeachtet nicht minder wirksamen Wolfsjagden einschränken. Die sogenannten Hazardjagden, welche im Grunde ebenfalls als Treibjagden anzusehen sind, haben diesen Namen vorzüglich deshalb erhalten, weil sie größtentheils zu einer Jahreszeit gehalten werden, wo man den eigentlichen Aufenthalt der Wölfe, die sich im Sommer und Herbst bald in Dickigten, bald in Brüchen, und wenn Getreide

im Felde steht, auch in diesem verbergen, wegen des fehlenden Spurschnees nicht mit Gewißheit ausmitteln kann, und gewissermaßen auf gerathewohl (Hazard) auf sie Jagd macht. Wenn diese von einigem Erfolg seyn soll, so ist dazu nicht nur eine große Anzahl von Treibern, oft 4 bis 500 Mann, sondern auch eine verhältnißmäßige Anzahl von Schützen nöthig. Man vertheilt die erstern in 3 Parthien und läßt durch diese, unter Anführung mehrerer der Jagd wie der Gegend kundiger Leute, wozu man hier zu Lande außer den zur Anführung des Treibens angestellten Jägern auch Dorfs-Schulzen wählt, diejenigen Gegenden, wo man Wölfe vermuthet, auf Meilen weit, und zwar in folgender Ordnung abtreiben. Es werden nämlich die Treiber in drey verschiedenen Gegenden in einer Linie, und zwar, je nachdem man mit der Menschenanzahl ausreicht, in weiterer oder näherer Entfernung von einander, angestellt. Sobald das verabredete Signal erfolgt, rückt jeder Flügel in gerader Richtung langsam vor und treibt die vor ihm liegenden Gebüsche, Brüche u. s. w. ab. Um den Wolf aufzuschrecken sind die Treiber, welche unter immerwährendem lautem Geschrey vorrücken, noch außerdem mit Klappern und andern lärmmachenden Werkzeugen versehen. Jeder Flügel geht so lange vorwärts, bis sämmtliche 3 Flügel an den äußersten Enden zusammenstoßen, alsdann Halt gemacht, und den Schützen, die sich auf der dem Treiben entgegengesetzten Seite ebenfalls in einer Linie anstellen, Nachricht gegeben wird.

Sobald nun die im Jagen etwa befindlichen Wölfe durch dieses Manöver, welches durchaus mit der nämlichen Ordnung, wie ein militärisches veranstaltet werden muß, enger zusammen getrieben und an drey Seiten von den Treibern, an der vierten aber, wo die Schützen sich vorstellen, von diesen in eine Art von Quarrée eingeschlossen sind, rückt der den Schützen gegenüber stehende Flügel auf ein zweites Signal vorwärts und treibt die solchergestalt eingeschlossenen Wölfe vermittelst Schreckschüsse und unter immer-

merwährendem Lärmen und Klappern den Schützen zu. Hinter den letzteren werden da, wo man Wolfszeuge hat, in einer gewissen Entfernung Prellnetze vorgezogen, sonst aber Leute mit Knitteln in einer Linie angestellt, um, wenn etwa von den Schützen ein Wolf gefehlt wird, solchen zur Rückkehr in das Jagen, und wiederum vor die Flinte zu bringen. Dergleichen Hazardjagden sind zuweilen, wenn sich gerade Wölfe in der Gegend halten, von vielem Erfolg, oft aber auch mißlich, und besonders deshalb, weil das Lokal nicht immer gestattet, den Wind gehörig in Acht zu nehmen, obwohl dies, sobald es irgend angeht, nothwendig ist.

Ich habe in dem mir zur Aufsicht anvertrauten Oberforstmeisterlichen Kreise ein Forstrevier, in welchem sich beständig Wölfe halten, wo das Lokal zu dergleichen Hazardjagen äußerst günstig ist, und wo zuweilen 6 bis 9, ja mehrere Wölfe auf einmal erlegt worden sind.

Die zur Winterzeit üblichen Treibjagen weichen im Wesentlichen von den Hazardjagen nur in so weit ab, daß bey den ersteren der Spurschnee (Neue) genutzt wird, um den eigentlichen Aufenthalt der Wölfe auszumitteln, wornach sie denn allerdings ungleich wirksamer sind und der Erfolg, wenn nur sonst keine Fehler vorgehen, nicht ausbleiben kann. Sie werden aber auch hier zu Lande in den Königlichen Forsten durch die sogenannte Jageneintheilung sehr begünstigt, daher ich denn auch die des Forstwesens unkundigen Leser zuvörderst, und ehe ich die bey den Treibjagen zu beobachtende Prozedur beschreibe, mit jener Forsteinrichtung bekannt machen muß.

Es sind nämlich in sämmtlichen Königl. Forsten, obwohl in anderer Absicht, sowohl der Länge als Breite nach, in einer Entfernung von 1000 zu 1000 Schritten große, einige Ruthen breite, und in einer geraden Richtung fortlaufende Alleen (Gestelle) durchgeschlagen, wodurch im Innern

Innern der Forste Quadrate, die auf jeder Seite eine Länge von 1000 Schritt (200 Ruthen) haben, gebildet werden, die man mit dem Namen Jagen bezeichnet. Sobald nun im Winter Spurschnee (Neue) eintritt, wird die Forst Jagen für Jagen abgespührt. Nachdem man nun durch dieses Abspühren das Jagen, in dem die Wölfe sich halten, ausgemittelt hat, welches man dadurch erfährt, wenn man zwar eine Eingangs- aber keine Ausgangsspur findet, so wird ersteres, nämlich das Jagen, unverzüglich da, wo man Wolfszeug hat, mit diesem, und außerdem noch mit Leuten, sonst aber mit letzteren allein umstellt. Die Schützen stellen sich, mit Wahrnehmung des Windes, das heißt dem Ort, von wo der Wind herkommt, gegen über — bey dieser Art Treibjagen ist es mehr, wie bey Hazardjagen angänglich — vor, und die den Schützen gegenüber stehenden Leute treiben auf ähnliche Art, wie bey den Hazardjagen, die im Jagen befindlichen Wölfe den ersteren, nämlich den Schützen zu. Die Wolfszeuge hier zu Lande bestehen in 40 Bund Lappen, wovon 10 Bund auf eine Länge von 1000 Schritt hinreichen und wornach mithin mit 40 Bund ein ganzes Jagen umstellt (eingekreiset) werden kann. Außer den Lappen gehören zu einem kompletten Wolfszeuge noch 6 Stück Wolfsnetze, welche bey den Treibjagen zum Schlagen aufgestellt werden, um den Wolf, wenn er auf diese stößt, darin zu fangen. Sowohl an den Lappen als Netzen werden Leute mit Knitteln und Heugabeln angestellt um den Wolf, wenn er bey ersteren durchgehen will, zurückzuscheuchen, ihn aber in letzteren, sobald diese über ihm zusammenschlagen, zu tödten. Es sind übrigens in der hiesigen Provinz mehrere, im Königsbergschen Kammer-Departement allein 10 mit Zeugen versehene Wolfsjäger angestellt, welche nicht nur die ihnen besonders zur Aufsicht anvertrauten, sondern auch auf Erfordern, und wenn ihnen aus den benachbarten Revieren die Spur gebracht wird, diese mit dem Zeuge bejagen müssen. Die Treibjagen mit oder ohne Zeug werden hier zu

Lande

Lande nach Verhältniß der Witterung, am häufigsten im Monat Februar angestellt, weil alsdann der strenge Frost gewöhnlich schon nachgelassen hat, die Wölfe dann weniger unstät sind, nicht mehr Meilen weit umher traben, und auch besser das Zeug halten. Sämmtliche Einsassen des platten Landes, so wie die Einwohner der Landstädte sind verpflichtet, Leute zum Treiben zu stellen. Wenn eine Wolfsjagd beendigt ist und die Treiber zusammen gerufen werden, um nachzusehen, ob sich nicht etwa einer oder der andere während der Jagd entfernt, oder auch in der beym Treiben vorgeschriebenen Ordnung gefehlt hat, worauf Strafe steht, pflegen die ersteren, nämlich die Treiber, den getödteten Wölfen wohl hin und wieder einige tüchtige Prügel zuzuzählen und diese mit dem Ausruf: Nimm das für mein Schaaf, dies hier für mein Füllen u. s. w. zu begleiten, um sich an dem Wolfe noch nach dem Tode für das Unheil zu rächen, welches er den Viehheerden zugefügt hat, welches denn lustig genug anzusehen ist.

Man bedient sich übrigens, um den Wolf zu erlegen, der sogenannten Posten, von denen man nach Verhältniß des Kalibers 8 bis 10 St. in die Flinte steckt. Auf einer mäßigen Schußweite kann man ihm füglich mit dem mit O bezeichneten Hagel das Garaus machen. Noch muß ich bemerken, daß die Wolfsjagden, was auch manche Schriftsteller davon erzählen mögen, keinesweges mit Gefahr für den Jäger verknüpft sind, es sey denn, daß sich etwa ein von der Tollwuth befallener Wolf sehen läßt, der nun freylich dem Jäger, wenn er ihn etwa fehlt, gefährlich werden kann. Der Wolf ist, wie ich schon an einem andern Orte angeführt habe, ein äußerst scheues, furchtsames Thier. Wenn man Schießgewehr bey sich hat, darf man selbst dann, wenn man einer ganzen Rotte begegnet, unbesorgt Feuer geben, und es ist ein Irrthum, wenn Göze in seiner europäischen Fauna erzählt, daß man sich in solchem Fall hüten muß, auf eine Wölfinn zu schießen, weil man

sonst,

sonst, wenn man diese erlegt, von der übrigen Rotte angefallen wird. Sie macht sich im Gegentheil sicher aus dem Staube und läßt die erlegte Gefährtinn ohne Umstände im Stich. Die einzige Gefahr, der man bey Wolfsjagden hin und wieder ausgesetzt ist, besteht darin, daß man von unvorsichtigen, leidenschaftlichen Schützen getroffen werden kann, welches indessen bey allen Jagden, wo mehrere Schützen beysammen sind, der Fall ist. Es ist allerdings Vorsicht beym Anstellen, ingleichen die Anordnung nothwendig, daß Niemand seinen ihm angewiesenen Posten eher verlasse, bis er abgerufen wird.

Die Wolfsgärte, welche nun freylich einen nicht unbeträchtlichen Holzaufwand erfordern, und nur da, wo es hieran nicht fehlt, zulässig sind, werden im Innern der Forst angelegt. Man wählt hiezu die Dickigte und zäunt hier einen Ort von 60—80—100 Ruthen im Geviertе mit starken, 9—10 Fuß hohen Pallisaden ein, und zwar dergestalt, daß letztere, damit der Wolf sich weder unten durchgraben, noch darüber wegspringen kann, 3 F. unter und 6 F. über der Erde zu stehen kommen. Gegen Süden oder Südost wird ein verhältnißmäßig großer, und von beyden Seiten mit Buschwerk umgebener Eingang offen gelassen, im Innern des Gartens aber eine Luderstätte angelegt, um die Wölfe dort zu kirren. Auch wird nahe am Eingange auf einem Baume, mit Wahrnehmung des Windes, eine Wachhütte aptirt, außerhalb des Gartens aber noch überdem ein Wachhäuschen errichtet, und in dem letzteren eine Glocke angebracht, welche durch eine von der Wachhütte im Garten bis zum Wachhäuschen fortlaufende Leine angezogen werden kann. Wenn man spürt, daß der Wolf, oft auch eine ganze Rotte, einige Zeit ungestöhrt nach dem Luder ein- und ausgegangen ist, so begiebt sich der Jäger in die auf dem Baume aptirte Wachhütte, um dort die Nacht über auf die Wölfe zu lauern. Sobald sie zugehen, zieht er die Glocke an. Die im Wachthäuschen

außerhalb des Wolfsgartens befindlichen Leute eilen dann herbey, um den Eingang mit einem Prellnetze zu verschließen. Die in der Nacht eingefangenen Wölfe werden dann am folgenden Morgen entweder durch Jagdhunde aufgespürt, oder man läßt den Garten durch Leute abtreiben, um die Wölfe den Schützen vor die Flinte zu bringen. Ich befand mich einmal vor mehreren Jahren in einem hiesigen Forstrevier, wo in dem dort befindlichen aber seitdem eingegangenen Wolfsgarten, in einer Nacht eine Rotte von 9 Wölfen eingefangen und am folgenden Tage vor den Jagdhunden erlegt wurde. Man pflegt auch zuweilen außerhalb des Wolfsgartens dicht am Pallisadenzaun eine Wolfsgrube anzulegen, den Zaun aber da, wo außerhalb die Grube befindlich ist, nur etwa 2 Fuß hoch zu machen. Der eingefangene Wolf, welcher einen Ausgang am Zaune sucht, springt dann da, wo er die niedrigen Pallisaden findet, oft über diese weg und fällt in die Grube. — Es giebt auch Wolfsgärte von anderer Erfindung wovon aber die Beschreibung, die man übrigens in Döbels Jagdpraktika nachlesen kann, hier zu weit führen würde. Wenn man eine, für sich bestehende Wolfsgrube, ohne Verbindung mit dem Wolfsgarten, anlegt, so verfährt man dabey folgendergestalt: Es wird eine 14 bis 16 Fuß tiefe, und etwa 10 F. breite Grube gegraben, in deren Mitte eine über den Rand hervorragende Stange mit einer verhältnißmäßig großen Scheibe errichtet, auf dieser aber ein lebendiges Schaaf oder auch eine Gans oder Ente aufgestellt und angebunden. Ueber die Grube werden ein paar lange Stangen gelegt, diese mit Reißig, das Ganze aber rund herum mit Stroh bedeckt, auch sowohl auf das Stroh, als am Rande, etwas Schaafmist gestreut. Sobald der durch die Witterung, oft auch durch das Blöken des Schaafes herbey gelockte Wolf, nach diesem, oder nach der auf der Scheibe befindlichen Gans oder Ente über das Stroh zu eilet, stürzt er, wie leicht zu erachten, in die Grube. Es müssen aber hiezu nur isolirte, weder von Menschen noch Vieh besuchte

Oer-

Oerter ausgewählt werden, daher denn dergleichen Wolfsgruben auch hier zu Lande, wegen der damit für Menschen und Vieh verknüpften Gefahr, nur selten sind.

Von der Art, die Wölfe in Eisen zu fangen, werde ich, um nicht unnütze Wiederholungen zu machen, im folgenden Artikel, wo von der Ausrottung der Füchse und vom Legen der Fuchs- und Wolfseisen die Rede seyn wird, das Nöthige in Eins nachholen.

Die Methode, den Wolf beym Luder zu erlegen, ist zwar an sich sehr einfach. Es gehört aber dazu viel Vorsicht und Erfahrung, und der Schütze, der ihm des Nachts auflauert, muß, wenn er sich anstellt, sehr genau den Wind in Acht nehmen und sich sorgfältig verbergen, wenn er seinen Schuß anbringen will. Leichter kommt man nun freylich in Schießhütten zum Zweck. Es werden diese in einer Schußweite vom Luder, hin und wieder über der Erde, oft auch so angelegt, daß nur ein Theil der Hütte über der Erde hervorragt. An der Seite nach dem Luder zu wird ein Loch in der Wand angebracht, welches nur eben groß genug seyn muß, um den Wolf beobachten, und zugleich hinterher den Schuß anbringen zu können. Damit der Wolf keine Menschenspur vorfinde, so begiebt sich der Schütze gewöhnlich zu Pferde nach der Hütte und steigt in diese, ohne beym Absitzen die Erde zu berühren, von oben hinein, und läßt das Pferd von seinem Begleiter, der ebenfalls zu Pferde seyn muß, zurückführen. Schützen, die zu Fuß hingehen, pflegen die Sohlen mit Kühmist zu bestreichen, um dem Wolf die Spur zu verwittern.

Wer an einem isolirten Ort am Walde wohnt, kann, wenn er nahe bey der Wohnung Luder legt, den Wolf oftmals aus dieser, vermittelst einer kleinen Oeffnung in der Fensterscheibe, beym Auflauern erlegen.

Die hiesigen, ingleichen die polnischen Jäger und Schützen bedienen sich zur Winterszeit, besonders bey strengem Frost, wo es dem Wolfe oft an Nahrung fehlt, noch

einer

einer andern, ziemlich drolligen Methode, um den Wolf vor die Flinte zu locken, von der ich nicht weiß, ob sie im Auslande bekannt ist. Der Schütze setzt sich mit dem Rücken gegen den Fuhrmann gekehrt, auf einen Bauerschlitten und hat neben seiner Flinte ein lebendiges junges Schwein gebunden vor sich liegen. Hinten am Schlitten befestigt er an einer verhältnißmäßig langen Leine ein Bund Stroh, das er nachschleppen läßt. So ausgerüstet fährt er in den Wald, wo er Wölfe vermuthet und zwickt das vor ihm liegende Schwein während des Fahrens, welches ununterbrochen im mäßigen Trabe fortgesetzt werden muß, von Zeit zu Zeit, um es zum Grunsen zu reizen. Der durch die Witterung und das Geschrey des Schweines herbeygelockte heißhungrige Wolf läßt sich dann wohl zuweilen in der Hitze zu dem Irrthum verleiten, das hinter dem Schlitten nachschleppende Stroh für die Beute zu halten. Sobald er hinspringt, giebt der Schütze Feuer, welches aber äußerst schnell und in dem Moment, wo der Wolf den Sprung wagt, erfolgen muß, weil der Wolf sich, sobald er den Irrthum gewahr wird, wie leicht zu erachten, gar eilig aus dem Staube macht. Ich übergehe die Methode, die Wölfe durch Selbstschüsse zu tödten, weil diese Prozedur der Gefahr wegen nur selten anwendbar, hier zu Lande auch eben deshalb untersagt ist. Döbel hat in seiner Jagdpraktika eine ausführliche Beschreibung über diesen Gegenstand geliefert,

In Frankreich hat Jemand neuerlich den Versuch gemacht, das Kadaver eines getödteten Wolfes zu vergiften, um dadurch die Ausrottung dieser Raubthiere zu bewirken. Da die Wölfe sich bekanntermaßen einander auffressen, ihr Fleisch aber dagegen von jedem andern Thiere verschmäht wird: so scheint das Mittel allerdings zweckmäßig zu seyn, und es wäre wohl der Mühe werth, daß damit weitere Versuche angestellt würden.

Der Fuchs *).

Naturgeschichte.

Der Fuchs (Canis vulpes), den der Holländer: Reinike de Voß, der Engländer Fox nennt **), gehört ebenfalls zur dritten Ordnung der Säugethiere, und zwar zu der vom Ritter mit dem Hauptnamen *Canis* belegten 12ten Gattung. Auch er wird von einigen Schriftstellern für einen Verwandten des Hundes, dagegen dieser hinwiederum nach Pallas für eine, aus der Vermischung des Wolfes, Schakals und Fuchses entstandene Abart gehalten wird. Nach meiner Ueberzeugung und denen in der Naturgeschichte des Hundes und des Wolfes aufgestellten Gründen ist der Fuchs ebenfalls ein Urthier. Ob der Fuchs, wie mehrere Naturkündiger behaupten, den Uebergang zum Katzengeschlecht macht, doch so, daß er dem Hunde weit

*) Schriften zum Nachlesen.

Büffon's Naturgesch. Uebers. von Martini IV. 97.

Pennant hist. of quadrup. Uebers. von Bechstein I. 264.

Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschl. Neue Auflage I. 624.

Gmelin *Lin.* I. p. 13.

v. Schrebers. Säugeth. III. 354.

v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 205.

Goeze's Fauna I. 162.

Donndorfs zool. Beyträge I. 194.

v. Wildungs Neuj. Ges. 1796. S. 26.

**) Im Griechischen heißt der Fuchs ἀλωπὴξ (alopex). Das Wort bezeichnet nach Göze eine Augentäuschung, und ist in Hinsicht auf seine Gewandtheit gewissermaßen charakterisch, indem er, wenn man ihn kaum gesehen hat, schon wieder aus den Augen verschwunden ist.

weit näher, als der Katze ist, lasse ich dahin gestellt seyn. Von der Katze hat er, wie Göze anführt, den langen Augapfel, den langen Schwanz und den Gang. Er geht so leise, wie eine Katze, und setzt auch einen Lauf vor den andern, wie diese. *)

Obwohl seine äußere Gestalt allgemein bekannt ist, so werde ich diese denn doch der Vollständigkeit wegen näher bezeichnen, und zu dem Ende die von Bechstein in seiner Naturgeschichte gelieferte Beschreibung, welche mir die vollständigste und anschauendste zu seyn scheint, Wort für Wort hersetzen:

„Die Länge seines Körpers beträgt etwas über 2 Fuß, „die Höhe 1 Fuß 2 Zoll und der Schwanz ist 1 Fuß 4 Zoll „lang. Sein ganzes äußeres Ansehen gleicht einem mittel„mäßigen Schäferhunde oder Windspiele, wenn man sich „kürzere Beine hinzu denkt. Ueberhaupt ist der Bau seines „Körpers schlank. Der breite Kopf hat eine glatte Stir„ne, und läuft in einer langen Schnauze spitzig aus. „Der Mund hat ein sehr scharfes Gebiß. Die sechs obe„ren Vorderzähne sind größer und spitziger, als die unte„ren. Die zwey obern größern gekrümmten Hundszähne „(Fänge) stehen von den Vorderzähnen etwas ab, um den „zwey untern Platz zu machen. Oben befinden sich auf je„der Seite sechs, und unten sieben Backenzähne, wovon „die letzteren nur wahre stumpfe Mühlzähne, die vordern „aber dreyeckig und scharf zugespitzt sind. Einem skeletirten „Kopfe sieht man die List und Schalkhaftigkeit des Thieres „deutlich an. Die Zunge ist lang, schmal und rauh. „Die Nase ist wie bey einem Hunde eingekerbt und wittert „weit.

*) In den Läufen hat er, wie Göze noch mit Hinweisung auf die zoologische Bemerkung des Herrn von Dieskau hinzusetzt, eine stärkere Schnellkraft, wie der Hund. Daher kann er auch höhere Sprünge thun. Ein Fall von 12 bis 15 Fuß hoch thut ihm so wenig Schaden, als der Katze.

„weit. Die Augen liegen wie beym Wolfe schief herab, „sind blaulich und funkeln. Die Ohren stehen aufrecht, „immer gespitzt. Der übrige Körperbau ist wie beym Hun„de, und der Bauch läuft, wie bey einem Windhunde, „von der erhabenen Brust an, schmal zu. Der Schwanz „(Standarte, Stange, Ruthe, Lunte) ist dick, mit „weichen Haaren besetzt, zottig, liegt beym Gehen auf der „Erde und wird nur beym Laufen ausgestreckt."

„Die Farbe des Kopfs, der Schultern bis zur „Hälfte des Rückens ist rostfarbig oder dunkelroth mit „gelbem Grunde, und der übrige Theil bis zur Schwanz„spitze (Blume) ist noch überdies mit weiß überlaufen, „welches die weißen Spitzen der Haare verursachen. *) „Die Seiten laufen nach dem Bauche zu weiß aus. Lip„pen, Backen, Kehle und ein Streif an den Beinen „herab sind weißlich. Die Haare der Brust und des Bau„ches haben einen blauen Grund und nur die Spitzen sind „weiß, daher diese Theile ins Aschgraue fallen. Die „Schwanzspitze ist weiß. Die röthlichen Vorderfüße ent„halten vier Zehen, welche so, wie die Ohrspitzen schwarz „gezeichnet sind, und die Hinterfüße fünf. **) Sie sind „alle mit unbeweglich langen Nägeln versehen. Ein alter „Fuchs

*) Füchse mit einer weißen Schwanzspitze (Blume) werden an einigen Orten zum Unterscheide Birkfüchse, die mit einer schwarzen Blume Brandfüchse genannt.

**) Seine Fußballen sind weich und behaart, daher kann er so leise treten. — Seine Fährte ist der vom Hunde ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß der Fußtritt länglicher ist; die Klauen vorn hinaus mehr zusammen gezwungen sind. Wenn er trabt, schnürt er, wie der Wolf. Wenn er sachte geht oder schleicht, steht die Fährte nicht wie beym Schnüren in gerader Linie, sondern mehr auseinander. So auch, wenn er flüchtig ist. Die Fuchsfährte ist auf der diesem Theile beygefügten Kupfertafel I. Fig. 3. abgebildet.

„Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, die Brust wird „weißer und die Haare um die Spitze seiner Zeugungsglieder „(Ruthe) werden endlich ganz weiß. Die Füchsinn ist „etwas schlanker gewachsen, als der Fuchs; ihre Kehle „fällt von Jugend auf mehr ins Weiße und ihr Kopf ist „spitziger, übrigens ist sie ihm vollkommen gleich.“

„Noch ist zu bemerken, daß am Obertheil des „Schwanzes ungefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll von der Wurzel sich eine „Drüse (Viole, Fuchsblume) in Gestalt eines Leich„dornes mit einer kleinen Oeffnung befindet, welche eine ge„ronnene Fettigkeit enthält, welche so angenehm, wie „Viole, riecht, und die borstenartigen Haare, welche um „dieselbe stehen, hochgelb färbet. Der Fuchs beißt nach „dieser Drüse, wenn er verwundet wird, es sey, daß der „Geruch und Geschmack dieser Fettigkeit schmerzlindernd „ist, oder daß er durch diesen Balsam seine Wunde hei„len will.“

„Er wird 14 Jahre alt.“

So weit Bechstein. — Bey der Zergliederung hat Göze gefunden, daß die Eingeweide des Fuchses ganz der Gefrässigkeit des Thieres angemessen sind. Der Magen, für den der Patron, wie Göze mit seiner bekannten Laune sagt, alles thut, ist unverbesserlich, die Häute darin besonders stark, weil sie mancherley schwere Sachen: Knochen, Haare und Federn zu verarbeiten haben. Die Lungen sind groß und lang, die Gedärme derb und fest, aber nicht mit vielem Fett verwachsen. Sie haben, wie überhaupt seine inneren Theile, einen unerträglichen Geruch. Die Gallenblase ist vorzüglich klein. In den Lebern des Fuchses, welche bey vielen andern Thieren von Würmern, als Egeln und Blasenbandwürmern durchbohrt sind, hat Göze nie dergleichen, und nur einmal, und zwar in der Niere eines Fuchses, einen großen Rund- oder Spulwurm gefunden. — Nach Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte Deutschlands haben die Füchse

 auch

auch den Blasenwurm (Vesicaria). — In den Gedärmen hat Göze dagegen fast alle Arten langgliederichter Bandwürmer, wie sie den Hunden eigen sind, angetroffen. Die Geruchs-Nervenhaut ist, wie bey den Hunden, wenn sie entfaltet wird, sehr groß. Eine Füchsinn hat Göze zwar, wie er anführt, nie zu zergliedern Gelegenheit gehabt, wohl aber verschiedene ungebohrne Junge (Embryonen) erhalten — von der Größe eines Gerstenkornes bis zu der Größe einer Bohne — in und außer ihren Häuten, jedoch alle noch mit der Nabelschnur, die nach allen ihren Theilen, so zart sie auch waren, schon die völlige Bildung hatten, und an denen man die spitze Schnauze und den langen Schwanz deutlich unterscheiden konnte.

Die Lage des Embryo in seinen Wasserhäuten ist, wie Göze anführt, besonders und sehr weise eingerichtet. Der Kopf steckt zwischen den Vorderpfoten und der Schwanz liegt zwischen den Hinterfüßen auf dem Bauche durch. Das Ganze wie eine länglichte kleine Kugel. Sie waren in verschiedenen Häuten auf das sorgfältigste verwahrt, welches, wie Göze sehr richtig bemerkt, bey einem Thiere, das öfters die gewaltigsten Sprünge wagen muß, nöthig ist.

Die Füchsinn wird wie die Wölfinn nur einmal im Jahre hitzig, und zwar im Monat Februar, oft schon Ausgangs Januar. Sie geht dann gewöhnlich zu Bau und hat zuweilen zwey, drey Füchse um sich, die sie, wenn die Begattungszeit (Ranzzeit, Rollzeit) angeht, mit einem heiseren Ruf zu sich lockt. Bey der Vermischung hängen sie auf die nämliche Art, wie die Wölfe und Hunde zusammen. Die Füchsinn geht wie eine Hündinn 9 Wochen trächtig und wirft 3 — 5 — 8, zuweilen 9 Junge, die wie die Hunde blind zur Welt kommen und nach der Behauptung mehrerer Naturkündiger 14 Tage, mithin länger wie jene in diesem Zustande bleiben. Wenn die Werfzeit heran-

heran naht, macht sich die Füchsinn gemeinhin einen neuen Bau zu ihrem Wochenbette, oder führt auch oft einen alten zu diesem Behuf frisch aus, trägt Moos herein und rupft sich, wie einige Naturkündiger behaupten, Haare (Wolle) unter dem Bauche aus, damit die Jungen bequem liegen, was jedoch schwer zu erweisen seyn dürfte, und von Jägern wenigstens nicht bemerkt worden ist. Sie säugt ihre Jungen einige Wochen und trägt ihnen während dieser Zeit, wie der Vater, junge Hasen, Hühner u. dergl. zu *). Daß die Füchsinn so, wie überhaupt die Füchse, nie in der Gegend des Baues rauben sollten und zwar: um nicht verrathen zu werden, ist, obwohl mehrere Schriftsteller es behaupten, eben so unerwiesen, wie das, was hierüber auf ähnliche Art von den Wölfen erzählt wird und worüber ich mich bereits im vorigen Artikel ausgelassen habe. Man findet mehrmalen in der Nähe des Baues Knochen und Federn von geraubten Thieren, die, wenn gleich nicht von einem in der Nähe verübten Raube, so denn doch davon zeigen, daß der Fuchs von der Gefahr, verrathen zu werden, keine Ahndung hat. Wenn die Jungen einige Wochen alt sind, kommen sie bey heiterer Witterung oft aus dem Bau, sonnen sich dort und spielen mit einander.

„Die Jäger," sagt Göze, „können es nicht possirlich „genug beschreiben, wenn sich eine Fuchsfamilie vor dem „Bau sonnet, Vater und Mutter mit ihnen gemeinschaftlich „spielen. Da wird der alte schlaue Reinike selbst wieder „ein Kind, und dahlt, koset und spielt in den possirlichsten „Sprüngen und Grimassen mit seinen Kindern. Recht, „als wenn uns die Natur lehrte: mit den Kindern wie„der

*) Döbel versichert in seiner Jagd-Praktika, einmal einen alten Fuchs geschossen zu haben, der 5 junge Vögel im Gebiß hatte, um diese den Jungen zuzutragen.

„der Kind zu werden." — Es 'i an dieser launigen Erzählung viel Wahres. — Im dritten Monate laufen die Jungen — welche übrigens in der ersten Zeit ein plumpes Aussehen haben, von weißgelber Farbe und wollig sind — mit den Alten aus, üben sich dann in possirlichen Sprüngen, Feldmäuse und Heuschrecken zu haschen, die sie oft in die Luft schnellen und mit dem Maule fangen. Die Alten pflegen sie dann gemeinhin in das Getreide zu führen, wo sie den Nachstellungen weniger ausgesetzt sind, und wo sie, wie Döbel sagt, sich besser der Flöhe erwehren können, von denen sie im Bau gar sehr heimgesucht werden. Um Martini sind sie meist vollwachsen. Sie werden dann von den Alten ihrem Schicksal überlassen, müssen nun zusehen, wie sie sich nähren; so wie sie alsdann auch ihre eigene Baue zu graben anfangen. Ihr völliges Wachsthum erreichen sie erst im funfzehnten Monat. Sie begatten sich gemeinhin erst im zweyten Jahre.

Wenn sie jung aus dem Baue gegraben werden, so lassen sie sich zwar einigermaßen zähmen, und man kann sie sogar zu manchen Künsten, selbst zur Jagd abrichten, besonders zum Entenschießen, wie ich bereits bey Gelegenheit der Entenjagd angeführt habe. Man muß sie aber in strenger Zucht halten, ihnen kein rohes Fleisch zu fressen geben, sie an andere Nahrung gewöhnen und sie vorzüglich hart züchtigen, sobald sie sich am Federvieh vergreifen; weil sie sonst, wenn der erste Versuch ungestraft hingeht, sehr bald zu ihrer natürlichen Raubbegierde zurückkehren.

„Ich ließ," so erzählt Büffon, „einige, sehr jung „eingefangene Füchse auferziehen. Ihres starken Geruchs „wegen kann man sie aber blos an abgelegenen Oertern, „in Pferde- oder andern Ställen, wo man sie nur sel„ten zu sehen bekommt, aufbehalten. Das ist auch „vielleicht die Ursache, warum sie nicht so zahm werden,

„als

„als der Wolf *), den man am Hause näher um sich ha„ben kann. Sobald meine Jungen den fünften oder sechs„sten Monat erlebt hatten, verfolgten sie schon die Enten „und Hühner. Nun war es also Zeit, sie an die Kette zu „legen. Drey derselben, ein Weibchen und zwey Männ„chen, ließ ich zwey Jahre lang verwahren. Man bemüh„te sich vergebens, sie mit Hündinnen zur Paarung zu „bringen. Ob sie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung „gesehen, auch eine starke Ranzbegierde zu äußern schienen, „so konnten sie sich doch nicht überwinden, sich mit einer „Hündinn jemals einzulassen **). Sobald man aber die „eigentliche Füchsinn zuließ, belegten sie diese, ohne da„bey sich ihrer Fesseln zu erinnern. Sie hat auch zur ge„gehörigen Zeit wirklich vier Junge geworfen."

„Eben diese Füchse, welche zur Zeit ihrer Freyheit „Enten und Hühner anfielen, rührten keine derselben an, „sobald sie an der Kette lagen. Man befestigte oft neben „ihnen eine lebendige Henne; man ließ diese des Nachts „bey den Füchsen, die sogar den Tag vorher nichts zu „fressen bekommen. Aber so wenig der Hunger, als die „bequeme Gelegenheit reizten sie, die Henne zu berühren, „oder die Fesseln, die sie trugen, zu vergessen."

Ein

*) Ich muß dieser Behauptung widersprechen. Die jungen Füchse sind bey weitem leichter zu zähmen, als die jungen Wölfe.

**) Andere Schriftsteller behaupten das Gegentheil. Bechstein unter andern sagt in seiner Naturgeschichte: Nicht leicht paaren sich die zahmen Füchse mit den Hunden, doch hat man Beyspiele, daß sie sogar fruchtbare Bastarde (??) mit ihnen gezeugt haben. Auch Dabenton versichert dies. Ich will die mögliche Begattung nicht geradehin bestreiten. Von der Hervorbringung fruchtbarer Bastarde kann ich mich aber aus denen bey Gelegenheit der Naturgeschichte

vom

Ein alter Fuchs wird nicht leicht zahm.

Der Fuchs nährt sich wie der Wolf blos vom Rauben und Stehlen. Er stellt den jungen Hasen, den Repphühnern und andern kleinem Feder-Wildpret, vorzüglich aber dem Igel — der zu seiner Lieblingskost gehört — nach *), beraubt die Dohnen, schleicht sich um die Wohnungen des Landmannes und stiehlt diesem die Gänse, Enten und Hühner, geht auch hin und wieder der Wolfsfährte nach, um, wenn diese von ihrem Raube etwas übrig gelassen, solchen aufzuzehren. In Waldbächen geht er selbst den Krebsen **) nach, frißt auch wohl in Bienenstöcken den Honig aus. Er ist sehr lecker nach Weintrauben, behilft sich aber auch im Nothfall mit Feldmäusen ***), Ratten, Schnecken, Heuschrecken u. s. w. und ver-

vom Wolfe weitläuftig erörterten Gründen nun einmal nicht überzeugen.

*) Um den Igel, dem der Fuchs seines stachlichten Gewandes wegen nicht gut beykommen kann, zur Auswickelung zu vermögen, soll er ihn, wie mehrere Schriftsteller erzählen, mit seinem stinkenden Harne benetzen.

**) Hiebey mag sich vielleicht, wie Herr Bechstein sehr richtig urtheilt, ein Krebs an seinen zottigen Schwanz gehängt haben, woraus man hat folgern wollen, daß er, um Krebse zu fangen, blos seinen Schwanz ins Wasser hienge, in welchem sich dann alle Krebse in der Gegend anklemmten und ihm dieses Leckermahl bereiteten. — So lassen sich allerdings mehrere Erscheinungen — die man dem Fuchs sehr unrichtig für Klugheit anrechnet — weit einfacher und natürlicher erklären.

***) Im Winter finden sie sich oft häufig auf den Feldern ein, um dort den Mäusen nachzustellen, und sie sind von dieser Seite dem Landmanne sehr nützlich. Ich traf im vergangenen Winter bey einer Dienstreise, auf einer Strecke von 2 Meilen, 23 Füchse, obwohl einzeln, auf den Feldern an.

verschmäht endlich auch nicht die Aeser der todten Thiere. Wenn er auf Hasen oder Geflügel Jagd macht, drückt er sich gewöhnlich beym Auflauern dicht an die Erde und sucht seine Beute, wenn sie ihm nahe genug ist, durch einen schnellen Sprung zu erhaschen, welches ihm selten mißlingt. Seine äußerst feine Nase leistet ihm dabey treffliche Dienste. Er schleicht immer gegen den Wind, oft auf dem Bauche kriechend, leise, wie eine Katze, heran, fast immer mit Erfolg.

Der Fuchs hat seine Wohnung, wie der Dachs, in der Erde, in einem sogenannten Bau, dessen Einrichtung ich bereits in der Naturgeschichte des Dachses umständlich beschrieben habe. Er gräbt diesen Bau entweder selbst, oder sucht, wie ich ebenfalls dort angezeigt habe, den Dachs aus dem seinigen zu verdrängen, oder nimmt diesen, wenn der Dachs ihn sonst freywillig verlassen hat, in Besitz. Wenn er selbst seinen Bau gräbt, so wählt er hiezu entweder solche Oerter, die in den Dickigten gelegen sind, oder auch Feldhölzer, führt aber auch zuweilen auf mit struppigem Gebüsche bewachsenen Hütungsplätzen, hier zu Lande Palwen genannt, oft selbst auf ebenem Felde flache Baue mit einer Röhre aus, die die Jäger Nothbaue nennen, weil der Fuchs in diese, wenn er verfolgt wird, oft nothgedrungen flüchtet, oder auch wohl, wenn ihn bey seinen Streifereyen der Tag übereilt, hineinkriecht, und dort bis zur Abenddämmerung verweilt. Während der Ranzzeit, bey stürmischen Wetter, ingleichen bey Schneegestöber *), trifft man ihn gewöhnlich im Bau an. Zu andern Zeiten halten sie sich, besonders bey gutem Wetter, selbst

*) Sobald der erste Schnee fällt, gehen die Füchse gewöhnlich zu Bau, besonders die Jungen, für die der Schnee im ersten Winter ihrer Lebenszeit eine neue, ungewohnte Erscheinung ist.

selbst des Tages außer dem Baue auf, verbergen sich im Gebüsche, im Schilfe trockner Teiche, im Getreide, lagern sich auch wohl, um sich zu sonnen, auf alten Baumstöcken (Stobben) u. s. w.

Die Natur hat den Fuchs sowohl in Hinsicht seiner äußern als innern Sinneswerkzeuge sehr vortheilhaft ausgestattet. Es giebt — wenn ich den Affen, den Hund und den Elephanten ausnehme — vielleicht kein Thier, das ihm hierin gleich kommt. Daher die manchen auffallenden Erscheinungen und Eigenheiten in seiner Lebensweise, durch die man oft verleitet werden könnte, ihm wirkliche Vernunftschlüsse zuzutrauen, die aber, wie jeder kalte, ruhige Beobachter einräumen wird, keinesweges als wirkliche Vernunftschlüsse, sondern lediglich als Resultate des ihm im hohen Grade eigenen Erinnerungsvermögens und der aus erlebten Fällen gesammelten Erfahrung anzusehen sind. So ungern ich daher auch über Worte streite, so kann ich es doch nicht über mich erlangen, die Ausdrücke List und Schlauheit — deren sich mehrere Schriftsteller zur Bezeichnung jener Erscheinungen bedienen, und bey denen man immer Vernunftschlüsse voraussetzen müßte — für passend gelten zu lassen. Dem sey wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß der Fuchs eine Empfänglichkeit und Gewandheit besitzt, die allerdings Bewunderung verdienet. Die Art und Weise, wie er beym Aufspühren seiner Nahrung zu Werke geht, die Gewandheit, mit der er Gefahren auszuweichen weiß: alles das zeigt von einer äußerst feinen, bewundernswerthen Organisation. Ueber die Eigenheiten seiner Lebensweise hat sich unter den neueren Schriftstellern vielleicht Niemand so ausführlich, wie Göze in seiner europäischen Fauna verbreitet, sich aber auch dabey, und dies gilt von mehreren Schriftstellern, manche Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen. Seiner Behauptung nach enthält die Lebensart des Fuchses so viele Merkwürdigkeiten und Proben der Verschlagenheit, daß man davon einen ganzen Naturroman schreiben könnte; auch hat

hat er treulich Wort gehalten und in seiner Naturgeschichte von Herrn Reinike, wie er ihn stets nennt, manche Dinge erzählt, die an das Romanhafte grenzen; dagegen er andere hinwiederum, so wahr sie übrigens auch seyn mögen, in ein falsches Licht gestellt, manches dem Fuchs als Klugheit nachgerühmt hat, welches, genauer beleuchtet, nichts weniger als diesen Namen verdient. Es wird dem Leser hoffentlich nicht unwillkommen seyn, wenn ich — ohne übrigens den Verdiensten eines mit Recht allgemein geachteten Naturkündigers zu nahe zu treten — einige der auffallendsten Uebertreibungen aushebe.

„Stellen Sie sich vor" — sagt Göze unter andern da, wo er von der angeblichen Klugheit des Fuchses spricht — „wie lieb ihm sein Leben ist. Hat er sich mit „einer Pfote im Fuchseisen gefangen, so ist er von kurzer „Resolution, daß er sich solche abfrißt und mit drey Füßen „sein Leben rettet." — Die Sache ist an sich sehr wahr. Nur muß man sich billig wundern, wenn Göze dem Fuchse das, was ihm im Grunde blos Angst und Verzweiflung an die Hand geben, als Probe seiner Klugheit aufstellt.

„Ein Fuchs, der einmal im Eisen gewesen ist," so erzählt er weiter: „oder den das zuschlagende Eisen nicht „gefaßt hat, wird sich hüten, demselben wieder nahe zu „kommen, er mag so hungrig seyn, als er will, sie mögen „das Eisen so sorgfältig verdeckt, die Witterung so kräftig „gemacht haben, als sie wollen." (Sehr wahr, aber auch sehr natürlich!) „Hat sich aber ein Kaninchen oder „ein anderes Thier im Eisen gefangen, so urtheilt der Fuchs „als Philosoph: (??) die Maschine habe ihre Wirkung „gethan, geht ohne Furcht zu, erspart dem Jäger die „Mühe, das Thier auszulösen, und läßt sichs wohl schme„cken. Kann man denen noch beypflichten, welche die „Thiere zu bloßen Maschinen machen? — Kann man, so möchte ich fragen, Herrn Göze beypflichten, der den Fuchs nun gar zum Philosophen erhebt?

„Bey

„Bey einem Waldtreiben" — so erzählt Göze — „kam einmal ein Fuchs mit in die Lacken. Es wurde nach „ihm geschossen, und er blieb, dem Scheine nach (??) „liegen. Als das Wildpret zusammengetragen und auf den „Wagen gelegt wurde, stieß ihn ein Jäger mit dem Fuße „an. Da lief er hin. Wenn es nach allen Umständen „wahr ist, so hatte er sich nur so gestellt (??). Die höch„ste Probe von der List des Fuchses" — sagt Göze unter andern — „ist wohl die, welche ein gewisser Doktor, „Namens Garlieb, von seinem Fuchse an der Kette erfah„ren. Dieser war so zahm, daß er am Tage frey herum „gieng und nur des Abends angelegt wurde. Da der listige „Reinike erst merkte, daß das Halsband über den Kopf ge„streift werden konnte, so zog er es ab und gab in der „Nachbarschaft auf den Hühnerhäusern nächtliche Visi„ten; kam aber vor Tage wieder, steckte den Kopf wie„der durch sein Halsband (?) und war von allem Ver„dacht frey. Am Morgen kamen Klagen über die vielen „gewürgten Hühner, und doch erstaunte man, den Fuchs „an seiner Kette zu sehen. So schlau war aber der Pa„tron, daß er sich nie an den Hühnern seines Herrn vergriff „u. s. w."

So arg diese Uebertreibungen auch seyn mögen, so sind doch die, welche man in einigen andern naturhistorischen Schriften als Proben und Beweise von der angeblichen Ueberlegungskraft und Klugheit des Fuchses angeführt findet, beynahe noch auffallender.

„Wenn der Fuchs von Flöhen geplagt wird" — so erzählt Pontoppidan in seiner Naturgeschichte von Norwegen — „und sie gerne los seyn will, nimmt er Büschel „Moos, Heu oder so etwas in die Schnauze, geht als„dann rücklings, doch sehr langsam und allmählich immer „tiefer ins Wasser, damit seine Flöhe Zeit behalten, sich „nach und nach an die trocknen Stellen des Halses und „Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem

„Wasser

„Wasser behält. Zuletzt versammelt er alle seine Feinde im „angezeigten Büschel Moos oder Heu. Wenn sie da hin„ein sich verkrochen haben, so läßt er sie mit solchem Bü„schel alle zugleich auf einmal ins Wasser fallen und kann „sodann gereinigt und frey von seiner Plage wieder ans „Land gehen." — Zugegeben, daß die Sache an sich wahr ist — obwohl weder ich noch andere Jäger, die ich darum befragte, diese Prozedur jemals am Fuchse wahrgenommen haben — so würde sie doch höchstens nur für einen bewundernswerthen Instinkt, keineswegs aber für einen Beweis von Ueberlegungskraft und Klugheit gelten können.

„Ein gewisser Mann" — sagt Pontoppidan ferner — „wunderte sich, als er sah, daß der Fuchs bey einem Fi„scherhause herumgieng und eine Menge Dorschköpfe ordent„lich reihenweise vor sich legte. Dem Zuschauer schien dies „Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als „der Fuchs sich versteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein „Stück davon zu holen und sogleich dem listigen Fuchs zur „Beute wurde." —

Wärlich ein Aufwand von List, die man kaum dem verschlagensten, des Fangwerkskundigen Jäger zutrauen sollte! Diese und mehrere ähnliche Uebertreibungen abgerechnet, so ist dagegen manches, was Göze und andere Schriftsteller vom Fuchse erzählen, buchstäblich wahr und richtig, nur oft ebenfalls unter dem falschen Gesichtspunkte einer ihm nachgerühmten Klugheit aufgestellt. Es ist z. B. Thatsache, daß der Jäger, wenn ihn beym Ausgraben des Fuchses die Nacht übereilt, blos einen Bogen weiß Papier vor die Röhre stecken darf, um den Fuchs bis zum andern Tage in dem Bau zurück zu halten. Es ist Thatsache, daß er das Schießpulver beynahe noch stärker, als den Menschen wittert; ingleichen, daß der Jäger beym Aufstellen des Eisens dieses nicht mit bloßen Händen berühren darf, wenn der Fuchs anders zugehen soll. Es ist

That-

Thatsache, daß er hin und wieder einen Theil seiner Beute, wenn er Zeit gewinnt, in einem nahen Gebüsch einscharrt, oder auch wohl zum Aufbehalten in den Bau trägt, welches alles jedoch, wie mehrere ähnliche Erscheinungen, zwar allerdings Bewunderung verdient: aber auch höchstens nur die Lobrede der Natur ausspricht, die dieses Thier mit so seltenen Sinneswerkzeugen ausrüstete.

Der Fuchs ist wie der Hund der Tollwuth, vorzüglich aber der Räude ausgesetzt, die Füchsinn der letzteren mehr wie das Männchen, besonders zur Ranzzeit. Man will bemerkt haben, daß die von der Räude befallenen Füchse solche oft nur einige Monate behalten und im Spätherbst wieder verlieren. Wenn sie überhand nimmt, sterben sie daran. Ich habe mit der Räude befallene Füchse geschossen, die von allem Haare entblößt, durchaus kahl waren. Wer seine Dachshunde liebt, hüte sich, Füchse in einer Gegend auszugraben, wo unter ihnen die Räude herrscht. Sie verpestet die Baue, und ich habe selbst einmal den unangenehmen Fall erlebt, daß meine Dachshunde beym Ausgraben eines räudigen Fuchses unmittelbar darauf von dieser fatalen Krankheit befallen wurden.

Der Fuchs wird in allen Welttheilen angetroffen. Er hat sich, wie Göze anführt, vom Polarzirkel bis zum Aequator verbreitet, *) und geht höher nach Norden hinauf, als irgend ein anderes vierfüßiges Thier. In der hiesigen Provinz giebt es blos rothbraune — und dies ist die gemeinste Gattung — in andern, besonders in den weiter nach Norden gelegenen Ländern aber auch schwarze, blaue, graue,

*) In Afrika wird er am seltensten, und überhaupt nur sparsam in den an den Aequator grenzenden Ländern angetroffen. Der Norden scheint wohl sein ursprüngliches Vaterland zu seyn, und er sich von dort in die andern Himmelsgegenden verbreitet zu haben.

graue *), eisenfarbige, silbergraue, weiße Füchse, auch weiße mit fahlen Pfoten, weiße mit schwarzem Kopfe, weiße mit einer schwarzen Blume, rothe mit ganz weißem Bauche und Kehle, ohne Beymischung einer schwarzen Farbe, ingleichen sogenannte Kreuzfüchse, die sich durch einen, der Länge des Rückgrabes nach laufenden schwarzen Streif, und einen andern, der quer über die Schultern läuft, unterscheiden; so wie denn diese letztern gemeinhin unten einen schwarzen Hals haben, auch größer als die andern sind.

Der Gebrauch, den man von den Bälgen der Füchse macht, und daß man solche zu Müffen, Pelzen, Fußsäcken u. s. w. verarbeitet, ist allgemein bekannt **). Die Fuchsschwänze

*) Die schwarzen, blauen und grauen oder aschfarbigen Fuchsbälge werden zu den kostbarsten gerechnet und am theuersten, die ersteren, nämlich die schwarzen, in Rußland von den Vornehmen oft mit 10 — 15 Dukaten bezahlt. Unter den grauen, aschfarbigen giebt es eine besondere Gattung, die sich blos in der russischen Tartarey in einem Gehölze, Hentkritwollok genannt, vorfinden, und das eigene haben soll, daß sich ihre Farbe im Winter nicht verändert. Sie sind der Angabe nach noch einmal so stark, als die gewöhnlichen, haben ein sehr dichtes Leder und einen so schönen Balg, daß er für eine der kostbarsten Rauchwaaren geachtet wird; daher es denn auch in Rußland, wo diese Bälge angeblich blos zum Gebrauch des Hofes aufgehoben werden, bey hoher Strafe verboten seyn soll, damit zu handeln oder solche ins Ausland zu bringen. Man will an diesen Füchsen auch noch das besondere bemerkt haben, daß sie keine andere Gattung unter sich dulden: sondern, sobald sich ein Fuchs anderer Art in die Gegend verirrt, diesen umbringen und verzehren. Ob und in wie weit die Angabe richtig ist, lasse ich dahin gestellt seyn.

**) Die Ostiaken sollen, wie außer andern Schriftstellern auch Göze erzählt, um des Balges willen, junge Füchse auferzie-

schwänze werden noch besonders, theils um sich im Winter auf Reisen, wo man sie um den Hals bindet, vor der Kälte zu schützen, theils auch, um damit den Staub von Gemälden zu kehren, theils bey Elektrizitätsversuchen, wo man den Elektrizitätsträger damit peitscht, genützt.

Das Fleisch wird in Europa gar nicht, wohl aber in andern Welttheilen, z. B. von den Grönländern, Lappen und Tungusen genossen.

In ältern Zeiten wurden den Lungen, der Leber, der Milz u. s. w. große Heilkräfte in Krankheiten nachgerühmt, wovon man aber in der Folge zurückgekommen ist.

Die Einwohner der weiter nach Norden gelegenen Gegenden sollen sich, wie mehrere Schriftsteller erzählen, wenn sie auf Reisen oder auf die Jagd gehen, die Hände mit Fuchsfett bestreichen, und diese dadurch angeblich vor dem Erfrieren sichern.

In Thracien war, wie Göze dem Plutarch nacherzählt, der Fuchs den dortigen Einwohnern ein Eisbarometer. Sie gingen nicht eher über das Eis, als bis ein Fuchs darüber gegangen war. Er hält, ehe er darüber geht, das Ohr aufs Eis, und merkt aus dem Geräusch des Wassers, ob es dick genug ist. (??)

Hier auch noch die gewöhnlichen weidemännischen Redensarten.

Der Fuchs geht nicht, sondern trabt. Er billt oder bellt, besonders bey Veränderung des Wetters; die Jungen

erziehen und sie mit Fischabgängen füttern. Die Weiber müssen sie dort angeblich säugen. Da aber ein magerer Fuchs einen besseren Pelz setzt, so zerbrechen die Ostiaken, wie ferner erzählt wird, ihnen ein Bein, damit sie vor Schmerz weniger fressen.

gen aber auch, wenn es ihnen an Nahrung fehlt. Er kriecht zu Bau. Er läuft aufs Reizen, wenn er vom Jäger durch den nachgemachten Ruf des Hasen, der Drossel oder auch der Maus vor die Flinte gelockt wird. Er ranzt oder rollt. Er frißt den Raub. Er hat einen Balg, nicht Haut oder Fell. Er wird gestreift, nicht abgezogen. Er wird todtgeschlagen. Er hat eine Standarte oder Ruthe, nicht Schwanz; eine Blume, (die Spitze des Schwanzes); Gebiß und Fänge, nicht Zähne; Läufte und Klauen, nicht Füße und Nägel. Die Füchsinn wölft oder wirft, wenn sie Junge zur Welt bringt.

Jagd und Fang.

Der Fuchs ist seiner Raubbegierde wegen nicht mindern Verfolgungen ausgesetzt, als der Wolf. Er wird von den Jagdhunden, oder in Treibjagen oder auf das Reizen, auch beym Luder und in Schießhütten geschossen, mit Windhunden gehetzt, in Eisen und mit Schlagbäumen, ingleichen in Fuchsgärten gefangen, endlich auch vor den Dachshunden ausgegraben oder von diesen aus dem Bau gestöbert und dann geschossen oder gehetzt.

Ueber die Jagd mit Jagdhunden habe ich mich bereits in dem ersten Theile dieses Werkes ausführlich ausgelassen. Es kommt bey dieser vorzüglich darauf an, daß der Jäger mit dem Lokal bekannt sey, und sich auf gut gewählten Päßen oder auf dem Bau selbst, wohin der Fuchs, wenn er von den Jagdhunden gedrängt wird, gar bald seine Retirade zu suchen pflegt, anzustellen wisse. Daß er dabey gehörig den Wind in Acht nehmen, sich sorgfältig verbergen, selbst in seinem Anzuge alles, was auf einiger Entfernung in die Augen fällt, z. B. weiße Beinkleider, blanke Knöpfe u. s. w., vermeiden muß, *) versteht sich von selbst. Der Fuchs

*) Einige Jäger pflegen sehr zweckmäßig, so lange die Bäume noch belaubt sind, einen grünen, und wenn das Laub gefal-

 len

Fuchs kommt meist immer weit vor den Jagdhunden voraus, hält nicht wie der Hase die Wege und Steige, sondern sucht sich entweder durch die Dickigte dem Jäger vorbey zu stehlen, oder wenn er Wege und Steige nicht vermeiden kann, oder wohl gar eine Räumde passiren muß, sehr flüchtig queer über diese hinwegzuschlüpfen. Man muß daher selbst, wenn die Jagdhunde noch weit sind, sehr aufmerksam seyn und die Augen überall haben, weil er oft, ehe man sichs versieht, vorüber ist. Es ist daher sehr gut, wenn man sich da, wo man seinen Stand nimmt, noch ehe die Jagdhunde laut werden, mit dem Lokal und den Umgebungen genau bekannt macht, und sich, wenn man mit Gebüschen umgeben ist, schon im Voraus eine Lücke aussucht, wo man seinen Schuß anbringen kann, sich auch, sobald man dem Geläute der Hunde nach vermuthet, daß der Fuchs nicht mehr weit ist, schon vorher in Anschlag legt, um so schnell, als möglich, Feuer geben zu können. Uebung und Erfahrung thun hierbey freylich das beste. Wenn der Fuchs gefehlt oder blos angeschossen wird, muß man die Hunde auf ähnliche Art, wie bey der Hasenjagd, auf das Gefährt rufen, wenn man ihn zwar beym Vorbeyschlupfen gewahr wird, aber wegen der Entfernung den Schuß nicht anbringen kann, den nächsten Jagdgefährten durch den Ausruf: Wahr zu Fuchs, aufmerksam machen; wenn man ihn aber erlegt, dies durch den bereits bey Gelegenheit der Hasenjagd angezeigten Ausruf: ho, ho, ho, todt! todt! ankündigen. Es trifft sich oft, daß der Fuchs unmittelbar nach dem Schuß umstürzt und dem Anscheine nach todt da liegt. Man lasse sich aber dadurch ja nicht täuschen, und untersuche jedesmal, ehe man ihn aufnimmt, ob noch Leben bey ihm ist. Er rafft oft schnell seine letzten Kräfte zusammen und beißt gewaltig um sich.

Treib-

len ist, oder im Winter, einen grauen Jagdanzug zu wählen.

Treibjagen auf Füchse werden gemeinhin im Spätherbst, am zweckmäßigsten bey blachem Frost angestellt, und dann die Reviere, wo er sich zu halten pflegt, mit Beobachtung des Windes und auf ähnliche Art, wie bey der Wolfsjagd, durch Leute abgetrieben. Der Fuchs kommt bey Treibjagen, besonders bey blachem Frost, gemeinhin noch flüchtiger, wie vor den Jagdhunden, heran. — Man bedient sich übrigens, um ihn zu erlegen, der Schrotsorte Nro. I. Um den Fuchs mit Windhunden zu hetzen, zieht man entweder mit Jagdhunden aus und stellt sich mit den Windhunden, unter genauer Beobachtung des Windes, am Gebüsche, und zwar an einem Orte, wo man eine hinlänglich große Räumde vor sich hat, oder auch wenn ein Berg in der Nähe ist, hinter diesem, an, um ihn dort, wenn ihn die Jagdhunde aus dem Gebüsch oder Gebrüche treiben, in Empfang zu nehmen, oder man reitet zur Zeit, wo er aus Mangel anderer Nahrung auf die Feldmäuse Jagd macht, in den Feldern umher, oder nimmt auch wohl im Winter, wie mehrere hiesige Hetzer thun, einen auf Füchse gut eingehetzten Windhund in den Schlitten und hetzt ihn, sobald man ihn im Felde gewahr wird. Wenn sich der Hetzer bey der Jagd mit Jagdhunden anstellt, so muß er sich, in so weit es immer möglich ist, sorgfältig zu verbergen suchen, nicht das mindeste Geräusch machen, auch die Windhunde, welche gern aus Ungeduld und Jagdhitze zu winseln pflegen, bey Zeiten von diesem Fehler durch dienliche Strafen entwöhnen. Sobald der Fuchs die Windhunde bemerkt, geht er nicht aus dem Gebüsche oder kehrt, wenn er sie erst beym Herausschlüpfen ansichtig wird, plötzlich auf der Stelle um, und flüchtet wieder ins Gebüsch zurück; daher man, wenn man sich dicht am Gebüsch angestellt hat, den Fuchs erst eine Strecke ins Feld lassen muß, ehe man ihn behetzt. Wenn man ohne Jagdhunde, mit Windhunden allein, auf den Feldern umher reitet: so kann man den Fuchs, sobald man irgend geräumiges Terrain vor sich hat, oft auf eine

 unglaub-

unglaubliche Weite anhetzen. Der Windhund bedarf nur einer mäßigen Schnelligkeit, um ihn einzuholen. Daß junge Windhunde einen Fuchs bey der ersten Hetze, wenn sie ihn gleich einholen, selten zu nehmen pflegen, habe ich schon in dem Artikel vom Windhunde gesagt. Wenn man einen, auf Füchse eingehetzten Windhund hat, so ist dieser allein hinlänglich, ihn zu fangen. Er macht, so gewaltig der Fuchs auch um sich beißet, gemeinhin wenig Federlesens mit ihm. Die Hetzer suchen daher zum Fuchshetzen gewöhnlich die stärksten beißigsten Windhunde, oft solche aus, die wegen der geringeren Schnelligkeit weniger zur Hasen- als Fuchshetze taugen. Auch bey einem gehetzten Fuchse untersuche man, ehe er aufs Pferd gebunden wird, ob er noch eine Spur von Leben an sich hat. Ich habe Beyspiele gesehen, wo er dem Anscheine nach todt aufgebunden wurde und hinterher plötzlich dem Pferde in die Dünnung griff, welches für den Reiter mehrmalen unglücklich abläuft.

Die Methode, den Fuchs auf das Reizen zu schießen, besteht im Wesentlichen darin, daß man sich entweder bey Tages Anbruch, oder in der Abenddämmerung an Oertern anstellt, wo der Fuchs ein- und auszutraben pflegt, und ihn dann durch das nachgeahmte Geschrey des Hasen oder der Drossel, oder auch der Maus an sich zu locken sucht. Es giebt Jäger, die die Rufe der Thiere ganz genau mit dem Munde nachzuahmen wissen. Es gehört aber viel Uebung dazu, um eine vollständige Täuschung zu Wege zu bringen. Der Ruf muß, nach dem Jäger-Ausdruck, rein seyn, weil er sonst ohne Effekt bleibt. Man hat aber auch Instrumente, mit denen man die verschiedenen Rufe täuschend nachahmen kann. So z. B. zum Hasenruf ein Horn von der Länge eines Fingers, mit einem Ansatz gleich einem Hifthorn; ingleichen eigene, von Holz gemachte Pfeifen, Vogelgeschwirre genannt, die den schwirrenden Laut der gefangenen

Drossel nachbilden *). Man reizt oder lockt nun entweder aufs Gerathewohl, oder man wartet ab, bis man einen Fuchs in der Ferne gewahr wird: und dies ist, wenn man nur sonst verborgen und dem Winde gegenüber steht, allerdings besser. Der Fuchs horcht gemeinhin auf den ersten Ruf hoch auf, und kommt auf den zweyten sehr schnell herbey. Man muß dann aber auch mit dem Schuß eben so schnell seyn, weil er sich, sobald er Unrath merkt, gar eilig aus dem Staube macht.

Um den Fuchs beym Luder und in Schießhütten zu erlegen, gilt alles das, was hierüber im vorigen Abschnitte von Erlegung des Wolfes gesagt worden.

Bey weitem schwieriger ist dagegen der Fang im Eisen. Dieser erfordert eben so viel Erfahrung als Uebung und kann nicht leicht durch bloße Lektüre erlernt werden. Es ist sogar schwer dem Leser die Einrichtung und das Aufstellen der Eisen durch bloße Beschreibung zu versinnlichen und daher nothwendig, daß er sich selbige vorweisen und die beym Aufstellen nöthigen Handgriffe zeigen lasse, ehe er den Fang unternimmt. Ich will indessen versuchen, dem Leser die Prozedur beym Fange, in so weit es sich durch Beschreibung thun läßt, einigermaßen anschauend zu machen.

Man bedient sich hier zu Lande und auch auswärtig zum Fuchsfange am häufigsten der Schwanenhälse, sonst auch Berliner Eisen genannt; ingleichen der Teller- oder Tritteisen, die auch beym Otter- auch Marderfange gebraucht werden. Der Schwanenhals besteht aus zwey starken eisernen, zwey Fuß hohen, an einer Seite unten zusammengenieteten, an der andern aber an eine

*) Es gab sonst, ob noch jetzt, weiß ich nicht, in Nürnberg eine eigene geschlossene Zunft von Leuten, die sich mit der Anfertigung solcher Instrumente beschäftigte.

eine starke krumme Feder befestigten Bügeln, die, so lange das Eisen unaufgestellt ist, aufrecht stehen und dicht an einander schließen; dagegen sie beym Aufstellen auseinandergedrängt und am Boden niedergelegt werden. Auf der diesem Theile beygefügten zweyten Kupfertafel ist No. I. A. das unaufgestellte, No. I. B. aber das aufgestellte Eisen abgebildet. Um sie in der ihnen beym Aufstellen gegebenen Lage zu erhalten, ist hinter den Bügeln zwischen der Feder ein Schloß mit einem Abzuge: Nro. I. B. a.; vor diesem aber, und zwar an der innern Seite der Bügel, eine Röhre b. angebracht, durch welche beym Aufstellen ein Schnürchen von Zwirn oder weißem Pferdehaar c. gezogen und an dem Abzuge befestigt wird, um bey dem leisesten Anziehen des Schnürchens, an welchem hinwiederum der Köder d. (Abzugs- oder auch Todtenbrocken) fest gemacht wird, das Losdrücken des Stellschlosses, und das Zurückschlagen der Bügel, zwischen denen der Fuchs sodann eingeklemmt und gefangen wird, zu bewirken. So viel von der Einrichtung des Eisens, welches sich aber der Leser, wie gesagt, vorzeigen, und sich durch mündlichen Unterricht, über die Methode des Aufstellens belehren lassen muß. Wenn es übrigens nach einem richtigen Verhältniß angefertigt ist, so muß der Raum zwischen den beym Aufstellen auseinandergelegten Bügeln 2 Fuß, der zwischen dem Schlosse bis dahin, wo das Eisen zusammengenietet ist, 1 Fuß 9 Zoll betragen, die Feder 1 Fuß 2 Zoll lang seyn.

Und nun die Prozedur beym Fange selbst und die dazu nöthigen Vorbereitungen.

Man sucht zuvörderst einen zum Legen des Eisens schicklichen Platz aus und wählt dazu solche Oerter, wo man bemerkt, daß der Fuchs des Nachts herumtrabt. An und zwischen Wäldern gelegene Wiesen und Gründe, ingleichen junge Schläge eignen sich hiezu am nächsten. Um aber auch den Fuchs zum häufigern Besuch dieser Oer-

ter anzulocken und ihn dorthin zu gewöhnen, legt man 3 bis 4, auch nach Umständen mehrere sogenannte Kirrungsplätze an. Man hackt oder lockert auf diesen das Erdreich in einem Umfange von der Größe des Eisens auf, oder streicht, wenn etwa Schnee gefallen ist, solchen fort, und legt alsdann auf jedem dieser Plätze 2 bis 3 Kirrungsbrocken hin, schleift auch vom Holze bis zu den Kirrungsplätzen, und von einem zum andern eine sogenannte Schleppe.

In ältern Zeiten pflegten die Jäger aus der Zubereitung der Kirrungsbrocken, ingleichen aus der Witterung, deren sie sich beym Legen des Eisens bedienten und von der ich weiter unten reden werde, ein großes Geheimniß zu machen, sich deren Mittheilung oft theuer bezahlen zu lassen, und es ist dies auch noch itzt zum Theil der Fall. Die Brocken werden nun auf verschiedene Art, und entweder mit der Witterung zusammen oder für sich allein bereitet.

Ich werde hier blos diejenige Methode angeben, deren ich mich seit mehreren Jahren mit Erfolg bedienet habe, und die mir unter vielen andern die einfachste und bewährteste zu seyn scheint.

Man nimmt nämlich eine kleingeschnittene Zwiebel, thut diese sammt etwas frischem Gänseschmalz in einen neuen glasirten Tiegel, läßt es über einem gelinden Kohlfeuer ganz sacht kochen und rührt die Masse während des Kochens mit einem hölzernen Spaten um, bis es eine bräunliche Farbe bekommt. Alsdann legt man ein Stückchen Kampfer, das etwa so groß ist, wie 2 Erbsen; ingleichen einige, in Würfelform geschnittene Brodstücke — und dies sind eigentlich die Kirrungsbrocken — hinein und läßt sie einige Zeit in der Masse liegen. Man nimmt die Brocken hinterher mit dem Spaten heraus, legt sie auf reines Papier zum Abtrocknen und hebt solche in einem reinen Lappen zum Gebrauch auf. Das mit der Zwiebel

bel und dem Kampfer gekochte Gänseschmalz wird ebenfalls, und zwar zum Verwittern des Eisens aufgehoben. Einige Jäger pflegen noch eine Hand von Alfranken, sonst auch Mäuseholz genannt, in die Masse zu thun, welches nicht unrecht ist; auf welchem Fall aber die obere Rinde abgenommen, und blos die untere grüne, nachdem sie vorher fein geschabet worden, der Masse beygefügt und mit dieser gekocht werden muß. Auch pflegen andere die Brodbrocken, wie auch Döbel vorschreibt, ehe sie in die Masse gelegt werden, rösten zu lassen, überdem auch noch einen Löffel voll Honig, und auch dies empfiehlt Döbel, beyzumischen. Ich habe indessen stets nach der vorhin angeführten einfachen Zubereitungsmethode verfahren und solche bewährt gefunden.

Zur sogenannten Schleppe bedient man sich einer todten Katze, die man, wenn solche vorher abgestreift und das Eingeweide herausgenommen worden, braten läßt, auch wohl während des Bratens mit Gänsefett oder auch mit der zubereiteten Witterung bestreicht, dann an eine Leine bindet und hinter dem Pferde auf der Erde schleppen läßt — daher die Benennung Schleppe. Während des Schleppens läßt man auf dem Wege hin und wieder, etwa alle hundert Schritte, einen Kirrungsbrocken fallen, jedoch diesen immer auf der Stelle, wo die Schleppe geht. Einige Jäger bedienen sich zur Schleppe eines gebratenen Fuchses, andere schleppen mit Hasen — Reh und anderm Wildpretsgescheide, und zwar ebenfalls mit gutem Erfolg *). Wenn man nun gewahr wird, daß der Fuchs der Schleppe nachgegangen ist, und sowohl die auf dem Wege, als auf den Kirrungsplätzen hingeworfenen Brocken zu sich genommen hat, legt man, ohne jedoch weiter zu schlep-

*) Einige Jäger bedienen sich zur Schleppe eines gebratenen Herings, und zu der Kirrung, ja selbst zum Abzugsbrocken der Heringsköpfe.

schleppen, wiederum einige Brocken hin, und setzt dies noch etwa zwey Tage hinter einander fort. Sobald man nun gewahr wird, daß er die aufs neue ausgestreuten Brocken ungescheut genommen hat, dann ist es Zeit, das Eisen zu legen.

Aber auch hiezu gehören Vorbereitungen, die ich nicht übergehen darf und die bereits einige Zeit vorher veranstaltet werden müssen. Das Eisen, welches übrigens sehr gut polirt und keine Spur von Rostflecken, auch eben so wenig von Oel oder anderer Schmiere haben muß, wird nämlich gegen die Zeit, da man mit dem Fange vorgehen will, aus einander genommen und in einem Kessel, in den man dürren Pferdemist und reines Wasser thut, beym Feuer ausgesotten, alsdann stückweise mit Sand und reinem Wasser abgeputzt, hinterher mit einem reinen Lappen, der keinen Geruch von Seife oder sonst haben muß, abgetrocknet und wieder zusammengesetzt. Es ist aber auch gut, wenn man einige Zeit vor dem Fange, und zwar noch ehe die Erde gefroren ist, auf dem Platze, den man zum Legen des Eisens gewählt hat, das Lager, worin das Eisen zu liegen kommt, aushauet. Man bedient sich nun hiezu einer kleinen Hacke, die auf beyden Seiten Schneiden hat, von denen eine in die Länge, die andere in die Queere steht, und die der sogenannten Queeraxt der Zimmerleute ähnlich ist, und hauet mit dieser, wenn man das Eisen vorher aufgespannt, festgestellt und genau so, wie es bey dem Fange zu liegen kommt, (S. die auf der Kupfertafel abgebildete Figur No. 1. B.) auf dem Boden abgezeichnet hat, eine drey Finger breite Rinne ganz genau nach der Figur sowohl der Bügel als der Feder und des Schlosses in die Erde. Der Fleck, wo das Schloß ist, muß aber auch des nöthigen Spielraumes wegen etwas geräumig gemacht, die Rinne aber überall gerade so tief ausgehauen werden, daß das Eisen nirgend über dem Boden hervorsteht. Da aber auch das Eisen so gelegt werden muß, daß die Feder gegen den Wind zu stehen kommt — weil der Fuchs sich leichter fängt, wenn er

vorne

vorne zwischen den Bügeln zugeht, als wenn er queer über die Feder herankommt — so ist es, da man nicht im Voraus wissen kann, wie der Wind beym Legen stehen wird, gut, wenn man zwey Lager, eines mit der Richtung der Feder gegen Nordwest, das andere gegen Osten, auch wohl mehrere nach verschiedenen Richtungen gekehrte Lager bereitet, um das Eisen hinterher nach Beschaffenheit des Windes so oder so legen zu können. Wenn das Eisen gehörig rein gehalten und einige Zeit vor dem Fange, in der vorhin beschriebenen Art ausgesotten und geputzt wird, so kann man es ohne weitere Umstände auf die weiter unten beschriebene Art aufstellen. Die mehresten Jäger pflegen es aber der Vorsicht wegen noch vorher mit einer besonders dazu verfertigten Masse (Witterung) zu bestreichen und nach dem Jägerausdruck zu verwittern. Ich bediene mich zum Verwittern des Eisens eben derselben Masse, in der ich die Brocken zubereite, nämlich des mit Zwiebeln und Kampfer gekochten Gänseschmalzes, und bestreiche mit dieser Masse mit einem reinen Läppchen sowohl das Eisen als die Hände — welches letztere deshalb nöthig ist, weil der Fuchs das Antasten mit der Hand gleich wittert — und reibe das Eisen damit tüchtig ein.

Viele Jäger bedienen sich dagegen einer andern Witterung, sind, wie ich schon vorhin gesagt habe, damit sehr geheimnißvoll, und verkaufen das angebliche Arkanum an Jagdliebhaber oft nur um einen hohen Preis. Man findet indessen mehrere von diesen Witterungen in Döbels Jagdpraktika wie in andern Jagdschriften aufgezeichnet; und ich werde einige davon hersetzen.

℞. ½ ℔ ungesalzene Butter oder Gänsefett,
Eine Hand voll Alfranken oder Mäuseholz.
Violenwurzel und Foenum graecum, so viel, als man dreymal zwischen den Fingern fassen kann.
Kampfer, 2 Erbsen groß.

Oder

Oder auch

die vorigen Ingredienzien mit einer Beymischung von kleingeschnittenem Fenchelkraut, und zwar eben so viel, als man von der Violenwurzel nimmt.

Oder auch

die vorigen Ingredienzien, und anstatt des Fenchelkrauts eine Hand voll junger Kiefern- oder Tannenspitzen.

Oder auch

Eine halbe Hand voll Marum verum.
Rothe Butter für 1 gr.
Kampfer.
Die Geburt von einer Füchsinn.
Biebergeil für 6 pf.
Anis für 6 pf.

Diese Ingredienzien werden nun, man wähle welche man wolle, in einen neuen Tiegel, wenn man in diesem vorher Butter oder Gänsefett, bey einem gelinden Kohlenfeuer, zerlassen hat, gethan, auch wohl etwas Saft vom Pferdemist beygemischt; wenn die Masse eine Weile gekocht hat, der Kampfer hinzugefügt, und sobald es bräunlich wird, der Saft davon durch ein reines Läppchen gedrückt, etwas Wachs hineingeschabt, damit die Masse steif werde, und solche alsdann in einem reinen gläsernen oder irdenen Geschirr zum Gebrauch aufgehoben.

So wenig ich nun zwar diese und andere, von Jägern und Jagdschriftstellern angerühmte Witterungen zu verwerfen mir anmaßen will, so gebe ich der meinigen, theils der Einfachheit wegen, dann aber auch deshalb den Vorzug, weil man mit den andern zum Theil aus mehreren, stark riechenden Ingredienzien, zusammen gesetzten Witterungen

rungen, sowohl bey der Zubereitung als beym Einreiben des Eisens, sehr vorsichtig zu Werke gehen muß, indem, wenn entweder von einem oder dem andern Ingrediens etwas zu viel beygemischt, oder das Eisen zu stark eingerieben wird, der Fuchs anstatt zuzugeben, Unrath vermerkt, auch wohl vor dem Eisen zu graben anfängt, und sobald er dieses entdeckt, sich davon macht; welches bey der von mir empfohlenen, an sich einfachen Witterung weniger zu besorgen ist. *)

Beym Legen des Eisens selbst wird nun folgendergestalt verfahren: Ehe man das Eisen aufstellt, zieht man vorher durch die vor dem Abzuge befindliche Röhre das Abzugsschnürchen, bindet dieses an den Abzug und befestigt dagegen an dem andern Ende, welches aber nicht zu lang aus der Röhre hervorreichen muß, den Abzugs- oder Todtenbrocken. Man drückt nun die Bügel mit den Knieen auseinander, stellt das Schloß und steckt hinter dem Abzuge, damit das Eisen nicht während des Legens zusammenschlagen kann, ein Stückchen Holz oder Eisen vor, legt das Eisen in die Rinne **) und füttert es, wenn vorher über das Schloß, ingleichen über die Wirbel rein Papier gelegt worden, überall, wo es in der Rinne liegt, mit reinem Spreu, oder auch vom Ameisenhaufen, dergestalt ein, daß nirgend etwas vom Eisen zu sehen ist. Es muß aber auch, man mag nun zum Einfüttern des Eisens Spreu, oder vom Ameisenhaufen wählen, schon vorher etwas davon auf dem Platze umher gestreut seyn, damit der Fuchs, welches

*) Einige Jäger verwittern das Eisen mit Aalraupenwasser, mit Johannisöl vermischt, mit gutem Erfolg.

**) Um die Kraft des Zurückschlagens der Bügel zu verstärken, pflegen einige Jäger, und auch Döbel empfiehlt es, sowohl unter die Bügel als unter das Schloß einen kleinen breiten Stein zu legen, welches indessen, wenn das Schloß, und besonders die Feder gut ist, nicht nöthig ist.

cher auf jeden neuen Gegenstand sehr aufmerksam ist, bey Zeiten daran gewöhnt wird. Auch muß man mit einem Strauchreise etwas Erde, aber sehr dünne, über das Eisen bringen, so wie denn endlich, was man nicht aus der Acht zu lassen hat, neben dem Abzugsbrocken noch ein oder zwey Nebenbrocken, auf den andern Plätzen aber ebenfalls dergleichen hingeworfen werden müssen. Daß das beym Aufstellen, der Vorsicht wegen hinter dem Abzuge vorgesteckte Stückchen Holz oder Eisen, sobald alles in Ordnung ist, wieder behutsam fortgenommen werden muß, weil sonst das Eisen nicht schlagen kann, versteht sich von selbst. Wenn zur Zeit, wo man das Eisen legt, gerade Schnee gefallen ist, so kann man das Eisen oft, ohne Rücksicht auf die Rinne, ja selbst ohne es einzufüttern, blos in den Schnee legen, und der Fang geht dem ungeachtet zuweilen recht gut von Statten. Wenn man aber das Eisen noch besonders einfüttert, so muß man hinterher mit einem Reise etwas Schnee darüber bringen, damit nichts vom Spreu zu sehen ist.

Es ereignet sich oft, daß wenn man das Eisen zur Abendzeit gelegt hat, der Fuchs sich in der nämlichen Nacht fängt; daher man am folgenden Morgen, so wie täglich des Morgens nachsehen, auch den Abzugsbrocken den Tag über mit einem Reise bedecken muß, damit nicht die Krähen oder Raben unterdessen den Brocken abziehen, wovor sich einige Jäger dadurch sichern, daß sie Krähen-Federn zum Scheuchen auf den Platz legen. Wenn aber der Fang nicht spätestens in der dritten Nacht erfolgt, und der Fuchs entweder blos die Nebenbrocken genommen und den Abzugsbrocken unberührt gelassen,*) oder auch selbst die Neben-

brocken

*) Auch ereignet es sich, daß der Fuchs den Abzugsbrocken behutsam abkauet, ohne das Schnürchen anzuziehen. Es ist dies aber meist immer ein Beweis, daß das Eisen, oder vielmehr das Schloß zu fest steht. Man muß dann solches

leiser

brocken verschmäht hat, so ist es unklar, und vermuthlich beym Legen des Eisens oder sonst ein Versehen vorgegangen. Es kostet dann oft viele Künste den verpönten oder verprellten Fuchs, wie ihn die Jäger auf diesen Fall nennen, auf das Eisen zu bringen. Das beste Mittel ist dann, das Eisen fortzunehmen und den Fuchs aufs neue zu kirren, und wenn er die Kirrung wieder annimmt, das Eisen zwey oder drey Tage darauf nochmals, aber nicht auf der nämlichen Stelle, sondern neben dieser zu legen, oder auch wenn man gewahr wird, daß der Fuchs zwar die Nebenbrocken genommen, sich aber an den Abzugsbrocken nicht gewagt hat, den ersteren, nämlich den Nebenbrocken, an den letzteren, nämlich den Abzugsbrocken, mit einem starken Faden anzuhängen, wodurch er sich dann auch wohl zuweilen hintergehen läßt. Auch ist es nicht undienlich, wenn man gleich zur Stelle die Kirrung wie die Witterung verändert und eine andere versucht.*) Geht er dem ungeachtet nicht zu: so bleibt freylich, wenn alle Mühe umsonst ist, nichts weiter übrig, als den Fang aufzugeben.

Man bedient sich der Schwanenhälse, obwohl nicht hier zu Lande, so doch auswärtig, auch zum Wolfsfange. Das Eisen muß aber bey weitem größer, die Feder ungleich stärker und schwerer, als beym Fuchseisen seyn, weil der Wolf

leiser stellen. — Oft langt er blos mit der Pfote nach dem Brocken, und bleibt dann blos mit dieser im Eisen fest, beißt sie dann zuweilen aus Angst ab, und ergreift auf 3 Pfoten die Flucht.

*) Einige Jäger pflegen, wenn der Fuchs zwar die Kirrungsbrocken nimmt, aber nicht auf das Eisen will, beym Zubereiten der Brocken Kokkelskörner in die Masse, in der die Brocken gebraten werden, zu thun, wodurch der Fuchs angeblich betäubt, und, wie Döbel sagt, so konfus wird, daß er sich vor dem Eisen nicht in Acht zu nehmen weiß. Ich habe es nie versucht.

Wolf sonst, wenn er sich fängt, das Eisen oft weit mit sich schleppt, welches besonders bey blachem Frost erfolgt; daher denn auch der Fang am besten beym Schnee von Statten geht. Die übrige Prozedur ist nun zwar durchaus die nämliche, wie bey dem Fuchsfange, nur mit dem Unterscheide, daß man beym Wolfsfange zu den Kirrungs- und Abzugsbrocken Rehwildpret oder auch Enten nimmt, und dieses in reinem Gänse- und Entenfett braten läßt, auch, wie bey den Fuchsbrocken etwas Kampfer hinzufügt. Zum Verwittern des Eisens nimmt man beym Wolfsfange reines Gänseschmalz, läßt dies in einem neuen Tiegel zergeben, thut dann etwas Fenchel, ingleichen Baldriankraut, auch einige Kienen- oder Tannenknospen *) hinein, fügt, wenn es bräunlich zu werden anfängt, etwas Kampfer hinzu, drückt dann den Saft durch ein reines Tuch, schabet ein wenig Wachs hinein, damit die Masse etwas steif werde und hebt es zum Gebrauche auf. Man muß sich aber bey der Zubereitung, und dies ist auch bey der Fuchswitterung nöthig, hüten, daß kein Rauch in den Tiegel schlage, ingleichen, daß die Masse nicht anbrenne. Zur Schleppe nimmt man beym Wolfsfange am besten Rehwildprets-Gescheide.

Die sogenannten Teller- oder Tritteisen sind auf der beygefügten zweyten Kupfertafel No. 2. abgebildet. No. 2. A. ist ein unaufgestelltes, No. 2. B. ein aufgestelltes, No. 2. C. ein mit zwey Federn versehenes aufgestelltes Tellereisen, dessen man sich vorzüglich zum Otternfange bedient, dagegen das No. 2. A. B. nur mit einer Feder ver-

*) Döbel will, daß man die Kienen- oder Tannenknospen nur da, wo dergleichen Holz dominirend ist, der Witterung beymischen; sie aber, wenn dies nicht der Fall ist, weglassen soll. Auch sagt er, daß der Fenchel in Gegenden, wo Kiefernholz steht, und auf sandigem Boden nicht gut thut, wohl aber da, wo fetter Boden und Laubhölzer sind.

versehene gewöhnlich zum Fuchsfange gebraucht wird. No. 2. D. ist endlich ein aufgestelltes viereckiges Tellereisen, dessen man sich ebenfalls zum Fuchs- auch Marderfange bedient. Die Tellereisen weichen nun sowohl in ihrer Figur als sonst von den Schwanenhälsen in so weit ab, daß die Bügel (s. No. 2. B. a. a.) mit Zacken versehen sind, die Feder (s. No. 2. B. b.) eine andere Gestalt hat, und daß anstatt des Stellschlosses in der Mitte eine runde Scheibe oder Teller, (s. No. 2. B. c.) — daher die Benennung Tellereisen — angebracht ist, durch die das Eisen gestellt wird, und welche, sobald der Fuchs darauf tritt — daher die Benennung Tritt- oder Treteisen — das Zusammenschlagen der Bügel bewirkt.

Die Tellereisen sind übrigens gewöhnlich wie die Schwanenhälse bey den Eisenhändlern zum Verkauf vorräthig, und zwar in großer und kleiner Form, weil man sich der kleinern auch zum Marder — Iltiß — Ratten- auch Mäusefange bedient. Wenn man sie zum Fuchsfange nutzen will: so legt man sie entweder, wie auch beym Otterfange geschieht, ohne alle Witterung und Kirrung, da, wo seichte Quellen oder Sprinde befindlich sind, in diese, und zwar so, daß das Wasser herüber läuft, steckt aber, damit das Eisen nicht fortgeschwemmt werde, einen Laubzacken vor. Auch steckt man, wenn junge Füchse in der Gegend sind, neben dem Eisen eine Gabel in die Quelle und hängt an dieser Reh- oder anderes Wildpretsgescheide auf, verdämmt aber alsdann die Zugänge neben dem Eisen, damit der Fuchs nicht anders, als über das Eisen zu der Kirrung gelangen kann; und es gelingt zuweilen, daß man selbst einen verprellten Fuchs in dem auf diese Art gelegten Eisen fängt, weil er solches im Wasser nicht wittern kann. Oder man legt sie in den Feldern, wo Füchse umher traben, mit Beobachtung des Windes in eine Ackerfurche. Sie müssen aber dann vorher verwittert werden, weil hier der Fall anders, als im Wasser ist. Die beste Kirrung ist

dann

dann folgende. Man hackt ein Eichhorn (Eichkätzchen) in kleine Stücke, thut diese in einen neuen Topf, gießt Essig darüber und läßt sie so lange im Topfe, bis sie ganz in Verwesung übergehen und zu stinken anfangen. Der Fuchs geht sehr gern auf diese Kirrung. Ich habe in meinem Kreise einen Revierforstbedienten, der mit dieser Kirrung jährlich viele Füchse in Tellereisen fängt und letztern daher den Vorzug vor den Schwanenhälsen — der Fang in diesen ist freylich umständlicher und mühsamer — einräumen will.

Auch die jungen Wölfe können da, wo Quellen oder Sprinde sind, auf ähnliche Art, wie die Füchse, in unter Wasser gelegten Tellereisen gefangen werden. Man muß letztere aber, wenn man sich derselben zum Wolfsfange bedient, an Ketten legen, weil sie der Wolf seiner größeren Stärke nach mit sich fortschleppt.

Es ist dies zwar auch bey den Füchsen der Fall; doch gehen diese selten weit und man kann ihnen, wenn gerade Schnee gefallen ist, bald nachspüren. Auf Wölfe pflegt man zuweilen zwey dergleichen Eisen zu legen, auch anstatt des Wildpretsgescheides ein Stück von einer Gans oder einem Schaaf an die Gabel zu hängen, auch wohl auf einem Pfahl, auf einer oben befindlichen Scheibe eine lebendige Gans oder Ente anzubinden, und es glückt denn zuweilen, selbst einen alten Wolf auf diese Art zu fangen.

Es giebt nun noch eine andere Art von Eisen, deren man sich besonders zum Wolfs- auch wohl zum Fuchsfange bedient, die aber mehr auswärtig, als hier zu Lande im Gebrauch sind: die sogenannten Stangeneisen. Man hat deren drey verschiedene Gattungen. Ich werde aber nur zwey davon ausheben, weil die dritte Gattung, welche eigentlich blos auf Biber und Ottern, nicht aber auf Füchse und Wölfe anwendbar ist, sich nicht leicht versinnlichen läßt, welches denn auch von der in Döbels Jagdpraktica Th. II. S. 158. befindlichen Beschreibung gilt, die

zwar sehr ausführlich, aber nichts weniger, als verständlich ist.

Eines der erst in neuern Zeiten erfundenen Stangeneisen, von einigen Jägern ausschließend Wolfseisen genannt, besteht nun aus einer, etwa 1 Fuß langen, eisernen Stange, unten mit einer Kugel, und aus einem über der Kugel auf die Stange aufgesteckten Ringe, an dem 3, auch wohl 4 lange, in der Mitte gekrümmte und unten auswärts gebogene Haken, gleich Gewehrhaken, herabhängen. Das Ganze ist, wie die auf der zweyten Kupfertafel befindliche Abbildung 3. A. No. 1. zeigt, so eingerichtet, daß der obere Theil der Haken so wie der Ring an die Stange, der mittlere Theil der Haken aber vermöge der Krümmung an die Kugel anschließen, und wornach der Ring mit den Haken nicht anders an der Stange herabgleiten kann, als wenn die Haken mit einiger Gewalt herabgezogen, und dadurch aus ihrer Lage gebracht werden. (s. 3. A. No. 2., welches ein auseinandergeschlagenes Eisen vorstellt). Wenn man mit dem Fange vorgeben will, so wird das Eisen in einer Gegend, wo Wölfe oder auch Füchse umher traben, an einer, auf 2 Pfosten ruhenden hölzernen Querstange, oder auch an einem starken krummen Baumaste in einer perpendikulären Richtung, die Stange muß nämlich mit den Haken perpendikulär herabhängen, und in einer solchen Höhe befestigt seyn, daß der Wolf oder Fuchs sie nicht anders, als mit einem Sprunge erreichen kann. Es wird dann auf die Haken Reh- oder Wildpretsgescheide aufgesteckt. Sobald der Wolf oder Fuchs darnach springt und den Raub faßt, gleitet der Ring mit den Haken herab, und der Wolf oder Fuchs bleibt an den ihm im Rachen auseinander schlagenden Haken hängen.

Die zweyte, mir erst ganz neuerlich bekannt gewordene Gattung ist ebenfalls 3 B. No. 1. auf der zweyten Kupfertafel 3. B. abgebildet. Fig. 3. ist die Zeichnung des un-

auf-

aufgestellten, B. No. 1. aber die des aufgestellten Eisens. Beym Aufstellen werden die an den beyden Schenkeln befindlichen Haken a. a. mit einiger Kraftanstrengung dicht an einander gedrückt, dann die Stange b. an dem untern Absatze c., in die an dem Stelleisen d. befindliche Zunge e. gelegt, nun aber das Zusammendrücken der Haken a. a. nachgelassen; da dann die Zunge des Stelleisens d. die aus der Abbildung ersichtliche Lage am Knopfe e. erhält. Das Eisen wird übrigens in eben der Art, wie das vorige an einer Querstange, perpendikulär herabhängend, aufgehangen und auf die Haken a. a. Reh- oder Wildprets-gescheide aufgesteckt. Sobald der Wolf oder Fuchs nach dem Gescheide springt und es faßt, weicht das Stelleisen vermöge der Erschütterung aus seiner Lage am Knopfe, die Haken schlagen in dem Rachen des Wolfes auseinander und er ist gefangen.

Der Fang mit Schlagbäumen ist hier zu Lande nicht üblich, kann aber auch durch bloße Beschreibung nicht füglich versinnlicht werden; daher ich denn die Leser hierüber auf Döbels Jagdpraktika verweise, wo dieser Fang, ingleichen der in Fuchsgärten, die in hiesiger Provinz eben so wenig üblich sind, mit Beyfügung der Zeichnungen ausführlich beschrieben ist.

Das Ausgraben der Füchse vor den Dachshunden geschieht auf die nämliche Art, wie bey dem Dachse, worüber ich theils in dem Artikel vom Dachshunde, theils in dem vom Dachse das Nöthige gesagt habe, nur mit dem Unterschiede, daß wenn man beym Ausgraben so weit gekommen ist, daß die Hunde abgenommen werden, man sich sogleich des Fuchses mittelst einer Zange bemächtigen und nicht etwa, wie bey dem Dachse vorgeschrieben ist, abwarten muß, bis er von selbst aus dem Kessel in den Kasten kommt, weil er sonst gewiß blitzschnell entwischen würde, welches bey dem schwerfälligen Dachs nun freylich nicht zu besorgen ist.

Wem es weniger um den Balg als um die Tilgung der für das kleine Wildpret gefährlichen Füchse zu thun ist, bewirkt dies am besten, wenn er zur Zeit, wo die jungen Füchse halbgewachsen sind, diese ausgräbt, wo man oft die ganze Familie auf einmal vertilgen kann. Die mehresten Jäger pflegen aber leider aus Gewinnsucht dem Fuchs wie dem Wolf nur dann nachzustellen, wenn der Balg gut ist, welches der Ausrottung dieser Raubthiere allerdings hinderlich ist.

Auch kann man den Füchsen dadurch viel Abbruch thun, wenn man bey Schneegestöber, wo sie gern zu Bau kriechen, einen Dachshund hereinläßt und die Röhren mit Schützen, oder auch, wenn um den Bau herum hinlänglicher Raum zum Hetzen ist, mit Windhunden bestellt und den Fuchs, sobald ihn der Dachshund herausgestöbert, entweder schießt oder hetzt. Man muß aber hiezu solche Dachshunde aussuchen, welche weniger zum Vorliegen, als zum Herausstöbern taugen. Hunde, welche gleich, sobald sie im Bau auf die Spur kommen, laut werden, eignen sich, ungeachtet dies, wenn man ausgraben will, ein Fehler ist, zum Herausstöbern am besten; dagegen ferme, blos zum Ausgraben angeführte Hunde hiezu nicht gebraucht werden können, weil diese den Fuchs, anstatt ihn herauszustöbern, in dem Bau fest machen, ja oft dort todtbeißen, wodurch im Winter, wo das Ausgraben nicht leicht thunlich ist, diese Art von Jagd vereitelt wird. Wenn man dagegen einen guten Stöberer hat, so kann man oft an einem Tage mehrere Baue besuchen, und wenn man in großen Bauen mehrere Füchse beysammen trifft, diese nach einander erlegen. Der Fuchs kommt beym Herausstöbern gemeinhin blitzschnell aus der Röhre. Es erfordert daher eine große Fertigkeit im Schießen, um ihn zu erlegen. Zuweilen schleicht er aber auch, wenn der Hund nicht rasch und noch weit hinter ihm zurück ist, ganz langsam aus der Röhre, setzt sich wohl gar, wenn er den Schützen nicht gewahr wird, vor der Röhre hin, um nach dem Hunde zu hor-

horchen, schlüpft aber auch, sobald er den Schützen ansichtig wird, blitzschnell in die Röhre zurück, welches mir selbst mehrmalen begegnet ist. Er geht dann auch nicht leicht wieder aus dem Baue und wagt lieber einen Kampf mit dem Dachshunde, der dann mehrentheils zu seinem Vortheile ausfällt, weil der zum Vorliegen nicht eingeübte Stöberer, wenn er über den Fuchs nicht Herr werden kann, ihn bald verläßt und unverrichteter Sache aus dem Bau kommt. Wenn man Netze hat, so stellt man diese in einiger Entfernung von dem Bau um diesen herum, um dem Fuchse die Flucht zu versperren, wo er alsdann entweder geschossen, oder auch in den Netzen gefangen wird, oder man bedeckt die Röhren mit einer Art von kleinen Netzen, an denen, und zwar an jeder Seite in der Ecke eine hölzerne Kugel befestigt ist, und welche so eingerichtet sind, daß, sobald der Fuchs vor dem Stöberer aus der Röhre flieht, das Netz vermöge der Kugeln über ihn zusammenschlägt, wodurch man ihn dann lebendig fängt.

Einige Jäger pflegen auch beym Froste an Oertern, wo die Füchse häufig umher traben, Giftbrocken auszulegen, und sich hiezu der sogenannten Krähenaugen (Nux vomica), eines, für alle blindgebohrne Thiere tödtlichen Gifts, zu bedienen, welches aber nur an solchen Oertern geschehen kann, wo man sicher ist, daß keine, für den Jäger und den Landmann brauchbare, Hunde hinkommen. Man nimmt, wenn man die Füchse auf diese Art tödten will, rohes Fleisch, schneidet es in kleine Stücke, streut eine Messerspitze Krähenaugen hierauf und wickelt das Fleisch in Kugelform zusammen, bestreicht dann die Giftkugel, wenn sie steif gefroren ist, mit zerlassenem Gänsefett oder Butter, kirrt dann die Füchse zuvor, und legt erst dann, wenn sie die Kirrung ein oder zweymal angenommen haben, einige Giftkugeln auf den Plätzen hin.

In älteren Zeiten war, besonders an Höfen, auch das an sich erbärmliche Vergnügen des Fuchsprellens üblich,

üblich, welches im Wesentlichen darin bestand, daß die zu diesem Behuf lebendig eingefangenen Füchse auf ausdrücklich dazu verfertigten Netzen so lange und oft einige Ellen hoch in die Luft geschnellt wurden, bis sie vom wiederholten Prellen das Leben einbüßten. Von der Art, wie diese elende Belustigung vor sich gieng, findet man in mehreren Jagdschriften weitläuftige und ausführliche Beschreibungen, welche wenigstens deshalb, um sich von dem Geist der damaligen Zeit einen Begriff zu machen, nachgelesen zu werden verdienen. Es wurden außer den Füchsen auch andere Thiere, als Hasen, Marder, Iltisse, ja auch wohl Fröschlinge eingefangen, und diese in besonders dazu verfertigten Kasten lebendig nach dem Ort, wo das Prellen vor sich gehen sollte, hingebracht, und alsdann auf einem geräumigen, mit Jagdtüchern umstellten, und dick mit Sand bestreuten Platze — eine Vorsicht, die, wohl bemerkt, blos um der Belustigung eine längere Dauer zu geben, weil die Thiere sich auf dem Sande nicht so bald zu Tode fallen, beobachtet wurde — aus den Kasten gelassen, und sobald sie über die Prellnetze liefen, von den Kavalieren, ja selbst von den Damen auf die vorerwähnte Art geprellt. Ich übergehe die dabey üblichen, zum Theil lächerlichen Zeremonien und Nebenumstände, und verweise den Leser hierüber vorzüglich auf Döbels Jagdpraktika, wo man unter andern eine umständliche Beschreibung von einem im Jahr 1724 am Braunschweig-Lüneburgschen Hofe gehaltenen Fuchsprellen findet, bey welchem man zur besondern Erzötzlichkeit des Hofes die armen Schlachtopfer mit Kragen von Pappe und andern lächerlichen Verzierungen, ja sogar mit Porträts geschmückt, die Jäger aber auf verschiedene Art maskirt hatte; so wie denn, ehe das Prellen vor sich gieng, von der gesammten Jägerey ein großer, feyerlicher Aufzug unter einem, bebesonders dazu für Parforce- und Hüfthörner komponirten Marsch gehalten wurde, und wovon die Beschreibung, sey es auch nur des possierlichen, die damaligen Zeiten charakterisirenden Anstriches wegen, den das Ganze hatte, wirklich

lich lesenswerth ist. Eine andere Beschreibung, die man in der Onomatologia forestalis findet, ist es aber nicht minder. Es heißt dort unter andern: „Sollte die Herr„schaft unpäßlich, oder die Gemahlinn in den Wochen „seyn; so wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorge„nommen, und die Herrschaften sehen aus ihren Gemächern „mit Vergnügen zu, erlustigen sich an den Kapriolen und „Luftspringen der Hasen und Füchse, an dem Umfallen der „Kavaliere und Damen, zumalen, wenn die in heimlichen „Kästen verborgene Sauen unter sie gelassen werden, wel„che, (wie es weiterhin heißt) erst gegen das Ende des „Prellens herausgelassen werden, und unter den langen „Kleidern und Reifröcken der Damen einen solchen Rumor „machen, das nicht zu beschreiben ist.“

Welch eine herrliche Fürsten-Belustigung!

Der Luchs *).

Naturgeschichte.

Der Luchs (Felis Lynx), im Französischen Loup Cervier, sonst auch gemeiner Luchs, Rothluchs — unter

*) Schriften zum Nachlesen:
Gmelin *Lin.* I. 82. 83.
Pennant hist. of quadr. Uebers. von Bechstein I 301. 313.
Büffons Naturgeſ. Uebers. von Martini VI. 317.
Goeze's Fauna I. 252.
Donndorfs zool. Beyträge I. 244.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 286.
v. Schrebers Säugeth. III. 412.
Bechsteins gemeinnütz. Naturgeſ. I. 678.
v. Wildungs Taschenbuch ꝛc. 1800. S. 1.

unter diesem Namen hat ihn Bechstein — Hirschluchs, Hirschwolf — weil er den Hirschen stark nachstellt — genannt, gehört nach Linnées System gleichfalls zur dritten Ordnung der Säugethiere, und zwar zu der 13ten Gattung, dem Katzen-Geschlecht, welches der Ritter mit dem Hauptnamen *Felis* belegt. Nach der Behauptung mehrerer älterer und neuerer Naturkündiger und Jäger giebt es zwey verschiedene Arten, nämlich den Kalbsluchs und den Katzenluchs, auch Luchskatze genannt, welcher letztere sich theils durch seinen kleinern körperlichen Bau, theils durch seinen schöneren Balg von ersterem unterscheidet. Nach Büffons Meinung sind beyde von eben und derselben Gattung. Die verschiedene Größe und Farbe rühren, seiner Behauptung nach, blos von der Verschiedenheit des Klimas, in dem sie sich aufhalten, her. Linné unterschied in der ältern Ausgabe seines Natursystems die beyden angeblich verschiedenen Luchsarten dadurch, daß er die erstere, nämlich den Kalbsluchs, Felis cauda truncata, corpore rufescente maculato; die zweyte, die Luchskatze, Felis cauda truncata, corpore albo maculato, bezeichnete; dagegen in der neueren Ausgabe nur einer einzigen unter der Bezeichnung: Felis cauda abbreviata, apice atra, auriculis apice barbaris, erwähnt wird; so wie denn hinwiederum in der im Jahr 1796 in der Raspeschen Buchhandlung zu Nürnberg erschienenen Fortsetzung des Linnéschen Natursystems nach der dreyzehnten lateinischen Ausgabe vier Arten: der Wolfsluchs, die Luchskatze, der Fuchsluchs, welcher sich, nach Pantopidans Zeugniß, ausschließend in Norwegen aufhält, und der Füllenluchs, angegeben werden, welche letztere Art indessen von andern, wie z. B. von Zimmermann, in Zweifel gezogen und behauptet wird, daß der Füllen- und Wolfs- oder Kalbsluchs eins sind. *) Ohne

*) Nach Brüce Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, giebt es noch eine fünfte Art: der gestiefelte Luchs Felis

Ohne hierüber entscheidend abzusprechen, scheint der Kalbsluchs von einigen auch Wolfsluchs genannt, wohl das eigentliche Urthier, der Katzen- und Fuchsluchs aber, wie die andern Varietäten, blos Spielarten des ersteren zu seyn, die alle zu einem und dem nämlichen Geschlechte gehören. Der Luchs hat im Aeußeren wirklich viel Aehnliches mit der Katze, unterscheidet sich aber von dieser vorzüglich dadurch, daß er größer, stärker und hochbeiniger ist, auch einen kürzeren Schwanz hat. Die Länge des gemeinen deutschen Luchses beträgt vom Kopfe bis zum Schwanz 3½ Fuß, der Schwanz ist 8½ Zoll lang. Seine Höhe hält 2½ Fuß. Der Kopf, der auf dem Halse breit aufsitzt, ist, was den Obertheil und die Stirn betrifft, beynahe wie ein Katzenkopf gestaltet, die wie bey dem Fuchse langgestreckte Schnauze ist dick, schwarz und mit einem Schnurbart versehen. Die Zunge ist stachlicht. Er hat in beyden Kinnladen sechs kleine Vorderzähne, wovon die vier innern paarweise stehen und kleiner sind, als die beyden äußersten. Die einzelnen Eckzähne (Fänge) sind 1½ Zoll lang, die auf jeder Seite befindlichen drey großen Backzähne sind so scharf gezackt nnd ausgeschnitten, daß die Zacken und Einschnitte oben und unten genau in einander passen. Sie sind, wie Göze sehr richtig sagt, genau so, wie die Zangen, deren sich die Lederarbeiter zum Festhalten des Leders bedienen, und von denen die Zacken der einen Fläche beym Zudrücken in die Kerben der andern greifen, gebildet. Was der Luchs einmal packt, ist er der Bildung seiner Backzähne nach äußerst festzuhalten im Stande. Die nahe an den Ohren befindlichen Augen sind völlig zirkel-

(Felis Lybica). Seine ganze Länge von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt nur 22 Zoll. Der Schwanz hält 13 Zoll. Er hat viele Aehnlichkeit mit der gemeinen Katze, hält sich in Lybien auf, lebt dort mitten unter Elephanten und Nasehörnern uud soll sehr dreist und grausam seyn.

kelrund, enthalten beynahe einen Zoll im Durchschnitt, haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, welcher eine rothe Folie untergelegt zu seyn scheint. Zur Seiten an den Schläfen sitzen statt der Augenbranen einige größere und kleinere Borstenhaare. Die Augen funkeln des Nachts wie Feuer. Ihr Blick ist, wie der Katze, falsch und freundlich. Die gerade aufstehenden Ohren sind weit, ziemlich lang, dreyeckig, zugespitzt und glänzen wie Sammt: sie sind an der Spitze — und dies ist das charakteristische Kennzeichen dieser Thiergattung — mit einem, in die Höhe stehenden, zwey Zoll langen Büschel steifer Haare besetzt.*) Der Hals ist stark, der gerade auslaufende Leib dick, der Schwanz (Ruthe) kurz, abgestumpft, durchaus gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) sind hoch und stark, die $3\frac{1}{2}$ Zoll breiten Pfoten plump und mit $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, scharfen, weißen Krallen bewaffnet, welche letztere sie, wie die Katzen, einziehen, und wenn sie sich vertheidigen oder rauben, auch bäumen, verlängern können. Der ganze Balg ist langhaarig, dicht, und fühlt sich wie Seide an, besonders am Unterleibe, wo die $2\frac{1}{2}$ Zoll langen Haare vorzüglich fein sind. Die gewöhnliche Farbe des Luchses ist aschfarb, bräunlich gelb, mit dunkeln Flecken gezeichnet. Der Balg des sogenannten Katzenluchses unterscheidet sich von dem des Kalbsluchses nach einigen dadurch, daß der erstere weicher und gelinder, auch reichhaariger als der zweyte ist, so wie denn der erstere lichtgelb, rothgefleckt und am Bauche weiß, der letztere dagegen falbig, ziegelroth und weiß gefleckt ist **). Nach anderen ist der gemeine Luchs, den die Kürschner ebenfalls Kalbsluchs nennen, rothbraun, der

*) Nach Büffon giebt es Lüchse, denen die Haarpinsel fehlen.

**) In Persien soll es weiße Katzenluchse geben, die einen sehr schönen weißen Balg mit schwarzen Flecken haben.

der Katzenluchs oder Luchskatze aber weiß gefleckt. Der Schwanz mit gelblichem Grunde, hat undeutliche rothbraune Ringel, die Schwanzspitze ist glänzend schwarz. Der Balg hat drey Näthe, eine vom hintern Ohrenwinkel nach der Schulter, eine andere von dem After nach der Ferse, und eine doppelte von da nach der Ferse herunter. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen schmäleren Kopf, kleineren Körperbau, minder schönen Balg, und endlich auch durch die acht Säugewarzen. Der Luchs hat eine heulende Stimme, wie der Wolf, nur schärfer und durchdringender, wie dieser. Er bringt sein Leben auf 15 Jahre.

Göze, der sich vorzüglich mit der Zergliederung der Thiere beschäftigt hat, sagt in seiner europäischen Fauna, daß er nie einen Luchs hat habhaft werden können: daher er denn von der Beschaffenheit seiner innern Theile keine Beschreibung liefert.

Der Luchs, welcher sich auch in der hiesigen Provinz, obwohl nur sparsam *), desto häufiger aber in Pohlen, Schweden, Norwegen, Rußland, im nördlichen Asien, am Kaukasus, der Tartarey, Sibirien und Nordamerika, seltener in Spanien, Frankreich und Italien findet **), wählt

*) In Ostpreußen werden, ungeachtet der Luchs eben nicht häufig ist, Jahr jährlich einige selbst hin und wieder in denen der Stadt Königsberg nahe gelegenen Forsten geschossen.

**) Nach Bechstein pflanzt sich der Luchs in Deutschland itzt nur selten fort. Er streicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit seiner Begattung herum, und kommt aus benachbarten südlichen und nördlichen Wildnissen in die großen und dichten Wälder Böhmens. In den Oberschlesischen Wäldern, in Nieder-Oestreich und Steyermark trifft man sie am häufigsten an. Im Winter 1789 wurden, wie Bechstein erzählt, zwey Lüchse auf dem Thüringer Walde geschossen, und die Jäger vermutheten nicht unwahrscheinlich aus dem großen Wild-

wählt zu seinem Aufenthalte am liebsten öde, gebürgigte, felsigte und waldigte Gegenden, woselbst er entweder in Klüften und Höhlen seine Lagerstätte hat, oder sich auch einen eigenen Bau mit krummen Röhren gräbt. Am Tage setzen sie sich, wenn sie sicher sind, in felsigten Gegenden auf die Felsenspitzen, sonst auch auf abgestumpfte Baumstämme und sonnen sich dort. Bey Verfolgungen und bey ihren Spielen besteigen sie rauhe, schiefstehende Bäume und drücken sich, wenn sie verfolgt werden, der Länge nach, wie die Katzen, an einem Baumast an, daß man sie nur mit Mühe gewahr wird. In den Wintermonaten streifen sie aus einem Walde in den andern.

Der Luchs gehört zu den fürchterlichsten und kühnsten Raubthieren, und ist vorzüglich den Wildbahnen äußerst gefährlich. Seine liebste Nahrung ist das Rothwildpret, dem er vorzüglich vor allen andern nachstellt, obwohl er nebenher auch unter den Rehständen einen großen Schaden anrichtet. Die Natur hat ihn mit einem äußerst scharfen Gesicht, *), mit überaus feinen Geruchswerkzeugen und fürchterlichen Krallen (Waffen) versehen. Er lauert dem Wildpret gewöhnlich in der Abend- und Morgendämmerung entweder auf einem Baumstocke **), oder hinter einem

Wildmangel, den gefundenen Wildäsern und den Fährten; daß sich ein Paar das ganze Jahr hindurch in einer Felsenkluft aufgehalten und Junge gebracht habe.

*) In ältern Zeiten wurde vorgegeben, der Luchs könne undurchsichtige Körper durchschauen. Es bedarf wohl kaum einer Bemerkung, daß dies, wie die anderweite Behauptung der Alten, wornach sich sein Urin in einen Edelstein, Lyncurius genannt, verwandeln soll, auf einen bloßen läppischen Wahn herausläuft, welches auch von dem Vorgeben, der Luchs habe unter allen Thieren das kürzeste Gedächtniß, gilt.

**) Mehrere Schriftsteller behaupten, der Luchs laure dem Wild-

nem Busche auf. Er schleicht es entweder an, oder legt sich unter dem Winde, und zwar nahe an Wildgängen (Wechseln), wo das Wild nach der Tränke oder zur Aesung geht, platt auf den Bauch, und springt, sobald das vorübergehende Wildpret ihm so nahe ist, daß er es fangen zu können glaubt, mit 3 oder 4 Sprüngen — nach Döbels Behauptung kann er 10 bis 12 Schritte weite Sprünge thun — nach demselben hin. Er packt das Wildpret immer gerade im Genicke, hält sich mit seinen scharfen, tiefeinschlagenden Krallen fest, zerbeißt dem Thiere die Halsflechsen, bis es todt zur Erde stürzt. Wenn der Fang mißglückt und er seinen Raub mit 3 oder 4 Sprüngen nicht erhaschen kann, so giebt er ihn auf und verfolgt den Hirsch oder das Reh, da beyde ihm an Schnelligkeit im Laufen weit überlegen sind, nicht weiter, sondern legt sich aufs neue auf die Lauer. Hat er aber das Thier glücklich ergriffen, so frißt er solches gewöhnlich zuerst an den Keulen und Dünnen an, zehrt so lange, bis er gesättigt ist, und verscharrt das übrige — weil er minder gefrässig ist, wie der Wolf — um es den folgenden Tag aufzuzehren, vorausgesetzt, daß er nicht in der Zwischenzeit eine neue Beute erhaschen kann, auf welchen Fall er diese dem, was er am vorigen Tage übrig ließ, vorziebt. Daß er, wie mehrere Schriftsteller behaupten, dem gefangenen Thiere zuerst das Blut aussaugen sollte, wird von Jägern, mitunter auch von Döbel, abgeläugnet. In Gegenden, wo er weder Rothwild noch Rehe vorfindet, nimmt er auch mit Hasen, Auer-, Birk- und Haselhühnern, die er, wenn sie an der Erde sitzen, beschleicht, vorlieb. An andern Oertern soll er, wie Bechstein anführt, auch wilde Schweine fangen, und letztere sich ihres Mörders zuweilen dadurch entledigen, daß sie mit ihm durch dichte Gebüsche rennen und

Wildpret auf einem Baume sitzend auf. Es ist dies aber ungegründet.

und ihn vom Rücken abstreifen, welches auch bey dem Elendwildpret *), ingleichen den Rennthieren, denen er ebenfalls nachstellt, auch wohl bey dem Rothhirsch zuweilen der Fall ist. Bey gänzlicher Ermangelung des Wildprets fällt er auch die Heerden an und sucht vorzüglich Schaafe **), Ziegen und Kälber zu erhaschen. Im Winter soll er, der Erzählung einiger Schriftsteller zufolge, gleich dem Wolfe nach den Dörfern schleichen und sich unter den Schwellen der Viehställe durchgraben. Die kleinern Raubthiere, als Füchse, Marder, Wiesel u. s. w. pflegen dem Luchse gern auf seinen Streifereyen zu folgen und sich von dem zu nähren, was er vom Raube übrig läßt. In Liefland soll er, wie Göze anführt, die dortigen Jäger aber nicht einräumen wollen, auch den Marder fressen, in Numidien aber die hart an der Erde vorüber fliegenden schwerfälligen Vögel im Fluge fangen.

Der Luchs begattet sich (ranzet — begehrt) im Monate Februar; nach andern schon zu Ende des Jänners. Die Lüchsinn geht 9 Wochen — nach Flemings deutschem Jäger 15 Wochen — trächtig, und bringt bald in Felsenklüften, bald in einer selbst gegrabenen Höhle, zuweilen auch wohl im Dachsbaue, aber stets in den dichtsten Wäldern und Gebüschen, auf einem von Laub und Moos bereiteten Lager, 2, 3, selten 4 Junge. Sie sind Anfangs weiß von Farbe und 9 Tage blind, werden von der Mutter gesäugt und hernach zum Raube angeführt.

Der

*) Der vom Luchs angefallene Elendhirsch soll, wie Herr v. d. Winkel in seinem Handbuch für Jäger erzählt, so wüthend werden, daß er sich den Kopf an Baumstämmen einrennt und so seine Beute wird. Die hiesigen Jäger haben dies nie wahrgenommen.

**) Nach Bechstein hat ein Luchs, welcher sich im Jahre 1772 in dem Thüringer Walde aufhielt, in einer Nacht einige 30 Schaafe in einer Heerde gewürgt.

Der Luchsbalg gehört bekanntermaßen zu den schönsten und gesuchtesten Pelzwerken, obwohl er den Fehler hat, daß die Haare spröde und brüchig sind. Die besten kommen hier zu Lande aus Polen und Rußland. Die aus der Gegend des Bakaschsees in Sibirien werden für die vorzüglichsten gehalten. Ein Luchsbalg wird hier zu Lande, wenn er vorzüglich schön ist, oft mit 30—40 Rthlr. bezahlt.

In der Türkey wird dieses Pelzwerk vorzüglich geschätzt und sehr theuer, eine damit gefütterte Weste zuweilen mit 300 Rthlr. bezahlt.

In der Tartarey soll man die Jungen mit Milch und Fleisch aufziehen und sie zur Jagd abrichten.

Das Fleisch wird in einigen nördlichen Gegenden gegessen. Der Kalmuk soll es für einen Leckerbissen halten.

Wenn man weidemännisch vom Luchs spricht, bedient man sich folgender Ausdrücke: Der Luchs trabet, nicht er geht, er bäumt, wenn er auf einen Baum geht; er hat ein Lager, er frißt, nicht er äset sich; er schleicht, er hat eine Ruthe, nicht Schwanz; Fänge, nicht Zähne; Läufte, nicht Füße; Waffen, oder Krallen (die Nägel an den Klauen); er ranzt, begehrt, brunftet; er hat einen Balg, er wird gestreift, er thut weite Sprünge, er würgt das Wild. Die Lüchsinn wirft nicht, sondern bringt Junge.

Jagd.

Der Luchs verräth dem Jäger seine Anwesenheit auf einem Revier theils durch seine Fährte, welche wie eine Katzenfährte aussieht, (s. die Abbildung auf der Kupfertafel I. No. 4.), nur freylich größer ist, und welche man, wenn sie völlig ausgedrückt, nach dem Jäger Ausdrucke, rein ist, gar leicht, und besonders auch daran erkennen kann,

kann, daß die vordern mittleren Klauen sich kürzer, als die daneben stehenden zeichnen, — er schnürt übrigens, obwohl nicht in ganz gerader Linie, wie der Wolf — theils dadurch, wenn sie, nämlich die Jäger, gewahr werden, daß das Rothwildpret ungewöhnlich scheu und unruhig ist, endlich aber auch, wenn sie verscharrte Ueberbleibsel von seinem Raube (Riß) vorfinden, welches oft von den Jagdhunden entdeckt, oft auch durch die Krähen, Raben und Holzheher aufgespürt wird. Wenn man ihm zur Zeit der Neue auf die Spur kommt, so wird er auf die nämliche Art, wie der Wolf, entweder mit dem Wolfszeuge, oder mit Treibern eingekreiset, dann Jagdhunde in das Jagen gelassen, und er entweder, wenn er in die Netze fällt, in diesen todtgeschlagen, oder wenn er baumt, welches man bald an dem Stürmen der Hunde gewahr wird, heruntergeschossen. Zuweilen wird er auch mit Saupackern behetzt, unter denen er aber, wenn er sich ohne zu baumen stellt, und auch dies wird man bald an dem Stürmen der Hunde gewahr, gewaltige Niederlagen anrichtet. So lange noch eine Spur von Leben an ihm ist, beißt und schlägt er mit seinen Waffen gewaltig um sich. Die polnischen, und zum Theil auch die hiesigen Jäger bedienen sich hin und wieder der gewöhnlichen starken Bauerhunde zu dieser Jagd, die den Luchs, sobald sie ihm auf die Spur kommen, zu Baum treiben und dann unter diesem stürmen, bis der Jäger herbey kommt und ihn erlegt. Die Jagdhunde nehmen den Luchs gern an. Er wird daher auch oft gelegentlich und unvermuthet bey andern Jagden aufgespürt und erlegt.

Der Fang im Tellereisen, den unter andern Döbel in seiner Jagdpractika vorschlägt und wornach man an dem Orte, wo man einen verscharrten Fang (Riß) findet, ein paar gut verdeckte, an Ketten befestigte Tellereisen legen soll, ist mißlich. Herr v. d. Winkel, der in seinem Handbuch für Jäger ebenfalls dieser Methode erwähnt, zweifelt mit Recht an deren Erfolg, weil der Luchs, wie er

sehr

sehr richtig sagt und auch ich bereits angeführt habe, den verscharrten Riß sehr selten, und nur dann, wenn er keine neue Beute findet, aufsucht, er auch das Eisen bey seinen feinen Geruchsnerven gar bald entdecken und nicht leicht zugehen würde.

Man kann ihn auch, wie Döbel sagt und Hr. v. d. Winkel ebenfalls anführt, auf das Reizen — welches ich bey der Fuchsjagd näher beschrieben habe — und zwar durch das nachgeahmte Pfeifen der Drossel oder des Hasengequäckes, schießen, wenn man sich an einem Orte, wo der Luchs umher trabt, am besten auf einem Baume anstellt. Man muß aber, wie bey dem Fuchse, schon im Voraus schußfertig seyn, weil der Luchs eben so schnell wie jener herbey kommt, und sich, sobald er Unrath merkt, eben so eilig aus dem Staube macht.

Der Marder.

Linné belegt das von ihm zur dritten Ordnung der Säugethiere klassificirte 15te Geschlecht, wohin er aber auch den Otter zählt, mit dem Hauptnamen *Mustela* (Wiesel), und führt den Marder, von dem er zwey Varietäten, *Mustela Foina* und *Mustela Martes*, angiebt, als Species dieses Geschlechts auf. Die neueren Naturkündiger weichen hierin von ihm ab. Bechstein z. B. bezeichnet die vierte Gattung der dritten Ordnung der Säugethiere mit dem Hauptnamen Marder *), und giebt davon sechs ver-

*) Göze führt den Marder dagegen unter der dritten Ordnung der Säugethiere als erste Art der dritten Gattung, die er mit dem Namen Wiesel belegt, auf.

verschiedene Arten an: 1) den Haus- oder Steinmarder, (*Mustela Foina Linn.*), 2) den Baum- oder Feldmarder, (*Mustela Martes Linn.*), von den Jägern auch Edelmarder genannt *), 3) den Iltis, *Mustela Putorius Linn.*), 4) das Frett, (*Mustela Furo Linn.*), 5) das große Wiesel, (*Mustela Erminea Linn.*), 6) das Heermännchen, sonst auch das kleine Wiesel genannt, (*Mustela vulgaris Linn.*).

Da der Haus- oder Steinmarder, ingleichen das Heermännchen nur vorzüglich dem zahmen Federvieh nachstellen, sich größtentheils blos in und nahe an Gebäuden aufhalten und hiernach im Eigentlichen kein Gegenstand der Jagd sind, des Fretts aber bereits im zweyten Theile dieses Werks S. 83. bey Gelegenheit der Kaninchen-Jagd ausführlich erwähnt worden ist, so werde ich mich hier auch blos über den Baum- oder Edelmarder, den Iltis und das große Wiesel auslassen.

*) Er wird außerdem auch Gold-, Wald-, Busch-, Buch-, Kiefern-, Fichten-; Tannen-, Birken-, Espen-, ingleichen Lichtmarder benannt. Einige Jäger nehmen außer den beyden bekannten Marderarten noch eine dritte an, die sie mit dem Namen Wildmarder bezeichnen. Er soll merklich größer, als der gewöhnliche Feldmarder, auch dunkelbrauner am Körper und gelber an der Brust, dabey sehr wild und scheu seyn. Es ist dies aber ein Irrthum, den blos die verschiedene Größe und Farbe des alten und jungen Baummarders veranlaßt hat.

Der

Der Baum = oder Edelmarder *).

Naturgeschichte.

Der Baummarder kommt in Hinsicht seiner Gestalt mit dem Steinmarder in folgendem überein. Beyde haben einen runden, oben etwas platten, kurz zugespitzten Kopf, der dem Kopfe eines kurzschnauzigen Spitzhundes gleicht. Die schwarze, stets feuchte Nase ragt etwas über der Lefze hervor. Sein Gebiß ist äußerst scharf. In der obern Kinnlade befinden sich sechs zugerundete Vorderzähne, wovon der erste auf jeder Seite etwas länger ist, dann nach einem kleinen Zwischenraume ein langer, etwas gekrümmter, inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt fünf Backenzähne, wovon der erste sehr klein und stumpf ist, die zwey folgenden größer und dreyeckig sind, der dritte drey Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn ist. In der untern Kinnlade stehen voran sechs kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwischen den äußersten und mittelsten befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner ist, als die

 obern,

*) Schriften zum Nachlesen.
Gmelin *Lin.* I. 1. p. 95.
Büffons Naturgesch. Uebers. von Martini IV. 156.
Pennant hist. of quadr. Uebers. von Bechstein II. 366.
Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschl. Neue Auflage I. 769.
v. Schrebers Säugeth. III. 475.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 267.
Goeze's Fauna I. 179.
Donndorfs zool. Beyträge I. 287.
v. Wildungens Taschenb. für 1800. S. 24.

obern, und zuletzt sechs Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwey letztern wahre Backenzähne sind, der vorletzte, als der größte, drey Zacken und einen runden Ansatz hat, der erste sehr klein und stumpf, und die andern dreyeckig und spitzig sind. Die Zunge ist lang und mit langen zurückstehenden Warzen besetzt. Das Maul hat von steifen schwarzen Haaren einen Bart, wie die Katzen. Die blaulichen Augen stehen weit von einander, schief, näher nach der Schnauze, als nach den Ohren zu, blitzen im Finstern und haben einige steife, schwarze Haare am obern Augenliede. Die Ohren sind kurz, breit und zugerundet. Der Hals ist, in Verhältniß des langen Leibes, kurz und beynahe von der Dicke des Kopfes. Der Leib ist schmäler, als an einer Katze, schlank und mit doppelten Haaren, kürzeren wolligen, und längern steifen überzogen. Der Schwanz ist zottig und gerade ausgestreckt. Die Beine sind niedrig und die vordern Füße länger und größer, als die hintern. Sie enthalten fünf Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachsen und mit kurzen, scharfen Klauen besetzt sind. An jeder Seite des äußersten Mastdarms, am Rande des Afters öffnen sich zwey eyrunde Bläschen oder Drüschen, die, wie Bechstein anführt, eine übel riechende Feuchtigkeit *) in sich enthalten. So wie nun diese Beschreibung, welche ich aus Bechsteins gemeinnützi-ger Naturgeschichte Deutschlands entlehnt habe, im Allgemeinen auf beyde Marderarten paßt, so weicht auch der Baum- oder Edelmarder von dem Steinmarder blos in folgenden Stücken ab: Er ist zuvörderst merklich größer. Die Länge seines Körpers beträgt nach Bechstein zwey, und die des Schwanzes einen Fuß. Sein Kopf ist dagegen kürzer und stärker. Er hat ein wilderes Ansehn, als der Steinmarder. Die Ohren sind sehr kurz und abgerundet.

*) Nach Göze hat diese Feuchtigkeit einen starken Bisamgeruch, der sich auch dem Unrath mittheilt.

rundet, die Augen funkelnd und weit hervorstehend. Die Beine sind höher. Seine Höhe beträgt zehn Zoll. Am meisten aber unterscheidet er sich vom Steinmarder in Haar- und Farbenzeichnung. Der Steinmarder hat eine weiße, der Baummarder eine dottergelbe Kehle und Unterhals. Die Farbe des Körpers am Baummarder ist außer den schwarzen Beinen und Schwanze schön kastanienbraun, am Steinmarder dagegen grauröthlich ins Schwarze auslaufend. Die Haare sind am ersteren glänzender, länger, weicher, zärter und dichter, und fallen nicht so leicht aus, als am Steinmarder, auch ist der Schwanz zottiger. Das Weibchen ist von beyden schlanker und niedriger gebaut, als das Männchen; der schöne, tief kastanienbraune Rücken des Baummarders ist beym Weibchen blässer. Das letztere hat vier Säugewarzen, die am Bauche liegen. Beyde Marderarten bringen ihr Leben auf 12 Jahre.

Göze hat bey Zergliederung des Marders manches Bemerkenswerthe gefunden, das hier einen Platz verdient. Nach seiner Anzeige hat die Hirnschale viel Aehnliches mit der des Fuchses, wie auch der Gehörgang. Die Schulterblätter ziemlich breit. Die Gedärme gleich weit, aber ohne Blinddarm. Eine sehr kleine Milz. Die linke Niere steht niedriger als die rechte. Nur einmal hat gedachter Zergliederer in der Niere eines Marders einen großen Spulwurm angetroffen, ohne sich jedoch erklären zu können, wie das Ey des Wurms dorthin gerathen war. In den Gedärmen des Thieres hat Göze einige Strecken eines großköpfigen Bandwurms gefunden. Er führt bey dieser Gelegenheit als bemerkenswerth an, daß der Marder vorzüglich vor allen Thieren von Würmern frey ist, ungeachtet er viele junge Hühner frißt, deren Gedärme oftmals mit Spul- und Bandwürmern ausgestopft sind. Noch erzählt Göze, daß die ungebohrnen Jungen von den Embryonen der Füchse, Hunde und Katzen, so klein sie auch seyn mögen, schon in ihrer ganzen Bildung zu unterscheiden sind.

Ueber

Ueber die Paar- oder Ranzzeit des Baummarders sind die Schriftsteller nicht gleicher Meynung. Einige behaupten, daß beyde Marderarten sich in der letzten Hälfte des Monats Januar, oder in der ersten des Februar begatten, andere, daß die Paarzeit des Baummarders fast um einen Monat früher, als die des Haus- oder Steinmarders eintritt. Nach Döbel begatten sich beyde im Februar. Das Weibchen des Baummarders bereitet sich ihr Wochenbett nicht selbst, sondern bemächtigt sich gewöhnlich der Nester der Eichhörner, wilder Tauben, auch alter Horste von Ohreulen und Raubvögeln, und bringt dort nach neun Wochen seine Jungen zur Welt. Büffon behauptet, obwohl mit Unrecht, daß der Baummarder selten mehr, als zwey bis drey Junge auf einmal gebiert. Es ist erwiesen, daß er sechs, ja nach Döbel 7 bis 8 Junge zur Welt bringt. Sie werden blind gebohren und bleiben bis neun Tage in diesem Zustande. Sie sind bey weitem leichter zu zähmen, als die Hausmarder, scheuen den Menschen nicht, wie jene, verkriechen sich nicht in finstere Winkel, spielen gern mit Hunden und Katzen, sind überaus munter und drollig, schlafen aber auch oft, wenn man sie nicht stöhrt, den ganzen Tag über, und legen sich dann wie die Hunde kugelrund zusammen. „In Sardinien," so erzählt Göze, „werden viele zahmgemachte Baummarder als angenehme Geschenke verschickt. Sie werden hier so zahm, daß ein Marder öfters unter den Küchlein — der Wolf unter den Schaafen — schläft. Sie werden alle Speisen gewohnt und spielen mit Jedermann. Ihr liebster Gesellschafter ist der Hund. Mit der Katze aber machen sie keine eigentliche Freundschaft."

Mehrere Schriftsteller haben, obwohl mit Unrecht, behauptet, das der Baum- und Hausmarder sich mit einander begatten. Niemand hat dies vielleicht mit triftigeren Gründen widerlegt, als Daubenton: „Die Blendlinge (Bastarte)," sagt er, „oder wenigstens einige von ihnen, wür-

würden, wenn die vorgegebene Begattung statt fände, bald „die gelbgefärbte Kehle des Feldmarders, bald die weiße „des Hausmarders haben, denn eines der vornehmsten „Merkmale, wodurch diese Thiere sich von einander unter„scheiden, ist des Feldmarders gelbe, des Hausmarders „weiße Kehle. Auch die am Feldmarder schöneren Strei„fen der Haarfarben, ingleichen der geringere Glanz des „Hausmarders würden bey den Blendlingen eine Verände„rung leiden. Es würden einige zum Vorschein kommen, „die nicht so schönes Haar, als der Feldmarder, und schö„neres, als der Hausmarder, hätten. Die Blendlinge „würden sich bald vermehren und sich mit den ächten Rassen „der Feld- und Hausmarder vermischen, hierdurch aber die „unterschiedenen Kennzeichen dieser beyden Rassen allmählig „nach fortgesetzten Erzeugungen verschwinden oder längst „verschwunden seyn, *) wenn die Feld- und Hausmarder „sich wirklich beliefen." Der verdiente Naturkundiger Bechstein, der die Begattung des Feld- und Hausmarders ebenfalls bestreitet, führt unter andern an, daß nach vieljährigen Erfahrungen, die an Orten gemacht worden, wo in einem Bezirk von 1000 Schritten Feld- und Hausmarder neben einander wohnen, man noch nicht einmal bemerkt hat, daß in der Begattungszeit, wo diese Thiere sehr geil sind, und die ganze Marderrepublik in Krieg und Aufruhr geräth, sie sich einander nur nachgelaufen wären, vielweniger Junge mit einander gezeugt hätten.

Der Feldmarder hält sich gern in Eichen- und Buchenwaldungen, am liebsten aber in dicken, finstern Tannenwaldungen auf. Er bewohnt dort die hohlen Bäume, wählt aber auch eben so gern die Nester der wilden Tauben, Raben,

*) Diese Bemerkung ist sehr wahr und richtig, sie bestätigt aber auch das, was ich gegen die angebliche Vermischung des Wolfes und des Hundes beygebracht habe.

Raben, Raubvögel und Eichhörnchen zu seinem Aufenthalte, wenn er vorher, wie Göze sagt, die Wirthe daraus vertrieben, oder sie wohl gar geschmaust hat. Er verändert seine Wohnung, sobald er sich in dieser unsicher glaubt, und es ist ihm daher schwer beyzukommen. Der Feldmarder ist übrigens ein Abkömmling der nördlichen Länder, und gehört in den kälteren Himmelsstrichen zu Hause, von wo er sich in allen Welttheilen, und zwar ungleich mehr, als der Hausmarder, verbreitet hat. Büffon behauptet zwar, daß der Feldmarder in England gar nicht anzutreffen sey; andere Schriftsteller versichern aber das Gegentheil. Nach Pennent's Angabe findet er sich zwar nicht häufig in England, wird aber doch wie der Hausmarder, und zwar vorzüglich in den Grafschaften Merlanoth und Kärnaran angetroffen, und dort durch die Benennung Belagond (Waldmarder), von der andern Gattung Belagrai (Felsenmarder), unterschieden. In Schottland ist er, wie ebenfalls Pennant anführt, die einzige Mardergattung.

Der Feldmarder lebt blos vom Raube. Er stellt vorzüglich den Erd- und Feldmäusen, *) ingleichen den Eichhörnern nach. Er verfolgt die letzteren mit großen Sprüngen von einem Baum zum andern, bis er sie ermüdet und erhascht hat. Mit gleicher Behendigkeit fängt er auch die Haselmaus. Er vertilgt aber auch außerdem eine unglaubliche Menge von Vögeln. Bald fängt er die Alten von den Nestern weg und säuft die Eyer aus. Bald belauscht er alte und junge Vögel im Schlafe, und es sind selbst die Auer-, Birk- und Haselhühner, wie die Fasanen vor diesem Räuber nicht sicher. **) Auch den Hasen überrascht er

*) Er soll diesen, wie mehrere Schriftsteller anführen, am Wasser, wenn sie sich dort zum Trinken einfinden, nachstellen.

**) Es erzählen hin und wieder Schriftsteller, auch wohl Jäger, daß der Feldmarder, wenn er einen großen Vogel, als einen Auer-

er zuweilen, wenn dieser schläft. Er ist den Dohnen sehr gefährlich und plündert diese, sobald er sie ausspührt, fast täglich; das Pflanzenreich verschmäht er eben so wenig. Die Eberesche gehört zu seiner liebsten Nahrung. Auch geht er dem Honig nach und gräbt zu dem Ende Hummelnester aus. *)

Der Balg des Feldmarders gehört mit zu den vorzüglichsten Rauchwerken und wird von den Kirschnern gefärbt und ungefärbt zu Muffen, Mützen, Brähmen u. s. w. verarbeitet. Der Theil des Balges längst dem Rücken bis zum Schwanzende wird als der vorzüglichste angesehen.

Die besten Marderbälge kommen aus Kanada, Rußland, auch Schweden. Bey Ufa und in den Gebirgen des Kaukasus sollen die allerschönsten Marder gefangen, in Natolien und auf den Gebirgen um Zobelberg im Mittelkrain Marder gefunden werden, deren Bälge man dem Zobel gleich achtet. Der Balg des Marders ist überhaupt schon immer als ein beträchtlicher Handlungsartikel anzusehen. Göze führt an, daß die Handlungsgesellschaft in Nordamerika im Jahr 1743 12,370 der besten, und 2,360 der schlechtesten Marderfelle — alle aus der Hundsons-Bay — verkauft, ingleichen, daß die Franzosen um eben die Zeit 30,305 Marderfelle aus Kanada nach Rochelle gebracht haben, und daß die

Auerhahn oder auch wohl einen Adler schlafend belauscht, sich mit den Klauen einschlagen, und wenn dann der Vogel auffliegt, so lange auf ihm sitzen bleiben soll, bis er ihn durch Beissen und Kratzen zum Fallen gebracht hat. Es ist dies aber geradehin eine Unwahrheit. Auch sind die an den Zehen befindlichen Klauen nicht von der Art, daß er sie gleich den Katzen und Luchskrallen einschlagen kann.

*) Der Balg des Feldmarders soll vom häufigen Genuß des Honigs Flecken bekommen, welche die Kirschner Honigflecke nennen.

die Marder in dem brittischen Amerika in solcher Menge angetroffen worden, daß man Jahre weiß, wo über 40,000 Bälge verkauft worden.

Das Fleisch des Marders ist ungenießbar. Der Galle will man die Kraft beylegen, Flecken von den Augen zu nehmen, wenn man sie mit Fenchelwasser vermischt auf die Augen legt. Die Losung wird des starken Bisam-Geruchs wegen hin und wieder dem Räucherpulver beygemischt. Ob sie, wie einige Schriftsteller ihr nachrühmen, Drüsen erweicht und stockende Säfte zertheilt, darüber mögen Aerzte entscheiden.

Jagd und Fang.

Die Jäger stellen dem Feldmarder sowohl seiner Räubereyen, als vorzüglich auch seines schönen Balges wegen häufig nach. Er wird theils geschossen, theils in Garnen — Eisen auch Schlagbäumen gefangen. Seine auf der Kupfertafel I. No. 5. abgebildete Fährte ist beym Spurschnee leicht zu erkennen. Er setzt sie gemeinhin so, daß zwey und zwey Tritte bey einander zu sehen sind, doch steht der eine Tritt dem andern um etwas vor. Ungeachtet seine Fährte, wie gesagt, leicht zu erkennen ist, so gehört doch oft viel Geduld dazu, um ihm bis zu seinem Aufenthalte nachzuspüren. Er geht bey langen Nächten sehr weit und macht viele Kreuz- und Queergänge.

Sobald der Jäger daher die Fährte des Marders findet, muß er auf dieser so lange fortgehen und sie austreten, bis er an einen Kreuzgang kommt, alsdann aber vorzüglich darauf aufmerksam seyn, mit welchem Gange der Marder über den andern weiter fortgegangen ist. Es ist dies daran zu erkennen, daß die erste Fährte durch die letzte da, wo er übergieng, im Schnee etwas zugestrichen ist. Sobald der Jäger dies gewahr wird, muß er der letzten nachfolgen und sie ebenfalls austreten, um immer frische Spur zu behalten,

dies aber so lange fortsetzen, bis er findet, daß der Marder zu Baum gegangen ist. Da er aber gar oft auf der einen Seite des Baumes hinauf und auf der andern wieder hinunter, oft aber auch von Baum zu Baum springt, endlich auch wohl nach einigen Sprüngen von Baum zu Baum wieder hinabgeht, so muß der Jäger, sobald er findet, daß der Marder zu Baum gegangen ist, einen weiten Kreis um die neben einander stehenden Bäume nehmen, nach dem Jäger-Ausdruck, vorgreifen, um auszuspüren, ob der Marder irgend wo wieder vom Baume hinunter ist, auf welchen Fall er aufs neue der Fährte folgen und ihm weiter nachspüren muß. Findet er aber beym Vorgreifen keine weitere Fährte am Boden, so ist dies ein Beweis, daß sich der Marder noch auf irgend einem Baume aufhält. Er muß dann sämmtliche, in dem umgangenen Kreise befindlichen Bäume genau nachsehen und den, wo er sich aufhält, auszumitteln suchen. Wenn er ihn nicht ansichtig wird, muß er untersuchen, ob Spechtlöcher oder Eichhornsnester, auch Raubvögelhorsten an den Bäumen wahrzunehmen sind, und ob der Marder vielleicht in diese, oder wenn der Baum hohl ist, in die Höhlung gekrochen ist, welches er daran erkennen kann, wenn der Schnee an den Löchern, Nestern oder Höhlungen ab- und heruntergestoßen ist. Wenn nun der Aufenthalt des Marders ausgemittelt ist, und der Jäger ihn entweder auf einem Aste, oder auch im Eichhorns- oder anderm Vogelneste gewahr wird, so schießt er ihn ohne Umstände herunter. *) Steckt er aber in einem Baumloche oder

*) Wenn der Jäger dem Marder, ohne daß dieser ihn von weitem gewahr wird, nahe kommt, so bleibt der Marder gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Stelle und blickt den Jäger mit unverwandten Augen an. Wenn man ihn mit einer Kugel schießen kann, so ist es um desto besser, weil der Balg weniger beschädigt wird, als wenn man mit Schroot schießt.

oder in dem etwa hohlen Baume selbst, so muß der Jäger, wenn der Baum zugänglich ist, diesen besteigen, die Höhlung mit einem Beil erweitern, den Marder dann mit einem Stocke herauszutreiben und ihn auf der Flucht zu erlegen suchen. Wenn der Baum, auf den er sich geflüchtet hat, nicht zugänglich ist, so bleibt nichts übrig, als den Baum umzuhauen. Er steckt aber in hohlen Bäumen oft so fest, daß er selbst dann, wenn der Baum umgehauen wird, nicht eher herausgeht, als bis man die Höhlung erweitert und ihn heraustreibt.

Um den Marder im Garne *) zu fangen, wird er zuvor auf die vorhin angezeigte Art ausgespürt, und dann die Bäume mit dem Garne umstellt, um ihn herunter zu treiben, aber ganz so verfahren, wie beym Schießen.

Auch fängt man den Marder in Schwanenhälsen, auch Tellereisen. Da er gern die für den Fuchs bereiteten Kirrungsplätze besucht, so fängt er sich mehrmalen zufällig in den Schwanenhälsen. Sonst muß man ihn auf die nämliche Art, wie den Fuchs ankirren. Wenn man Eisen hat, die kleiner, wie die gewöhnlichen Fuchseisen sind, so ist der Fang um so leichter. In Ermangelung dieser muß man den Abzugsfaden etwas länger machen, damit der Abzugsbrocken weiter hinaus nach der Seitenkrümmung des Bügels kommt, weil sonst die für seinen Körperbau zu hohen Bügel zuweilen ohne Erfolg über ihm zusammen schlagen. Beym Fange in Tellereisen kann man sich zu den Brocken des gebackenen Obstes — es ist dies für den Marder ein Leckerbissen — bedienen.

Die

*) Die Marder-Garne werden von dünnem Bindfaden verfertigt. Sie müssen Busenreich und so enge gestrickt seyn, daß er nirgend mit dem Kopfe durchfahren kann. Sie sind gewöhnlich 3 Fuß hoch, und 50 Fuß lang. Um einen verhältnißmäßig großen Kreis umstellen zu können, nimmt man 3 bis 4 Garne.

Die Eisen müssen sehr gut verwittert und verdeckt seyn. Die beste Witterung zum Marderfange wird aus ungesalzener Butter, Alfrankenrinde, Fenchelkraut, Marum verum und Kampfer bereitet. Döbel, der sie ebenfalls empfiehlt, sagt: „wird ein Marder diese Witterung inne, „so läßt er das Eisen nicht liegen, und sollte er auch sein „Leben dabey einbüßen.“

Ueber die Methode, den Marder in Schlagbäumen zu fangen, muß man Döbels Jagd-Praktika Theil II. p. 153 nachlesen, wo sie ausführlich beschrieben steht.

Der Iltis*).

Naturgeschichte.

Der Iltis (Mustela Putorius Linn.), sonst auch Ulk — Binsing — Stinkthier — Iltniß — Eltis — Ilb — Elske — Ellthier — Teufelskind — Iltismarder — Iltiswiesel genannt, hat sowohl in seiner Lebensweise wie in seiner Leibesgestalt viel Aehnliches mit dem Hausmarder. Die beste und deutlichste Beschreibung dieses Thieres hat Bechstein in seiner gemeinnützigen Natur-

*) Schriften zum Nachlesen.
Gmelin Lin. I. 1. p. 96.
Büffons Naturgesch. Uebers. von Martini IV. 169.
Pennant hist. of. quadr. Uebers. von Bechstein II. 562.
Bechsteins gem. Naturgesch. Neue Auflage I. 779.
Göze's Fauna I. 285.
v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 304.
v. Schrebers Säugeth. III. 385.
Donndorfs zool. Beytr. I. 297.

Naturgeschichte Deutschlands geliefert. Ich werde sie wörtlich hersetzen.

„Dieses Raubthier," so sagt Bechstein, „welches sich „nicht so weit nach Norden erstreckt, wie der Marder, und „in Thüringen nicht selten ist, ist hier unter dem Namen „Ratze bekannt. In seinen Sitten und in seiner Bildung „ist es dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat einen propor„tionirtern Kopf mit einer spitzigern Schnauze, einen kürzern „Schwanz, dünnere, dunkelkastanienbraune Stachelhaare „mit gelblichem Grund und ganz gespaltene Füße. Seine „Länge ist bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll, der „Schwanz ist 7 Zoll lang und die Höhe beträgt 5 Zoll. „Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfes, und die „Breite desselben zwischen den Ohren bildet mit der Schnau„zenspitze ein regelmäßiges, gleichseitiges Dreyeck. Die „schwärzliche und trockene Nase ist vom Fuchs, so wie „sein Gesicht ganz das listige Ansehen desselben hat. Der „Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Katzenbart „und innerlich ein scharfes Hundsgebiß. In der obern „Kinnlade befinden sich rund- und kurzzugespitzte Vorder„zähne, von welchen der vordere auf jeder Seite der größ„te ist, dann folgt ein großer gekrümmter und abgestumpf„ter Eckzahn, und zuletzt vier Backenzähne, davon der „vordere kaum merklich und einzackig, der zweyte größer „und einzackig, der dritte, der größte, breit und zweyzackig, „der vierte, ein gereifter, wahrer Backenzahn ist. In der „untern Kinnlade findet man sechs stumpfe, vorwärts„liegende Vorderzähne, einen kürzeren und krümmeren „Eckzahn, als oben, und fünf Backenzähne, wovon der „vordere sehr klein und stumpf, die zwey folgenden drey„eckig und einspitzig, der vierte zweyspitzig, mit einem „stumpfen Ansatze, und der fünfte sehr klein und rund ist. „Zusammen 34; also 2 Zähne weniger, als der Steinmar„der. Die Zunge ist lang, mit hinterwärts gekehrten „Warzen. Die Augen sind groß, hervorstehend, dunkel„braun und scharfsehend, und die Ohren kurz, breit und

„abge-

„abgerundet. Der Hals ist stark und lang und, der Rü„cken breit und etwas eingedrückt. Er hat kurze Füße, „die mit scharfen, weißen Nägeln bewaffnet sind. Der „Schwanz ist dick behaart, büschig und gerade aus„gestreckt."

„Der ganze Leib ist mit einem feinen Pelz von dop„pelten Haaren bezogen. Die kurzen Haare sind dicht, „wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern „an der Wurzel graulich und an der Spitze aus dem Kaf„feebraunen ins glänzend Schwarze auslaufend."

„Von weitem scheint es also im Winter auf dem „Rücken schwarz zu seyn, im Sommer aber, wenn die „längern Haare abgestoßen sind und ausfallen und der „gelbliche Grund mehr vorschimmert, einen gefleckten Balg „zu haben. Sonst ist — die Theile einzeln betrachtet — „der Mund, das Kinn und der Rand der Ohren weiß „oder weißgelb, und über den Augen bis zu den Ohren „läuft, der Breite nach, bis zum Backen herab, ein wei„ßer Streif. Der übrige Kopf hat bis zum Schenkel bor„stenartige Haare und ist rothgrau. Am Oberhalse schei„nen die gelblichen Wollhaare mehr durch, als auf dem „Rücken, wo die stachligen, schwarzbraunen Haare nach „dem Schwanze zu immer dichter stehen. Der Unterhals, „die Brust, der Schwanz sind ganz schwarz, und unter „dem Bauche läuft ein bräunlicher, undeutlicher Streif „nach dem After hin. Unter dem Schwanze hat das Thier „zwey Drüschen, welche eine Feuchtigkeit enthalten, die „einen ekelsüßen Honiggeruch verbreitet."

„Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, „ausgenommen, daß der Mund und die Ohren ganz weiß „sind, und hat am Bauche vier Säugewarzen."

„Es lebt 10 Jahre."

Göze hat bey Zergliederung des Iltis gefunden, daß sein Fell sehr dick und dehnbar ist, und daß es gleichsam nur

nur an dem Körper herumschlottert, daher es die Hunde erschrecklich zerren können, ohne ihm Schaden zu thun, weil das Fell ungemein nachgiebt und mit starken, ziehbaren muskulösen Theilen auf der Oberfläche des Körpers angewachsen ist *). Von dem Gestank, den das Iltis verbreitet, sagt Göze, daß die am After befindlichen Drüschen die dort vorhandene fettige Materie beständig durchseihen und den Geruch davon dem ganzen Körper mittheilen, daß solcher noch den Gestank der Assa foetida übertrifft, daß er den Hühnern und Tauben einen solchen starken Schwindel zuziehen soll, daß sie von den Stangen herunterfallen, daß der Gestank am stärksten ist, wenn das Thier zornig ist, und daß solcher so fest an den das Thier berührenden Gegenständen bleibt, daß Göze ihn von dem Anatomirbrete, dem Messer und den Fingern kaum in einigen Tagen hat fortbringen können. Selbst seine Losung soll so übelriechend seyn, daß das Thier selbst sie nicht ertragen kann, sondern sie von sich entfernt. Seine Gedärme sind nach Göze auch anders, als bey den andern Wieselarten, dick und sehr drüsig. In keinem einzigen Iltis hat Göze übrigens, ungeachtet er deren mehrere als Marder zergliederte, einen Spul- oder Bandwurm gefunden, obgleich andere behaupten, daß er mit Blasen- und Plattwürmern (Fasciola) geplagt sey **). Im Magen des Thieres hat Göze, wenn es auf dem Felde in einem Hamsterloche gefangen war, oft Ueberbleibsel von Frö-

schen,

*) Sparrmann macht in seiner kapischen Reise bey Beschreibung des Iltis, den er Ratel nennt, die Bemerkung, daß die Natur, die ihn zum Zerstörer der Bienen gemacht, ihn vielleicht deswegen mit einer so viel zäheren Haut begabt hat, damit er vor den Stichen derselben sicher seyn möchte.

**) Auch Bechstein versichert dies in seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands.

schen, Schnecken, Heuschrecken und Roßkäfern gefunden. Das Iltis begattet sich im Februar.

Die Männchen beißen sich heftig um ein Weibchen, und lassen dann fortdauernd ihre knurrende Stimme hören. Das Weibchen trägt neun Wochen und bringt 6—7 Junge zur Welt, die blind gebohren werden. Es nistet gemeinhin in alten Holz- und Reißighaufen, wo es sich von Stroh, Heu oder Moos ein Lager bereitet. Es säugt die Jungen nicht viel über die Zeit, als sie blind liegen, etwa 12—14 Tage. Es beschützt die letzteren mit vieler Treue, ist dann äußerst kühn und grimmig, kommt bey dem mindesten Geräusch, oder wenn mann sich seinem Lager nähert, hervor und vertheidigt die Jungen, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, mit Wuth, trägt sie auch, wenn es sich an einem Orte nicht sicher glaubt, weit von dort weg.

Der Iltis hält sich theils in Wäldern und Feldern, theils aber auch in Gebäuden auf. In Wäldern wohnt er gemeinhin in hohlen Bäumen oder unter zusammen gefallenen Holzhaufen, ingleichen auch unter alten Baumstöcken, oder auch in selbst gegrabenen Löchern. In den Feldern wählt er zu seiner Herberge gern dicke Hecken und Dornbüsche, auch Kaninchenbaue und Hamsterlöcher, sucht auch die Dämme an den Flüssen zu seinem Aufenthalte und gräbt sich dort oder an den Ufern Höhlen, in denen er sich verbirgt. Wenn er sich in Gebäude einquartirt, so wohnt er am liebsten in alten Schoppen hinter Stangen und Polterkram, in Scheunen, Holzstößen u. s. w. Zuweilen gräbt er sich in Ställe, auch Keller ein, und wirft dort, wie der Hamster, große Erdhaufen auf, daher er oft mit der sogenannten Hausunke, einer Art von Spitzmaus, verwechselt wird. Er gehört übrigens in den gemäßigten Ländern zu Hause und wird weder in denen weit nach Norden noch in den eigentlichen Südländern angetroffen. In Europa, wo er sich weniger als der Marder verbreitet hat, scheint

scheint das südliche Schweden sein äusserster Wohnplatz zu seyn. In Pohlen, Liefland und in der hiesigen Provinz wird er häufig vorgefunden.

Der Iltis lebt wie der Marder vom Raube und der Jagd. Er ist eben so kühn und gefräßig, wie jener. Am Tage schläft er gemeinhin und geht blos des Nachts auf den Raub aus. Er schwärmt dann in Feldern und Wäldern umher, sucht im Winter, wenn er nichts besseres vorfindet, Ratten, Maulwürfe und Feldmäuse zu erhaschen; dagegen er im Frühjahre und Sommer die Nester der auf der Erde brütenden Vögel, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Repphühner, Fasanen u. s. w. aufsucht, in die Hühner- und Taubenhäuser schleicht und dort große Verwüstungen anrichtet. Wenn eine Oeffnung oder Ritze in einer Thür so groß ist, daß er mit dem Kopfe durchkommen kann, so darf man sicher seyn, daß er den ganzen Körper durchpreßt. Den Hühnern und Tauben beißt er gewöhnlich mit unglaublicher Schnelligkeit nach einander die Köpfe ab, und begnügt sich oft, wenn er nicht Zeit hat, seinen Raub fortzuschleppen, blos mit diesen. Den Kaninchen ist er äußerst gefährlich. Er bekriegt diese in ihrer unterirdischen Wohnung und nimmt dann gewöhnlich von dieser Besitz. Er stellt selbst dem äußerst beissigen Hamster nach, der meist immer im Kampfe mit ihm unterliegt. Göze erzählt in seiner europäischen Fauna, daß sich in dem fruchtbaren Hamster-Jahre 1785, wo in den an dem Wohnorte des Verfassers nahe gelegenen Feldfluren 10,000 Hamster getödtet wurden, fast alle Iltisse aus den Städten und Dörfern in die Felder gezogen hatten, und daß beym Ausgraben der Hamster, anstatt dieser, gar oft Iltisse aus den Löchern gekommen sind, die eben daher den Ackerleuten bey Vertilgung der Hamster gute Dienste gethan haben.

Kein Thier weiß die Eyer so gut und rein auszuleeren, als der Iltis. Man findet, wie auch Göze anführt, zuweilen ganze Nester von ausgeleerten Eyern, an denen

man äußerlich keine Spur von Verletzung bemerkt, bis man sie gegen das Licht hält. Es zeigt sich dann ein feines, fast unmerkliches Löchelchen, das der Iltis mit einem seiner Zähne macht, der so spitz, wie eine geschliffene Nähnadel ist. Er bohrt mit diesem das Ey ein, ohne es zu zerbrechen, legt dann Zunge und Lippen an und saugt so lange, bis das Ey völlig leer ist. Auch der Honig gehört zu seinem Leckerbissen. Wenn er in ein Bienenhaus geräth, so plündert er die Stöcke rein aus und vertilgt nebenher die Bienen. Im Winter stellt er auch den Fischen über und unter dem Eise nach und ist besonders den Forellenteichen gefährlich. Er verschmäht aber endlich im Nothfalle auch Gartenschnecken, Käfer und Heuschrecken nicht.

Er ist äußerst scheu, soll aber, wie viele, unter andern auch Göze, erzählen, die Eigenheit haben, daß er, wenn eiserne Instrumente auf einem Stein, oder an einander gewetzt werden, augenblicklich aus seinem Schlupfwinkel hervorkommt, alle Gefahr vergißt und auf den zuläuft, der den Ton hervorbringt. Er hat ein scharfes Gesicht und überaus feine Geruchswerkzeuge, ist dabey sehr behende, hat einen springenden Gang und ist im wachenden Zustande immer in Bewegung.

Sein Balg giebt zwar ein gutes Pelzwerk ab, besonders wenn er vier Wochen vor oder nach Weyhnachten gefangen oder geschossen wird. Die Haare tragen sich nicht so leicht ab, wie die am Marder- und Fuchsbalge. Auch ist das Leder dicker und fester. Nur hat der Iltisbalg das Unangenehme, daß er den ihm eigenen übeln Geruch sehr lange behält, vorzüglich dann, wenn das Thier in der Begattungszeit, oder auch, wenn er zornig ist, erlegt wird. Der Balg wird daher meist immer nur als schlechtes Gebräme für die Mützen und Handschuhe der Landleute verarbeitet. Die schwarzen, langen Haare, besonders die am Schwanze, geben sehr gute Malerpinsel.

Das Fleisch ist ungenießbar und wird sogar von den Hunden verschmäht. Es soll indessen, wie man sagt, von den Tschuwoschen gegessen werden.

Der gezähmte Iltis soll gleich dem Frettchen zur Kaninchen-Jagd zu gebrauchen seyn.

In ältern Zeiten wurde das pulverisirte Blut des Iltis als ein schweißtreibendes Mittel, das Fett gegen die Gicht- und Steinschmerzen, und das Fleisch wider den Schlangenbiß angewandt. Es gehört dies indessen zu den verjährten Vorurtheilen, die eben so, wie die alberne Sage, daß der Iltis an der linken Seite kürzere Beine, als an der rechten habe, längst widerlegt sind.

Jagd und Fang.

Der Iltis wird theils geschossen, theils in Tellereisen, hölzernen Fallen, auch Schlagbäumen und Drahtschleifen gefangen.

Die auf der Kupfertafel II. No. 6. abgebildete Fährte des Iltis ist der Marderfährte in etwas ähnlich, unterscheidet sich jedoch von dieser vorzüglich dadurch, daß der erstere seine Tritte weiter und gerader hintereinander setzt, als der letztere, auch nicht so weite Sprünge, als dieser macht, und daß der Iltis sich in der Fährte nicht immer gleich bleibt, wie aus No. 6. a und b zu ersehen ist, wo die Fährte a fast die Figur eine Hasenfährte hat. Auch zeichnen sich seine Klauen, da sie nicht so wolligt, wie die des Marders sind, ungleich schärfer und deutlicher im Spurschnee. Da der Iltis bey seinen nächtlichen Streifereien viele Hin- und Hergänge gemacht, so muß man beym Nachspüren hierauf sehr aufmerksam seyn und überall, wo man mehrere Hin- und Hergänge auf einer Stelle antrifft, solche genau zählen. Findet man z. B., daß der Iltis 2 oder 4mal hin-, und 3 oder 5mal zurückgegangen ist, so muß man dem ungeraden 3. oder 5ten Gange

folgen, bey einer geraden Zahl von Gängen aber, wie bey dem Marder genau nachsehen, mit welchem Gange er die andern zugetreten oder bestrichen hat, und dann dem letztern Gange folgen, bis man ihn ausmacht und zu seinem Aufenthalte gelangt, aus dem er dann, wenn er den Jäger nahe kommen läßt, herausgetrieben und geschossen wird.

Die Tellereisen werden da, wo er seine Gänge nimmt, auf dieselbe Art, wie auf den Marder gelegt. Wenn das Eisen nur einigermaßen gut verwittert ist und ein Vogel, Ey oder auch ein Stück Fleisch auf die Scheibe gebunden wird, so fängt er sich leicht.

Die Iltisfallen werden von Bretern gemacht und sind ganz genau, wie die großen Rattenfallen gestaltet. An beyden Seiten nämlich Fallthüren, und in der Mitte ein Stellbret, auf dem, und zwar auf der Zunge des Brets, ein Vogel oder ein Ey angebunden wird. Sobald er das Stellbret betritt, schlagen die Fallthüren zu *). Die Einrichtung der Schlagbäume und Drahtschleifen kann nicht durch bloße Beschreibung versinnlicht werden, und ich muß den Leser hier wiederum auf Döbels Jagdpraktika verweisen, wo außer der Beschreibung auch deutliche Zeichnungen vorhanden sind.

*) Man hat sie auch noch von einer andern Einrichtung. Es wird nämlich, wenn zwey Fallthüren sind, in der Mitte, und wenn nur eine ist, an der entgegenstehenden Seite ein kleines, von beyden Seiten mit einem Drahtgitter, und oben mit einem Schieber versehenes Behältniß, vor dem Drahtgitter aber das Stellbret angebracht. In das Behältniß setzt man von oben ein lebendiges Huhn und schiebt den Schieber zu. Sobald der Iltis von dem Pipen des Huhnes angelockt durch die Fallthüre eingeht und das Stellbrett betritt, so ist er gefangen.

Das große Wiesel *).

Naturgeschichte.

Das große Wiesel (*Mustela Erminea Linn.*) ist ebenfalls ein sehr schädliches Raubthier. Es giebt von dieser Art zwey Varietäten, das gemeine rothe — sonst auch graue — braune — Feld- und Waldwiesel, und das weiße, sonst auch Hermelinwiesel genannt.

Aus diesen Hauptvarietäten entstehen aber noch mehrere Abänderungen, unter denen vorzüglich das sogenannte Schäckchen merkwürdig ist. Die Größe des Thieres beträgt, und zwar die Länge vom Kopfe bis zum Schwanze einen Fuß zwey Zoll, die Länge des Schwanzes sechs Zoll, die Höhe zwey und einen halben Zoll. Der Körper ist schlank und geschmeidig, der zwey Zoll lange, erst kurz vor dem Munde spitzig zulaufende Kopf so dick, als der Leib. Der letztere ist von einerley Dicke, läuft gerade aus und steht nur bey den Hinterschenkeln etwas erhabener. Der Hals ist lang, und dünner als Kopf und Leib, welches dem Anscheine nach zwar als ein Mißverhältniß anzusehen ist, und wodurch der Körperbau verunstaltet, das Thier aber auch in den Stand gesetzt wird, durch alle Klüfte und Ritzen zu schlüpfen, durch die es den Kopf durch-

*) Schriften zum Nachlesen:
Gmelin Linn. I. 1. p. 98.
Büffons Naturgesch. Uebers. von Martini. IV. 196.
Pennant hist. of quadr. Uebers. von Bechstein, II. 559.
Bechsteins gem. Naturges. Neue Auflage, I. 798.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 243—245.
v. Schrebers Säugeth. III. 496.
Donndorfs zool. Beytr. I. 305.
Göze's Fauna, I. 306.

durchpressen kann, welches auch bey dem Marder der Fall ist. Die Nase ist stumpf und gefurcht, der Mund weit offen, mit einem, nach der Seite herabhängenden Knebelbarte versehen. Unter jeder Ecke des Mauls ein weißer Fleck. Der obere Kiefer ragt über dem untern hervor. In beyden Kinnladen stehen vorne sechs Vorderzähne, wovon die obern keilförmig, die untern breite Schneidezähne sind, deren zweyter ganz inwendig außer der Reihe liegt. Vier Eckzähne, wovon die untern zwey sehr lang und eingekrümmt sind. Oben vier Backenzähne auf jeder Seite; in der untern Kinnlade fünf. Die Zunge glatt aber gefurcht. Die Augen klein, schwarz und funkelnd. Sie stehen weit vorne im Gesicht und sind sowohl vor dem innern Augenwinkel, als über dem obern Augenliede mit langen Bartborsten versehen. Die Ohren, deren innere Höhle sehr weit und mit einigen merklichen Hervorragungen versehen ist, stehen weit von den Augen ab, und etwas niedriger. Die fast glatten Ohrlappen sind kurz, breit, abgerundet und durch eine auswärts liegende Falte gleichsam verdoppelt und am Kopfe fest anliegend. Der Schwanz ist abgestumpft und wird, wenn das Thier ruhig geht, gerade aus, wenn es auf der Flucht ist, aber auswärts gekrümmt getragen. Die Beine sind kurz, die Füße fünfzehig, scharf nägelig, und der Daumen an den hintern Füßen ist kurz und versteckt.

Unter dem After hat er, wie der Marder, Drüschen, die einen widrigen Geruch verbreiten. Die Farbe dieses Thieres ist wegen der manchen Varietäten sehr verschieden, und die Schriftsteller weichen daher in ihren Beschreibungen sehr von einander ab. Der obere Theil des Körpers ist bey einigen dunkelbraun, bey andern graubraun, bey noch anderen leberfarben. In den Sommermonaten, wenn sich die Stachelhaare verlieren, verändert sich diese Farbe ins Hellbraune, Röthliche oder Fuchsrothe. Der Unterleib ist an einigen gelb, an andern weiß. Die vordern Fußzehen und das

das Kinn sind an allen weiß, die Hinterzehen nicht immer. Der Kopf hat stets eine dunklere Farbe, als der Rücken. Die Schnauze ist schwärzlich, der Bart gelb, weiß und schwarz. Bey einigen ist beynahe die ganze äußerste Hälfte des Schwanzes, bey andern blos die Schwanzspitze schwarz. Das weiße Wiesel ist durchaus weiß und hat mit den andern blos die schwarze Schwanzspitze gemein. *)

Göze hat bey Zergliederung des Thieres Folgendes bemerkenswerth gefunden: Die Leber ist sehr blaß, mit sieben Lappen. Die Gallenblase außerordentlich klein. Die Bärmutter, worin das Weibchen die Jungen trägt, fast wie bey einer Kaze. An den Mutterröhren sind die Eyerstöcke deutlich zu sehen. Die Gedärme sind eine und eine halbe Elle lang. Bandwürmer oder andere hat Göze nicht wahrgenommen. An beyden Seiten hat das Thier 14 Rippen. Das Rückgrat vom Kopfe bis zum After besteht aus 26 Wirbeln, ein Umstand, der es, nach Göze, erklärbar macht, daß das Thier sich so meisterhaft zusammenbiegen und durch alle Ritzen kommen kann.

Die Paarzeit (Ranz-, Laufzeit) fällt in den März. Man findet fast immer ein Männchen und ein Weibchen zusammen. Es läßt sich daraus vermuthen, daß das große Wiesel gegen die sonstige Gewohnheit der Raubthiere in der Monogamie lebt.

Das Weibchen trägt beynahe fünf Wochen, bereitet sich entweder in einem hohlen Baume, oder unter einem Steinhaufen, auch wohl in einer Maulwurfswohnung ein

Lager

*) Es wird zwar von mehreren behauptet, daß das weiße Wiesel diese Farbe blos im Winter habe, im Sommer aber roth sey. Andere läugnen dies und wollen überhaupt nicht zugeben, daß das große Wiesel die Haare nach Verschiedenheit der Jahreszeit merklich verändere. Ich muß diesen letzteren beypflichten.

Lager von Moos, Federn und Wolle, und bringt drey bis acht, nach Döbel zuweilen zehn Junge zur Welt, die blind gebohren werden. Wenn die Mutter sich an einem Orte nicht sicher glaubt, trägt sie sie fort und verläßt sie selten unter vier Monaten. Sie lehrt sie zeitig junge Mäuse oder andere kleine Thiere fangen. Sie spielen oft lange mit den Mäusen, ehe sie sie tödten. Wenn ein Nest mit jungen Wieseln zerstört wird, findet man mehrmalen lebendige junge Mäuse in ihrer Gesellschaft.

Das große Wiesel hält sich meist immer in Wäldern und Feldern, selten in Gebäuden auf. Doch besuchen sie letztere zuweilen im Winter, und finden sich dann in Scheunen und Kellern ein. Sie lieben vorzüglich die Birkenwälder, und man trifft sie gemeinhin an solchen Oertern, wo Flüsse oder Bäche durch Holz laufen, und wo Wiesen oder leere Haiden in der Nähe sind. An den Bächen nehmen sie ihre Wohnung in trocknen Ufern, unter den Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, in Fels- und Erdklüften, auf den Wiesen und Haiden aber in Maulwurfslöchern. In Feldern wohnen sie ebenfalls gern an den Ufern der Flüsse, auch wohl in Dorngebüschen und andern Ackerverheegungen. Wenn sie von den Maulwurfslöchern Besitz nehmen, so vertreiben sie die Wirthe zuvor aus solchen, und erweitern sie dann nach ihrer Bequemlichkeit. Man findet dann gemeinhin vier Eingänge, die zu einem, in der Mitte gelegenen, mit Moos und Gras ausgefutterten Lager führen. Dieses Thier ist übrigens beynahe in allen Ländern zu Hause. Obwohl das Norden seine eigentliche Heimath zu seyn scheint, so findet man es doch selbst in dem heißen Afrika wie in Asien. Das weiße Wiesel soll besonders dem Lande Bambuk eigen seyn und dort in Menge angetroffen werden.

Es ist, wie der Iltis, ein sehr räuberisches Thier, stöhrt wie dieser die Vogelnester aus, verzehrt die Eyer, frißt die Jungen, beschleicht, wie jener, die Alten im Schlaf und stellt vorzüglich den Auer-, Birk-, Hasel und Repp-

Reppbühnern, ingleichen den Wachteln und Lerchen nach. Da es auf die Bäume klettert und gleich dem Marder von einem Baume zum andern springt, so sind selbst die dort brütenden Vögel vor ihm nicht sicher. Es fängt außerdem Ratten, Mäuse und Maulwürfe, ist selbst den Hasen und Kaninchen gefährlich und soll diese, ja selbst junge Rehe im Schlafe überfallen, den letzteren unvermuthet auf den Hals springen, und sich im Genicke einbeißen, und wenn sie dann wüthend davon laufen, so lange sitzen bleiben, bis sie stürzen. Das Thier durchfrißt ihnen die Halsflechsen und tödtet sie auf diese Art. *) Es soll sogar dem Bären gefährlich seyn, und diesem, wenn er schläft, in die Ohren kriechen und sich dort fest einbeißen, er aber sich dann vor Schmerz todtlaufen. An stillen, einsamen Orten gehen sie sowohl bey Tage als des Nachts auf den Raub aus, am unsichern aber vorzüglich in der Morgen- und Abenddämmerung, bey Mondschein die ganze Nacht hindurch.

Das Wiesel ist ein äußerst gewandtes und behendes Thier. Im Klettern ist es so geschickt, wie das Eichhorn, und kann sogar an einer geraden Wand in die Höhe laufen. Daß es seinem Körperbau nach durch alle Ritzen und Oeffnungen, wo es nur den Kopf durchbringt, mit dem ganzen Körper durchschlüpfen kann, habe ich schon erwähnt. Es schwimmt mit einer großen Leichtigkeit, pfeift fast wie eine Spitzmaus, hat übrigens nur ein schwaches, kurzes Leben und bringt sein Alter selten über 6 Jahre hinaus. Die wilden und zahmen Katzen stellen diesem Thiere gern nach. Der Balg des rothbraunen Wiesels wird nicht sehr geachtet und kaum zu Unterfutter genutzt, dagegen der Balg des weißen Wiesels, unter dem Namen Hermelin bekannt, für ein kostbares Pelzwerk gehalten und sehr theuer bezahlt wird.

Die

*) Nach Bechstein hat ein Förster auf dem Thüringerwalde einen solchen Auftritt mit einem jungen Rehe selbst gesehen.

Die besten Hermelinfelle kommen aus Rußland, Sibirien, Norwegen und Lappland. *) Sie werden zu Unterfutter, Müffen, Aufschlägen u. s. w. verarbeitet. Am kostbarsten sind die aus bloßen Hermelinschwänzen zusammengesetzten Pelze. Sie bleiben indessen nicht lange weiß, sondern verschießen mit der Zeit ins Gelbliche. Die Landleute in Deutschland bringen, wenn sie ein weißes Wiesel fangen, den Kirschnern selten das Fell zum Verkauf, sondern heben solches vielmehr als ein Arzenenmittel gegen das Geschwulst an den Eitern der Kühe und gegen das Schwinden der Glieder auf. Sie verbrennen auch den Körper in einem neuen Topfe zu Pulver und geben dieses den Pferden ein.

Die Tataren um Ust-Kentschuk gebrauchen das Hermelinfell als ein sympathetisches Arzeneymittel gegen alle Krankheiten. Der Kam oder Priester trägt, wenn er zum Kranken gerufen wird, ein solches Fell, dem metallene Augen eingesetzt sind, um den Hals, und trommelt dabey sehr heftig, um die Zauberer zu bannen.

Auch das Fett des Wiesels wird von den Harzbewohnern und Thüringern als Arzeneymittel zum Erweichen der Geschwüre und zu Vertreibung der Geschwulste gebraucht. In älteren Zeiten glaubte man, daß das Anhauchen der Wiesel für Menschen und Thiere giftig sey, und Entzündungen, Geschwulst und andere Zufälle verursache. Es gehört dies zu den mancherley Sagen und Vorurtheilen, die jetzt keinen Glauben mehr finden.

Jagd.

*) Hier zu Lande wird das weiße Wiesel höchst selten vorgefunden. Ich selbst habe, ungeachtet ich die hiesige Provinz so ziemlich durchkreuzt habe, nur ein einzigesmal, bey Gelegenheit einer Hühnerjagd, ein weißes Wiesel angetroffen. Es war aber so scheu, daß ich es nicht habhaft werden konnte.

Jagd.

Die Fährte des großen Wiesels ist wie die des kleinen — dessen Beschreibung ich übergehe, weil es sich von dem erstern größtentheils blos in der Größe und in der Form und Kürze des Schwanzes, in der Lebensweise aber wenig oder gar nicht unterscheidet — auf der Kupfertafel I. No. 7. abgebildet. a. ist die Fährte des großen, b. die von der erstern merklich abweichende Fährte des kleinen Wiesels. Man spürt ihnen entweder zur Winterszeit mit der Flinte nach, oder legt ihnen Tellereisen, auch Drahtschleifen, ingleichen hölzerne Fallen, deren Einrichtung ich im Artikel vom Iltis beschrieben habe. Mit Obst in Honig gekocht, ingleichen mit einem Ey kann man sie sehr leicht auf das Tellereisen wie in die Falle locken.

Von der Einrichtung der Drahtschleifen findet man in Döbels Jagd-Practika Theil II. p. 162. eine ausführliche Beschreibung.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Raubvögel.

Ich habe bereits in der Einleitung bemerkt, daß nach dem im gemeinen Leben angenommenen Sprachgebrauche alle Thiere, welche sich vom Fleische andrer Thiere nähren, und ihnen in dieser Absicht nachstellen, Raubthiere, die hierher gehörigen Vögel aber, zur näheren Bezeichnung Raubvögel genannt werden.

Anders nun freylich in der Naturgeschichte, wo die Nomenklatur nicht sowohl von der Nahrung und Lebensweise der Thiere, als von gewissen Aehnlichkeitsmerkmalen hergenommen ist, und wo sie mithin oft ganz vom Sprachgebrauche abweicht. In welcher Art die Naturkündiger ihre verschiedenen Systeme nach den bey den Thieren vorgefundenen Aehnlichkeitsmerkmalen geordnet, und in welcher Art sie ihre Klassifikazionen in Betreff der Vögel, bald aus der Beschaffenheit der Füße und Anzahl, auch Lage der Zehen, bald aus der Bildung der Schnäbel u. s. w. hergeleitet haben, und welche Vögel hiernach, ihren besondern Unterscheidungscharakteren zufolge, in naturhistorischer Rücksicht ausschließend zu den Raubvögeln gezählt werden: darüber beziehe ich mich auf die im dritten Theile dieses Werkes enthaltene allgemeine Naturgeschichte der Vögel, dagegen ich diejenigen Leser, welche eine vollständige Uebersicht sämmtlicher Systeme zu erhalten wünschen, auf

und der Hasengeyer als einheimisch anzusehen, daher ich mich denn auch blos auf diese einschränken werde.

Die Geyer kommen alle darin überein, daß der Kopf von Federn entblößt, unterwärts ganz kahl oder nur mit Wolle oder kurzen Pflaumfedern bedeckt ist. Der Schnabel ist bis an die Spitze gerade, die letztere hakenförmig gebogen, der Rand messerförmig, die Wurzel mit einer dünnen Haut bedeckt, die Zunge gespalten.

Am Vorderhalse hängt der Kropf gleich einem großen nackten Sacke herab. Die Füße sind nackt, die Krallen weniger als bey den andern Raubvögeln gekrümmt.

Der graue Geyer.

Naturgeschichte.

Der graue Geyer wird sonst auch gemeiner, großer, grauer, aschgrauer Geyer, auch Geyer schlechthin, in Thüringen Kahlkopf, in Böhmen Pyrenäischer Adler genannt. In Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte Deutschlands, zweyte Auflage, ist er II. 473, in der Fauna von Göze IV. 55, unter dem Namen: der große, graue und gemeine Geyer, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, I. 202, unter dem Namen: der große gemeine Geyer aufgeführt. Er unterscheidet sich in seiner Gestalt von den andern Geyern sehr merklich durch einen im Nacken befindlichen kahlen bläulichen Fleck, durch den mit wolligen röthlichen Federn stark besetzten Hals, durch einen von der Halswolle gebildeten und vorne nach der Brust zu herzförmigen lichtgrauen Kragen, und durch die auf den Schultern zwischen den Flügeln auf beyden Seiten in die Höhe stehenden langen

langen lichtgrauen, an den Seiten dunkleren Federbüsche, die sich aber, wenn der Vogel sich stark bewegt oder unruhig und im Affekt ist, an den Hals legen, und nur dann, wenn der Vogel ruhig sitzt, bemerkbar werden; der Oberleib ist dunkelgrau, bey einigen dunkelbraun, mit helleren Spitzen, die Federn des Oberleibes haben einen schillernden Glanz, Brust, Bauch, After und Schenkel sind heller als der Oberleib, die Schwung- und Ruderfedern fallen ins graue, der schwarze, 4½ Zoll lange Schnabel ist fast bis zur Spitze gerade, die letztere stark gekrümmt, die Wachshaut dunkelblau, der Augenkreis und die Wangen dunkelbraun, die Füße oder vielmehr die Fußwurzel halb befiedert, der untere kahle Theil mit den Zehen fleischfarben, bey einigen zitronengelb, die schwarzen Nägel flach, gebogen, die Mittelzehe 4, die hintere 3 Zoll lang. Die Größe dieses Raubvogels wird von den Naturkündigern, welche überhaupt in der Beschreibung seiner Gestalt sehr von einander abweichen, verschieden angegeben. Nach Bechstein beträgt seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 4 Fuß, die Breite von einer ausgespannten Flügelspitze bis zur andern 9 Fuß, die Länge des Schwanzes für sich allein 14 Zoll. Das Weibchen ist, wie bei allen Raubvögeln, etwas größer als das Männchen.

Der graue Geyer nimmt seine Nahrung nicht blos von Aesern, sondern stößt auch gern auf lebendigen Raub, vorzüglich auf Ziegen, Schaafe, Rehe und Hasen. Er lebt gewöhnlich einsam, blos in Gesellschaft seines Weibchens, mit dem er gemeinschaftlich raubt. Er bewohnt in Europa am meisten die hohen und gebirgigen Waldungen, streicht blos im Winter in die Ebenen und wird dann, nach Bechstein, in Schlesien, an der Donau, in Sachsen, Thüringen und Hessen angetroffen.

In der hiesigen Provinz hat er sich meines Wissens nie sehen lassen.

Von seiner Begattung und Fortpflanzung geben die naturhistorischen Schriftsteller wenig oder gar keine Auskunft. Er horstet, wie mehrere versichern, an so erhabenen und unzugänglichen Oertern, daß man sie wenig beobachten kann. Dapper, ingleichen Belon *), behaupten von den Geyern im Allgemeinen, daß diejenigen, die sich auf Inseln oder andern an der See belegenen Ländern aufhalten, nie auf Bäumen, sondern allemal auf steilen Felsen zu horsten pflegen. Der erstere erzählt bey dieser Gelegenheit, daß man die Absicht, ihre Jungen oder Eyer auszunehmen, nicht anders erreichen kann, als wenn man einen langen Strick an einem dicken Pfahl befestigt, welcher auf dem Gipfel eines Berges tief und fest in der Erde eingerammt ist, von welchem sich hernach ein Mensch bis zu dem zwischen den Felsenklüften befindlichen Nest (Horst) herablassen, aber auch mit einem Korbe versehen seyn muß, worein er die Eyer oder die Jungen legen kann. Er wird dann mit dem Raube vermittelst des Strickes wieder in die Höhe gezogen. Aristoteles versichert in seiner Naturgeschichte (*Arist. Hist. Anim. Lib. IX. Cap. II.*), daß die Geyer gemeinhin nur ein Ey, höchstens zwey legen.

Jagd.

Der große Geyer ist, wie mehrere Schriftsteller versichern, so äußerst gefräßig und dabey so gierig auf seinen Raub, daß er, wenn man ihn gerade dabey antrifft, sehr leicht geschossen oder erschlagen werden kann. Im Schaumburgschen ist einmal, wie Bechstein, ingleichen Göze erzählen, ein Pärchen auf einem Bauerhofe, zu Ende des Februar, bey einem niedergestoßenen Schaafe, da es eben beschäf-

*) S. Description des Isles de l'Archipel par Dapper p. 460. et sequ. Observations de Belon p. 10—14.

schäftigt war, solches mit Gierigkeit zu verzehren, gefangen und hinterher 7 Jahre in der Casselschen Menagerie erhalten worden. Er wird außerdem auch in Fuchseisen mit einem Köder von Aesern, ingleichen auf Vogelheerden mit einem zur Lockspeise angebundenen Hasen oder Lamme gefangen.

Der weißköpfige Geyer.

Naturgeschichte.

Der weißköpfige Geyer, sonst auch weißer Geyer, kleiner Geyer, aschgrauer Aas-Geyer, Norwegischer oder Geyer aus Norwegen, Fischgeyer, weißer Fischgeyer, Hühnergeyer,*) weißer Hühneraar, in Schlesien Grimmer, in einigen Gegenden Dungeyer, auch weißer Geyer der Alten genannt, wird in den Naturhistorischen Schriften häufig mit dem Aegyptischen Aasgeyer (*Vultur percnopterus*) verwechselt, ein Irrthum, den Bechstein in dem zweyten Bande seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands, und zwar in der zweyten Auflage S. 483 eben so deutlich als gründlich berichtigt hat.

Die Naturkündiger weichen in der Beschreibung dieses Vogels sehr von einander ab. Ich werde diejenige hersezen,

*) Der in der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel 1. 267 unter dem deutschen Namen Hühnergeyer aufgeführte Vogel, ist eigentlich der rothe Milan (Milan royal), dagegen der weißköpfige Geyer in gedachter Uebersetzung 10 — 210 unter der Benennung der kleine Geyer (le petit Vautour, Vautour de Norwegue) aufgeführt steht.

zen, die Bechstein von einem alten Männchen liefert — sie wurde ihm, wie er anführt, vom Herrn von Miekwiz mitgetheilt — und die wohl allerdings die vollständigste zu seyn scheint.

„Es, nämlich das Männchen, ist aufrecht stehend 2 „Fuß 8 Zoll hoch, von der schneidenden Spitze des Schna„bels bis zum Ende des 14 Zoll langen Schwanzes 4 Fuß „2 Zoll lang, die Breite 7 Fuß und etwas drüber, der „schwarze Schnabel von der Stirn an 3⅔ Zoll, vom Mund„winkel bis zur Spitze aber nur 3⅓ Zoll lang, die Schen„kel, von welchen lange Federn herabhängen, 7 Zoll, die „nackte, schmutziggelbe und im Durchmesser 1 Zoll dicke „Fußwurzel bis zu den Zehen 4⅓ Zoll hoch, die mittelste „Zehe mit dem starken aber nicht sehr gekrümmten 1½ Zoll „langen Nagel, 5½ Zoll, die äußern und innern viel schwä„chern nur 3½ Zoll, und die hintern 3⅓ Zoll lang. Der „Stern im Auge ist gelb, die Augenlieder sind mit klei„nen schwarzen Borsten besetzt, so wie die Gegend zwischen „dem Schnabel und den Augen, der Kopf und der lange „Hals sind nackt, und nur mit weisser Wolle bekleidet, „das nackte geht vorne am Halse fast 8 Zoll tiefer herunter „als am Hinterhalse, welchen, 7 Zoll unter dem Kopfe, „bis auf den Rücken herab, ein schöner dichter aufgetriebener „Federbusch von sehr schmalen, flatternden, weichen, 3 bis „4 Zoll langen Federn ziert. Die Brust ist ebenfalls, „gleich wo das nackte aufhört, mit einem Kragen, aber von „breiteren und nicht so dicht stehenden langen Federn geziert. „Das Gefieder ist auf dem Ober- und Unterleibe fast „ganz fuchsroth, auf dem Rücken lichtbraun, aber alle die„se Federn sind in der Mitte am Schaft herab weißlich, „oder röthlich weiß, wodurch das Gefieder fein gestreift „oder geflammt erscheint. Hiervon sind jedoch die größten „untersten Deckfedern der Flügel, welche braun sind mit „lichtern Spitzen, und die schwarzen Schwung- und „Schwanzfedern ausgenommen, doch endigen die hintern „Schwung-

„Schwungfedern auch etwas lichtbrauner. Die vierzehn „Schwanzfedern sind stark, breit, spitzig auslaufend, wie „die Schwungfedern, und gegen die Spitze sehr abgestoßen, „daß das Ende des Schaftes bis über 1 Zoll lang ohne Fah„ne ist. Dies kommt wahrscheinlich daher, daß der in „Ruhe sitzende Vogel mit seinem langen Schwanze immer „den Boden, welches meist Klippen und Felsen seyn mögen, „berühren muß.

Der weißköpfige Geyer lebt, wie viele Schriftsteller behaupten, blos von Aesern, nach andern soll er auch auf lebendige Thiere stoßen, und vorzüglich dem Federvieh bey den Dörfern gefährlich seyn.

Er hält sich zwar vorzüglich in Arabien, Aegypten und Griechenland auf, wird aber auch in unserm Welttheile, und zwar in Sardinien, Norwegen, in der Schweiz, ingleichen auf den Tyroler Gebirgen angetroffen. Er soll von dort zuweilen, obwohl nur selten, nach Schlesien und Deutschland verfliegen.

In einer Pläne Schlesiens hat sich, wie Bechstein erzählt, einmal im Sommer ein großer Schwarm von Geyern, deren Anzahl sich auf ein paar hundert belaufen haben soll, niedergelassen, der, nach Aussage eines glaubwürdigen Mannes, blos aus weißköpfigen Geyern bestanden hat. Bechstein führt zwar an, daß er auch in Preußen zu finden sey. Es ist dies aber nicht der Fall. Er ist mir auf meinen vieljährigen Jagdstreifereyen in der hiesigen Provinz nie zu Gesicht gekommen, und ich habe, ungeachtet ich mehrere alte Jäger befragt habe, auch nicht einen gefunden, dem es erinnerlich wäre, diesen Raubvogel je in Preußen gesehen zu haben.

Von seiner Lebensweise weiß man wenig. Die Schriftsteller weichen in ihren Nachrichten hierüber sehr von einander ab. Es ist sogar unbestimmt, ob er da, wo er sich aufhält, in felsigen oder waldigen Gegenden wohnt. Von seiner Fortpflanzung geben die Schriftsteller eben so

wenig

wenig Auskunft. Das Ey des weißköpfigen Geyers soll dem des Hasengeyers ähneln, nur weniger gefleckt seyn. Ob und wie man in den Ländern, wo er sich aufhält, auf ihn Jagd macht, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Einige nähere obwohl unvollständige Nachrichten von ihm findet man in folgenden Schriften:

Cetti N. G. von Sardinien II. S. 17.

Kleins Hist. der Vögel VII. S. 44.

Deutsche Fauna von Borkhausen I. S. 88.

Europäische Fauna von Göze IV. S. 64.

Der Alpengeyer.

Naturgeschichte.

Auch dieser Vogel, welcher sonst noch Geyeradler, Bastardadler, Bergstorch genannt wird, wird häufig mit dem Aegyptischen Aasgeyer verwechselt, von andern aber, und unter den ältern Naturkündigern von Aristoteles, zu den Adlerarten gezählt, obgleich er nicht zu diesen gehört, sondern alle Kennzeichen eines Geyers an sich trägt. Büffon, welcher ihm den aus dem Griechischen entlehnten Namen Percnoptere beylegt, und in dessen Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, er Thl. I. S. 190 unter dem Namen: der Geyeradler aufgeführt steht, sagt von ihm folgendes:

„Er ist nichts weniger als ein Adler, sondern zuverlässig ein Geyer, oder wenn man der Meinung der Alten beypflichten will, so macht er den letzten Grad von Schattirung zwischen beyden Geschlechtern aus, und nähert sich den Geyern unbeschreiblich viel mehr als den Adlern.

„Aristo-

„Aristoteles, welcher ihm unter den Adlern eine Stelle ge„geben, bekennt selbst, er gehöre vielmehr zu den Geyern, „weil er, seiner Aussage nach, zwar alle Fehler des Adlers, „aber keine seiner guten Eigenschaften hat. Er läßt sich von „den Raben hetzen und schlagen, ist faul auf seiner Jagd, „schwer im Fluge, unter beständigem Schreyen und Klagen, „unbeschreiblich heißhungrig uud nach Aas begierig. Er „hat auch kürzere Flügel und einen längern Schwanz als die „Adler, einen hellblauen Kopf, einen weißen und kahlen, „und wie der Kopf selbst, mit blassen weißen Daunen „(Pflaumfedern) bewachsenen Hals, nebst einem Halsband „unter demselben, welches aus kleinen, steifen, weißen „Federn gleich einer Halskrause gebildet ist. Der Augen„ring ist röthlich gelb. Der Schnabel und die glatte „Schnabelhaut sind schwarz, der Haken am Schnabel „ist weiß."

„Der untere Theil der Schenkel und die Füße sind „kahl und bleyfarbig, die Klauen schwarz und weder so lang „noch so gekrümmt, als bey den Adlern. Uebrigens macht „ihn ein brauner herzförmiger Fleck auf der Brust gleich „unter seiner Halskrause, desto merkwürdiger, weil dieser „Fleck noch mit einem schmalen weißen Rande umgeben oder „vielmehr gestickt ist. Im Ganzen betrachtet hat dieser „Vogel eine häßliche, sehr übel gestaltete Figur, und ist „ungemein ekelhaft wegen einer beständig aus den Öffnun„gen der Nase und noch aus zwey andern Speicheldrüsen „des Schnabels herauströpfelnden Feuchtigkeit. Sein „Kopf ragt weit hervor, und wenn er sich auf der Erde „befindet, hat er beständig die Flügel ausgespannt *). „Kurz, dem Adler scheint er in keinem Stücke, als der „Größe ähnlich zu seyn, denn in Absicht der Größe über„trifft er noch den gemeinen Adler und kommt dem großen „Adler

*) Diese Gewohnheit ist fast allen Geyern und einigen andern Raubvögeln eigen. A. d. V.

„Adler ziemlich nahe, doch kann er seine Flügel nicht so „weit als dieser ausspannen."

Bechstein, der die Beschreibung, die er von diesem Vogel in seiner Naturgeschichte (zweyte Auflage II. 491.) macht, ebenfalls aus Büffon entlehnt zu haben scheint, sagt von ihm, er schiene ein ziemlich seltener Vogel zu seyn, der das südliche Europa, und namentlich die Pyrenäen, Alpen und die Gebirge Griechenlands bewohnt. Er ist, wie gedachter Schriftsteller anführt, wahrscheinlich auch ein Bewohner Deutschlands. Zur Begründung dieser Meinung bringt er eine Nachricht und Beschreibung bey, die Herr D. Vogel zu Weilburg im Reichsanzeiger N. 219. S. 2857. Jahrg. 1803, von einem am sogenannten Stoppelberge, nicht weit von Wetzlar auf dem Nassau Weilburgschen Gebiete im Januar 1803 sich eingefundenen großen fremden, in dasiger Gegend noch nie gesehenen, und von einem Bauer lebendig gefangenen Vogel gegeben hat, die auf keinen andern, als auf diesen zu passen scheint. Von der Lebensweise und Fortpflanzung des Alpengeyers, ingleichen von der Art, ihn zu fangen, findet man in den Naturhistorischen Schriften keine befriedigende Auskunft.

Der Hasengeyer.

Naturgeschichte.

Dieser, vorzüglich dem Hasenwildpret gefährliche Vogel — daher seine Benennung — wird in einigen Gegenden Aaskib, Stoß- und Vogelgeyer, ingleichen wegen seiner Kopfhaube Haubengeyer, sonst auch Gänseaar genannt.

In Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini Th. 1. ist er S. 204 ebenfalls unter dem Namen: Hasengeyer (Fr. Vautour à aigrettes ou huppé), in Göze's Fauna IV. 67 gleichfalls unter jener Benennung, und so auch in Bechsteins N. G. zweyte Auflage II. 495. aufgeführt.

Er hat einen großen starken, mit schwarzröthlichen Federn besetzten Körper, häßliche Augen, einen langen geraden Schwanz, breite Flügel, die ausgebreitet 6 Fuß und drüber im Durchmesser enthalten. Die Brustfedern fallen ins Gelbliche oder auch Braunrothe. Die Füße, oder vielmehr die Fußwurzel, sind nackt und von gelber Farbe. Im Zustande der Ruhe, und wenn er auf der Erde oder auf Höhen sitzt, sträubt er die an beyden Seiten des Kopfes befindlichen Federn gleichsam wie Hörner in die Höhe, die alsdann eine Kopfhaube bilden, wovon man aber im Fluge nichts bemerkt. Er kann sehr weit, bis 16 Zoll in die Länge, schreiten.

Er ist ein äußerst raubbegieriger Vogel, der, obwohl er sich zum Theil von Aesern nährt, allen Arten von Vögeln, unter den Säugethieren aber vorzüglich den Hasen, Kaninchen, jungen Hirschkälbern, ja selbst den Füchsen, außerdem aber sogar den Fischen nachstellt. So gefräßig er übrigens ist, so kann er doch auch hinwiederum ohne Lebensgefahr 14 Tage hungern. Er verfolgt seinen Raub nicht blos im Fluge, indem er vom Gipfel eines Baumes oder von einer Felsenhöhe herabschießt — und sein Flug ist alsdann mit großem Geräusche begleitet — sondern auch im Laufen.

Er nistet (horstet) in dicken einsamen Wäldern, auf hohen Bäumen, unter denen er gern die dickbelaubte Eiche wählt. Er soll, wie fast alle Geyer, des Jahres nur einmal ein, höchstens zwey Eyer legen *), die, wie Bechstein

*) Döbel behauptet in seiner Jägerpractika, daß der Hasengeyer

stein anführt, an beyden Enden abgerundet, grauweiß mit kleinen blaßröthlichen Flecken gewölkt sind. Er läßt sich selbst als Nestvogel nicht zähmen. Seine Wildheit ist so groß, daß man ihn gar nicht bändigen kann.

Er hält sich vorzüglich in den südlichen Gebirgen und Waldungen von Europa, in Frankreich, Elsaß und in der Schweiz auf. In Deutschland weißt man ihm, wie Bechstein anführt, Schlesien, die Lausitz und Böhmen zu seinem Vaterlande an, obwohl die Schlesischen Ornithologen ihn dort in neuern Zeiten nie vorgefunden haben. In Polen, ingleichen in der hiesigen Provinz wird er höchst selten angetroffen.

Jagd.

Da der Hasengeyer äusserst scheu und wild ist, so läßt er den Jäger selten so nahe kommen, daß man ihn mit der Flinte erlegen kann. Weit eher glückt es hin und wieder mit der Büchse, wozu aber freylich ein geübter Schütze erfordert wird.

Dritte Gattung *).

Falke. Falco.

Die Naturkündiger weichen in Ansehung der Unterabtheilungen der Raubvögel sehr von einander ab. Es ist dies beson-

geyer jedesmal drey bis vier Junge, und zwar in 14 Tagen ausbrütet.

*) Die zweyte Gattung Aasfresser (Gypaetos) bleibt hier weg, weil die dahin gehörigen Raubvögel blos in Afrika ein-

besonders bey der Falkengattung der Fall, Göze z. B. theilt die ganze Falkengattung in zwey Untergattungen ein, und zählt zu der erstern die Adler und alle große Falken, zu der zweyten aber die kleineren Falken. Bechstein theilt dagegen die Falkengattung in sechs Familien — Adler, Milane, Bussarde, Weyher, Habichte und eigentliche Falken ein.

Diese Eintheilung verdient nun allerdings und zwar deshalb den Vorzug, weil sie über die manchen kleinen Abweichungen der zahlreichen Falkenarten mehr Licht verbreitet und die letztern, nämlich die Arten, weniger untereinander vermischt und im Gegentheil genauer von einander abgesondert werden.

Die Falkenarten kommen nun in Hinsicht der allgemeinen Kennzeichen alle darin überein, daß der Kopf dicht mit Federn besetzt, der Schnabel kurz, hakenförmig und mit einer Wachshaut versehen ist, in der die kleinen eyrunden Nasenlöcher liegen. Die Zunge ist fleischig, breit, in der Mitte mit zwey befranzten Wiederhaken versehen, zwischen welchen sich der Eingang der Luftröhre befindet, und wodurch diese gedeckt wird.

Die Füße (Fänge, Fänger) sind muskulös und die Zehen mit großen, starken, gekrümmten und scharfen Krallen besetzt. Sie sind an der Fußwurzel weiß, unbefiedert oder nackt, doch auch befiedert *). Die Farbe der Füße kommt mehrentheils, so weit sie nackt sind, mit der Farbe

einheimisch, in unserm Welttheile aber gar nicht anzutreffen sind.

*) Göze zählt diejenigen, deren Füße befiedert sind und die nach der Jägersprache Hosen haben, zu der ersten Untergattung, die er mit dem Namen Adlerfalken belegt; dagegen er die mit unbefiederten oder nackten Füßen zu den kleinen oder gemeinen Falken rechnet.

Farbe der Wachshaut überein. Mehrentheils findet man, daß die Zügel aus Haaren oder borstenartig gekrümmten Federn bestehen. Diese Vögel unterscheiden sich auch sonst noch durch ihren überaus hohen Flug und durch ihr äußerst scharfes Gesicht. Sie fliegen überaus hoch, nähren sich fast blos von lebendigen Thieren, auf welche sie im Fluge oder auf der Erde wie ein Pfeil herabschießen und dieselben gewöhnlich beym Halse mit ihren Fängen ergreifen und erwürgen, und ihnen dann in Ruhe sitzend, die Gurgel abreissen. Sie fressen blos bey großem Hunger, den sie lange erdulden können, Aas, und nisten (horsten) auf hohen Felsen und Bäumen. Das Weibchen ist oft um ein Drittheil größer und schöner als das Männchen. Die Farbe ändert nach ihrem Alter sehr ab, und man darf, wie Bechstein sagt *), vor dem dritten Jahre oder vielmehr Frühling auf keine merkliche Festigkeit derselben rechnen. Dieser Umstand, in dem jeder erfahrne Jäger vorerwähntem Naturkündiger durchaus beypflichten wird, hat von jeher in der Bestimmung und den Beschreibungen dieser Vögel, von denen die ein- und zweyjährigen anders als die älteren aussehen, eine große Verwirrung und Verschiedenheit veranlaßt. Auch giebt Bechstein über die Hauptverschiedenheit in dem Farbenwechsel der Falkenarten einen sehr befriedigenden Aufschluß. Fast alle andere Vögel mausern nämlich, wie er sehr richtig sagt, noch im ersten Jahre, und haben dann, je nachdem sie früher oder später ausgebrütet sind, im Winter oder im kommenden Frühjahr ihr vollkommenes Kleid, wodurch ihre Mannbarkeit erkannt wird. Allein die Falken, welche sich vor dem dritten Jahre nicht leicht fortpflanzen **), nehmen das Nestkleid mit ins zweyte Jahr herüber und

*) S. Bechsteins N. G. neue Auflage, II. 499.

**) Wenn man in großen Ebenen zur Zeit der Fortpflanzung Raubvögel herumschwärmen sieht, so sind es gewöhnlich ein- und zweyjährige.

und mausern dies nicht eher, als um oder nach Johannis aus. Alsdann bekommen sie ihre mannbare Kleidung, die sich erst im dritten Jahre in ihrer ganzen Vollkommenheit zeigt. Im ersten Jahre sehen ihre Farben, wie Bechstein weiter anführt, der Regel nach allezeit dunkler und lebhafter, und im zweyten Frühjahre heller und bläßer aus, weil sie die Witterung ausgebleicht hat. Wenn sie während der Zeit durch einen Zufall Federn verlieren, so giebt dies gar mancherley Erscheinungen. So wird man z. B. — ich entlehne alles dieses aus Bechstein, und es stimmt vollkommen mit dem überein, was Jäger zeither beobachtet haben — immer junge Hühnerhabichte antreffen, die über den Knieen Queerbinden haben, weil ihnen die Feldhühner und andere Vögel beym Fangen diese Federn abgebissen haben, und also hier die vollkommnen Federn schon früher produzirt worden sind.

Die Falken leben übrigens, die Begattungszeit ausgenommen, fast alle zerstreut und einsam. Sie sind in einigen Gegenden als Stand-, in andern als Strich- oder Zugvögel anzusehen, unterscheiden sich aber auch dadurch von andern Raubvögeln, daß sie nicht des Nachts wegstreichen.

Bechstein giebt Einhundert und zwanzig Arten an.

Ich werde blos die merkwürdigsten und zwar diejenigen auswählen, die im eigentlichen mehr dem Wildprete als andern Thieren nachstellen, und an deren Ausrottung dem Jäger zunächst gelegen seyn muß.

Erste

Erste Familie.

Adler (Aquilae).

Sie unterscheiden sich von den übrigen Falkenarten nicht nur durch ihre vorzügliche Größe, sondern auch außerdem durch folgende besondere Merkmale. Kopf und Hals sind mit lanzenförmigen spitzigen Federn besetzt, der Schnabel ist meist an der Wurzel gerade, die Füße (Fußwurzeln) mehrentheils befiedert — sie haben nach der Jägersprache Hosen — die unbefiederten Stellen an den Füßen sind mit starken rauhen Schildern oder Schuppen bedeckt, die mittlere Kralle ist auf der innern Seite mit einer scharfkantigen Rinne versehen, im Sitzen ist der ganze Umriß der Flügel sichtbar und nicht von Tragfedern bedeckt. Die Adler fliegen schneller und höher als die andern Raubvögel und haben ein überaus scharfes Gesicht. Sie sind sehr raubbegierig, und bekämpfen mehrentheils solche Thiere, die ihnen Widerstand leisten können, mit offenbarer Gewalt. Sie sorgen anfänglich sehr für ihre Jungen, treiben sie aber, sobald sie erwachsen sind, von sich. Bechstein giebt neun Arten an. Ich werde unter diesen nur die sechs nachfolgenden ausheben.

Der Bartadler.

Naturgeschichte.

Der Bartadler, welcher diesen Namen von seinem an der Wurzel des Unterkiefers befindlichen borstigen schwarzen Barte, als seinem auffallendsten Unterscheidungsmerkmale,

führt,

führt, und der sonst auch Bartgeyer, Lämmer- Gemsen- Gold- und Greifgeyer, Goldbrüstiger Geyer, bärtiger Geyer, Lämmergeyer der Alpen, schweizerischer Lämmergeyer, Weißkopf, Grimmer, Bartfalke und Jochgeyer — vom Paßjoch in Schwaben — genannt wird, ist unter allen europäischen Raubvögeln der größte. Die Höhe beträgt nach dem Geschlecht, weil das Männchen kleiner ist, 4 bis 5 Fuß, die Breite der ausgespannten Flügel 9 bis 10 Fuß. Er wird von andern Naturforschern, so auch z. B. von Göze, der ihn in seiner Fauna IV. S. 43. unter dem Namen Lämmergeyer anführt, unter die Geyer-Gattung gezählt. Nach Bechstein trägt er einige, obwohl unvollkommene Kennzeichen eines Geyers an sich, und macht gleichsam das Bindeglied zwischen den Geyern und Adlern aus, daher denn auch gedachter Naturkündiger durch die genauern Untersuchungen seiner Gestalt und Lebensart veranlaßt worden ist, ihn zu den Adlern zu zählen.

Die Naturforscher weichen in ihren Beschreibungen von diesem Raubvogel sehr von einander ab; es scheint daher, daß es mehrere Varietäten giebt, und daß jeder seine Beschreibung von einem andern Exemplar hergenommen hat.

Bechstein giebt in seiner Naturgeschichte *) eine sehr genaue Beschreibung von einem Männchen und Weibchen, fügt dieser aber auch in einer Anmerkung die davon abweichenden Beschreibungen anderer hinzu.

Wenn man die verschiedenen Beschreibungen, die alle hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde, mit einander vergleicht, so scheinen die Varietäten im wesentlichen darin übereinzukommen, daß Kopf, Hals und Beine allezeit befiedert sind, daß der Augenkreis schwarz ist, daß die Augen in einem hellgelben Ringe stehen, um den sich ein an-

*) Bechsteins Naturgeschichte, zweyte Auflage, II. 502.

anderer, der aus einer dünnen hochrothen Haut bestehet, bildet, daß die Schwung- und Schwanzfedern schwarz sind, und daß bey allen am Kinne, oder an der Haut, die die Knochen der untern Kinnlade ausspannen; ein langer schwarzer Bart von 1 Zoll 8 Linien langen, den Pferdehaaren ähnlichen Borstenfedern herabhängt. Einige sind am Oberleibe schwarz und am Unterleibe braunroth, andere am Oberleibe graubraun und am Unterleibe fast weiß, noch andere am Unterleibe auf rostfarbenem Grunde, schwärzlich der Länge nach gefleckt.

Der Bartadler ist ein äußerst räuberischer und dabey sehr beherzter Vogel. Er besitzt eine so ungewöhnliche Stärke, daß er Lämmer, junge Ziegen, Schaafe und s. w. mit in die Luft nehmen und forttragen kann. Er verfolgt sogar Hirsche, Rehe, Steinböcke und Kälber. Er hat dabey, wie mehrere Schriftsteller erzählen, das Eigene, daß, wenn er an einer Felsenwand ein zu großes starkes Thier bemerkt, er seinen Stoß auf dasselbe so einrichtet, daß er es in einen Abgrund stürzt und sich dann seiner bemächtigt. Er soll sich, wie viele ältere Schriftsteller erzählen, selbst an Menschen wagen, welches aber wohl zu den unverbürgten Sagen zu gehören scheint, wovon indessen, wie mehrere, und unter andern auch Bechstein, behaupten, so viel gegründet ist, daß er Kinder, ja selbst Erwachsene anpackt, wenn sie rothe Kleider anhaben, dagegen er sie sonst unangetastet läßt. Faesi erzählt in seiner Geogr. exacte et compl. de la Suisse, es habe ein Lämmergeyer der größten Art einmahl ein dreyjähriges Kind gepackt, und würde solches weggetragen haben, wenn nicht der Vater auf das Geschrey des Kindes herbey geeilt wäre, und den Räuber mit einem tüchtigen Prügel getödtet hätte. Blumenbach versichert in der ersten Auflage seines Handbuches der Naturgeschichte S. 185, die Hirten in der Schweiz hätten die Gewohnheit, ihre Kinder, damit sie der Lämmergeyer nicht fortschleppe, auf der Weide an die Bäume zu binden. Er nimmt aber in der dritten Auflage seines Handbuchs diese

Behaupt-

Behauptung zurück und sagt, da er in der Zwischenzeit selbst in der Schweiz gewesen, S. 171, er habe hievon aller genauen Nachfrage ungeachtet, nichts anders, als was durch Hörensagen verbreitet würde, erfahren können. Wohl aber soll so viel gewiß seyn, das die Gouverneurs in der Schweiz sonst ansehnliche Belohnungen unter diejenigen ausgetheilt haben, welche diese gefährlichen Raubvögel zu tödten unternahmen.

Der Bartadler nistet (horstet) auf den höchsten Gebirgen in den unzugänglichsten Einöden und Felsenhöhlen. Göze versichert, man habe noch nie weder ihr Nest noch ihre Eyer entdecken können. Nach Bechstein und andern wird das Nest mit Heu weich gemacht, und das Weibchen legt zwey bis drey Eyer, die größer als Gänseeyer, an den Seiten abgerundet sind, und eine rauhe weiße Schale haben. Die Jungen sind weiß. Nur zu der Begattungszeit leben die Gatten beysammen, und sind alsdann sehr raubbegierig: das Weibchen giebt auch ohne Begattung in Menagerien ihre Eyer von sich.

Dieser gewaltige Raubvogel ist in Europa ziemlich weit verbreitet. Er hält sich vorzüglich in den Pyrenäen, den Tyroler- und Schweizergebirgen, besonders auf dem Gotthard, der Grimsel, und in den Wildnissen beym Pfefferbade auf. Auch in Schottland soll er, wie einige versichern, anzutreffen seyn *), wie nicht minder in Sardinien, wo es, wie man sagt, viele Varietäten von diesem Raubvogel giebt. Man findet ihn auch in den nördlichen Ge-

*) Auf der Insel Zetland in Schottland muß jeder Hausvater, wie Göze anführt, dem eine Henne geben, der einen solchen Hammeldieb tödtet. Bechstein widerspricht dieser Behauptung und ist der Meinung, daß dieß nur von andern Adlern, die sich dort aufhalten, der Fall seyn mag, weil der Bartadler nach Latham und Pennant in England nicht angetroffen wird.

Gegenden von Afrika, in Asien aber vorzüglich in dem Altaischen und Daurischen Gebirge, und in den Alpen Persiens. Er hält sich stets in den höchsten Gebirgen auf, verfliegt sich nie in die Ebenen, wohl aber in die Thäler der Alpen. In Preußen, Pohlen, Chur- und Liefland hat er sich, so viel mir bewußt ist, nie blicken lassen.

So schädlich dieser Raubvogel ist, so hat er doch einigen Nutzen. In Sardinien soll das fette Fleisch gegessen werden. Auch soll man dort aus den Pflaumfedern von diesem Vogel wie von den Geyern Brustkissen verfertigen, welche gegen den übel verdauenden Magen Hülfe leisten sollen. In der Schweiz werden von seinen ausgespannten Fängen Leuchter gemacht, und diese oben mit Silber beschlagen.

Jagd.

In den Ländern, wo dieser furchtbare Vogel sich aufhält, wird auf verschiedene Art Jagd auf ihn gemacht.

Um ihn zu fangen bedient man sich der Schwanenhälse und Tellereisen, und stellt ihm zur Lockspeise Fleisch oder ein todtes Thier auf. Oder man sucht ihn, da seine Raubbegierde durch die rothe Farbe gereizt wird, durch rothes Tuch oder aufgeschüttetes Blut in die Falle zu locken.

In Sardinien legen sich, wie Bechstein, Göze und mehrere andere anführen, vorzüglich die Hirten auf die Jagd des Bartadlers, und gehen dabey folgendergestalt zu Werke. Sie werfen in eine dazu verfertigte Grube eine todte Kuh oder ein Pferd. Sobald sich einige dieser Vögel in der Grube einfinden, schleicht der Hirt herbey und erschlägt sie, da sie schwer auffliegen, mit einer langen Stange. Auch sollen die Sardinischen Jäger zuweilen auf der Spitze der Berge einen Hund braten, der Bartadler aber auf diese Witterung oftmals 15 — 20 Meilen (?) weit herbeykommen und von den ihnen auflauernden Jägern erlegt werden.

In

In dem Berchtonsgadenschen ist, wie Bechstein unter andern anführt, eine andere Erlegungsart üblich, die gewöhnlich zu Ende des Winters vorgenommen wird. Man errichtet in der Gegend, wo der Bartadler sich aufhält, eine Hütte von Baumzweigen, in der sich der Jäger verbirgt. In einiger Entfernung liegt ein todter Hund. Sobald der von der Witterung herbeygelockte Vogel auf das Aas stößt, wird er mit einer Kugel erschossen. Es ist aber gefährlich, sich ihm zu nähern, wenn er noch nicht völlig todt ist, weil er dann den Jäger gewöhnlich mit seinen Fängen anpackt und ihn wohl gar überwältigen würde, wenn er nicht auf seiner Huth ist.

Condamine erzählt in seiner Voyage de la Riv. des Amazones, daß die Indianer diesem Vogel auf verschiedene Art nachstellen. So sollen sie ihm unter andern zur Lockspeise das Bild eines Kindes von einem sehr klebrigen Thone vor Augen stellen, der Vogel aber auf dieses mit einem so schnellen Fluge schießen und seine Krallen so fest einschlagen, daß es ihm nicht möglich ist, sie wieder herauszubringen.

Der Goldadler.

Naturgeschichte.

Der Goldadler, sonst auch großer Adler, großer Stein- Land- Königs- Stern- und Goldsteinadler, König der Vögel, von den Alten Himmelsvogel, Jupitersvogel, und von den Wahrsagern der alten Römer der Gesandte Jupiters genannt, ist nächst dem Bartadler unter den Adlerarten der größeste. Er wiegt zwölf, das Weibchen oft achtzehn bis zwanzig Pfund. Seine Länge beträgt 3 Fuß 11

 Zoll,

Zoll, die Breite der Flügel 9 Fuß 8 Zoll, die Höhe, wenn er aufrecht sitzt, 4 Fuß. In Buffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini Th. 1. ist er S. 94 unter dem Namen: der große Adler (Fr. le grand aigle) in der Fauna von Göze IV. S. 76. unter dem Namen: der Goldadler, in Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 520. ebenfalls unter jener Benennung aufgeführt. Er wird hin und wieder mit dem gemeinen Steinadler, von dem er auch, wie mehrere behaupten, eine Abänderung ist, verwechselt, daher denn die Schriftsteller in ihren Beschreibungen von einander abweichen.

Der Goldadler unterscheidet sich indessen von dem eigentlichen Steinadler vorzüglich durch sein schuppiges Rückengefieder und durch seinen, in der Sonne wie Gold glänzenden Hals. Der Körper *) ist dunkelbraun und einzeln weiß gefleckt. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwarzbraun. Die Brust- und Bauchfedern hellbraun, die Spitzen dunkler und fast schwarzbraun. Der Oberkopf ist fast schwarz, eben so auch die Kehle. Am Hinterkopfe richten sich die länglich zugespitzten rostrothen Federn etwas in die Höhe, an der obern und untern Seite des Halses sind alle Federn zugespitzt. Der Schnabel ist schwarz, das Nasenwachs gelb. Die Augen, deren Beschaffenheit man an ausgestopften Exemplaren nun freylich nicht genau wahrnehmen kann, sind groß und scheinen, wie die mehresten Schriftsteller anführen, in einer tiefen Höhle zu liegen und vom Augenknochen wie mit einem Dache bedeckt zu seyn, vermuthlich um das zu starke Licht abzuhalten. Der Stern ist hellgelb und leuchtet sehr lebhaft. Nach Büffon blitzt der

Regen-

*) Ich habe diese Beschreibung, die hin und wieder von den Beschreibungen anderer Schriftsteller und auch von der Bechsteinschen abweicht, von einem zufällig erhaltenen ausgestopften Exemplar abgenommen.

Regenbogen im Auge mit lebhaftem Feuer durch die Hornhaut hervor. Die glasartige Feuchtigkeit gleicht, wie er sagt, an Farbe dem Topas, der trockene feste Krystall im Auge glänzt im Schimmer und Glanz eines Diamanten. Die Füße sind bis auf die Zehen mit schmuzig graubraunlichen Federn besetzt *) die Krallen schwarz und spitzig, die hintere und größeste Kralle beträgt an 5 Zoll. Der Schlund erweitert sich in einen ansehnlichen Beutel oder Kropf, der wohl ein Maaß Wasser fassen kann. Der daran grenzende Magen ist, wie mehrere Schriftsteller anführen, nicht völlig so groß, aber eben so häutig und biegsam. Der Goldadler soll, wie viele behaupten, sein Leben über ein Jahrhundert hinausbringen; zu Wien soll im Jahr 1719 einer gestorben seyn, den man 104 Jahre vorher gefangen hatte. Im Alter soll den Adlern der Schnabel, wie mehrere, ob wahr oder unwahr, lasse ich dahin gestellt seyn, behaupten, so krumm werden, daß sie fast gar keine Nahrung zu sich nehmen können **). Der Goldadler ist, wie der Bartadler, einer der furchtbarsten und grimmigsten Raubvögel. Schnabel und Krallen sind, wie Bechstein sagt, fürchterlich anzusehen. Was er von Thieren packt, schlägt er bis auf die Knochen durch. — Büffon sagt von ihm:

„Der

*) Es ist dies eine Eigenschaft, die diesen wie andern Raubvögeln von der Natur in doppelter Absicht verliehen zu seyn scheint, theils um ihn gegen den Biß und das Kratzen der gefangenen Thiere zu sichern, theils aber auch, um ihn vor Schnee und Kälte, der er auf den hohen Gebirgen ausgesetzt ist, zu schützen.

**) Aelianus versichert, daß der Adler in solchem Zustande sein Leben blos durch Getränke (?) erhalte, welches er theils selbst sucht, theils von seinen Jungen so lange erhält, bis er die zu starke Krümme des Schnabels durch häufiges Wetzen an Felsen wieder los wird.

„Der Adler hat, physikalisch und moralisch betrachtet, „viel mit dem Löwen gemein, folglich muß man ihm unter „den Vögeln die Oberherrschaft eben so, wie dem Löwen „unter den vierfüßigen Thieren einräumen. Die Großmuth „üben die Adler so gut als die Löwen aus. Kleine Thiere „kommen ihnen eben so verächtlich und ihre Anfälle gar nicht „bemerkenswerth vor. Sie müssen durch das ungestüme „Geschrey der Krähen und Elstern lange hintereinander auf„gefordert werden, ehe sie endlich den Schluß fassen, sie für „ihren Frevel mit dem Tode zu bestrafen. Uebrigens ver„langt ein Adler kein anderes Gut, als was er sich selbst „verschaffen, keine andere Beute, als die er selbst erhaschen „kann. Unter die Eigenschaften, die er mit dem Löwen ge„mein hat, gehört auch die Mäßigkeit. Fast niemals „pflegt er sein erhaschtes Wildprett ganz zu verzehren, son„dern immer die Ueberbleibsel, wie der Löwe, für andere „Thiere liegen zu lassen. So hungrig er auch seyn mag, „vergreift er sich doch niemals am Luder." *)

Der Goldadler besitzt eine ungewöhnliche Stärke, besonders in seinen Flügeln. Er kann mit diesen, wie mehrere Schriftsteller erzählen, Hirsche und Rehe, wenn er ihnen auf dem Nacken sitzt, blind schlagen und betäuben. Da er sehr unbiegsame Beine hat, so wird es ihm zwar etwas schwer, sich mit Beute beladen in die Höhe zu schwingen, und er legt sie, wie mehrere erzählen, allemal auf die Erde, und wiegt sie gleichsam vorher erst ab, ehe er mit ihr davon fliegt. Er ist aber stark genug, um junge Lämmer, Ziegen, Hasen, Gänse und Kraniche mit sich in die Luft zu nehmen. Wenn er größere Thiere, Hirsche, Rehe, Hirschkälber oder Kuhkälber anfällt, so sättigt er sich auf der Stelle von ihrem Fleische und Blute, und trägt nur Stücke davon in sein Nest. Er ist äußerst kühn und soll sich zuweilen

*) Dies ist, wie mehrere neuere Schriftsteller versichern, ein Irrthum.

zuweilen selbst an Menschen wagen. Pennant erzählt: Es sey sehr unsicher, Kinder an solchen Oertern allein zu lassen, wo sich diese Adler aufhalten. In Schottland sagt er, wurden zwey, aber zu gutem Glück ohne Schaden, fortgeführt. Der Raub wurde zeitig entdeckt und die Kinder den erschrockenen Eltern aus dem Adlershorste wieder zugestellt.

Er hat ein äußerst scharfes Gesicht. Sein Geruch soll aber in Vergleich anderer Raubvögel, die das Aas in einer erstaunlichen Weite wittern, nur mittelmäßig seyn.

Kein Vogel schwingt sich so hoch in die Luft wie dieser. Im Sommer schwingt er sich, wie Taube in seiner Beschreibung des Königreichs Slavonien und des Herzogthums Sirmien erzählt, so hoch, daß er eine Strecke Landes von einigen Meilen übersehen kann.

„Ich habe," so erzählt Taube, „zum öftersten ein „Dutzend derselben (in Sirmien bey Peterwaradein) um die „Sonne herum, wie es scheint, und zwar in solcher Höhe „fliegen gesehen, daß sie dem nackenden Auge nur wie ein „bloßer Punkt vorkommen und nicht mit einer Kanonenkugel „zu erreichen seyn würden."

Man hat angemerkt, daß, wenn der Adler recht hoch in der Luft fliegt, sein Schnabel ganz elektrisch werde und als ein heller Strahl erscheine.

Er lebt eben so einsam wie der Löwe, in einer Wüste, deren Zugänge und Jagdgerechtigkeit er, wie Buffon sagt, gegen alle Vögel nachdrücklich vertheidigt. Es ist vielleicht, wie eben derselbe Schriftsteller anführt, eine eben so große Seltenheit, zwey Paar Adler auf einerley Gebirge, als zwey Löwenfamilien in einerley Theil eines Waldes anzutreffen.

Plinius rühmt diesem Adler sogar die Dankbarkeit nach und erzählt, daß eine Jungfrau in der Stadt Sestos einen Adler erzogen, dieser sich aber dafür so dankbar bezeigt habe, daß er ihr erst Vögel und hernach Wildprett

zugetragen, und als sie starb, sich in den Scheiterhaufen gestürzt habe und mit ihr verbrannt sey (??)

Der Goldadler nistet (horstet), wie mehrere andere, entweder auf hohen Tannen und Kiehnbäumen, oder auf hohen Felsen an unzugänglichen Oertern. Er baut, wenn er auf Felsen horstet, sein Nest gemeinhin so, daß es zwischen zwey Felsenspitzen schwebend hängt. Das Nest ist sehr mühsam und dauerhaft errichtet. Es ist nicht, wie die Nester anderer Vögel ausgehöhlt, sondern ohne merkliche Vertiefung flach (die französischen Jäger nennen es daher zum Unterschiede anderer Vogelnester anstatt *nid*, *aire*) und fast wie ein Fußboden, aus einem Geflechte von Stäben und Zweigen, 4 bis 6 Fuß ins Gevierte, so fest erbaut, daß es den Adler mit seiner gesammten Familie, außerdem aber den oft ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, worunter zuweilen junge Lämmer und Ziegen begriffen sind, tragen kann. Es ist mit vielem Schilf und Haidekraut, auch Rasen bedeckt, hat aber oberwärts keine Bedachung und keinen andern Schutz, als den von den etwa überhangenden Felsen. Es scheint für die ganze Lebenszeit des Vogels zu seiner immerwährenden Wohnung angelegt zu seyn. Das Weibchen legt seine Eyer im März mitten in das Nest und brütet gemeinhin dreyßig Tage. Es legt gewöhnlich zwey bis drey Eyer — nach Lineé und Salerne vier — die etwas größer als die Trappeneyer, an Farbe weiß und rothgefleckt, länglich, doch an beyden Enden stumpf zugerundet sind, und wovon selten mehr als zwey Junge auskommen, weil unter den Eyern meist immer eines auch wohl zwey unbefruchtet sind. Auch soll die Mutter, sobald die Jungen, welche anfangs ganz weiß, hernach blaßgelb und zulezt braunroth aussehen, *) sobald sie ein wenig heranwachsen, das gefräßigste oder auch das schwächlichste

*) Im hohen Alter sollen die Adler, wie Büffon und andere behaupten, ihre erste weiße Nestfarbe wieder erhalten.

lichste umbringen, zu welchem widernatürlichen Verfahren sie, die Mutter, wohl nicht anders als durch Mangel an Lebensmitteln veranlaßt werden kann. Sobald die Jungen zum Fliegen reif und kräftig sind, werden sie von den Alten zum Rauben angeführt, dann aber aus dem Nest gejagt, welches sie, weil sie sich nun selbst ernähren können, nie wieder betreten dürfen. Daß die Alten, wie mehrere erzählen, ihre Jungen an den Krallen gegen die Sonne hängen, damit sie ihre Strahlen gewohnt werden, und daß ihnen die, die unbeweglich und gerade in die Sonne sehen, die liebsten sind, gehört unter die verälterten Mährchen. Die Jungen können zwar, zeitig aus dem Nest genommen, gezähmt und zur Jagd auf Hasen, Füchse, auch Rehe abgerichtet werden. *) Es gehört aber viel Geduld dazu und man kommt nicht leicht zum Zweck. Sobald sie älter und stärker werden, kehren sie meist immer zu ihrer natürlichen Wildheit zurück, werden leicht zornig und setzen sich zur Wehr, nicht zu gedenken, daß sie wegen ihrer Schwere nicht ohne große Unbequemlichkeit auf der Hand getragen werden können, daher man sie denn auch in neuern Zeiten fast überall, wo die Falkenjagd üblich ist, aus den Falkenierhäusern verbannt hat. Die Kirgisen sollen sich ihrer noch heute zu Tage zur Jagd auf Wölfe, Füchse und Gazellen bedienen, und dort für einen abgerichteten Adler ein gutes Pferd gegeben werden.

Der Goldadler lebt vom Raube großer und kleiner Säugethiere und Vögel. Er macht auf Lämmer, Ziegen, Hasen, Füchse, ja selbst auf Hirsche und Rehe, imgleichen auf Gänse, Trappen, Kraniche, Störche, Auer- Birk- Repphühner u. s. w. Jagd. Er jagt wie alle Adler, die Brütezeit ausgenommen, stets in Gesellschaft seines Weibchens.

*) Sie werden dann auf ähnliche Art, wie die eigentlichen Falken, deren man sich zur Reigerbeitze, auch Hühnerfangen bedient, gezähmt.

chens. Er geht auch frisches Aas an, zieht aber die Nahrung von lebendigen Thieren jenem vor. In der Gefangenschaft frißt er allerley Fleisch, selbst das von andern Raubvögeln, imgleichen Fische, Schlangen, Eydechsen, ja sogar Brot. Er säuft nie Wasser und löscht, gleich andern Raubvögeln, seinen Durst blos am Blute der gefangenen Thiere. Er verschlingt, wie alle große Raubvögel seine Beute mit den Haaren und Federn, die sich dann unverdaut in seinem Kropfe zusammenballen und die er alle Morgen ausspeyt — nach dem Jägerausdruck das Gewölle wirft — weil er ohne diese Ausleerung nicht im Stande seyn würde, neuen Raub zu fangen und zu fressen. Büffon sagt, er habe in seiner Sammlung ein solches Gewölle von einem Thüringschen Adler aufbehalten, das aus lauter Fuchs- und Rehhaaren bestanden, und als eine haarige Kugel, an Gestalt und übriger Beschaffenheit, einem Seeball (Pila marina) ähnlich gewesen sey. Der Goldadler wird in Europa auf allen großen und hohen Gebirgen, den Karpatischen, Irländischen, Schwedischen, den Pyrenäen, Schweizer Alpen, in Oesterreich, Schlesien und Deutschland angetroffen. Die hohen gebirgigten Waldungen zieht er jedem andern Aufenthalte vor, streicht aber von dort, und besonders im Winter, oft auf großer Weite in die Ebenen herüber. Klein behauptet, er wäre in der Gegend von Danzig anzutreffen. Es ist dies aber wahrscheinlich ein Irrthum, und er hat ihn vermuthlich mit dem eigentlichen Steinadler verwechselt, mit dem er vieles gemein hat. Der Goldadler ist in der hiesigen Provinz und in der Gegend von Danzig meines Wissens, nie vorgefunden worden, dagegen der Steinadler dort wie hier häufig angetroffen wird. Er hält sich in Afrika und Asien, jedoch in lezterem Welttheile, wie mehrere Schriftsteller und Reisende versichern, nicht in den nördlichen Gegenden auf. Büffon behauptet, daß er in Europa ebenfalls mehr in den mittäglichen, als gemäßigten Himmelsstrichen, in den nördlichen aber, die über den fünf und funfzigsten Grad der Brei-

te hinausgehen, nie anzutreffen sey, und auch im nördlichen Amerika nicht vorgefunden werde.

So schädlich dieser Raubvogel auch ist, so weiß man doch in Ländern, wo er sich aufhält, einigen Nutzen von ihm zu ziehen.

Er wird besonders im Winter sehr fett, und sein Fleisch, welches nicht den widrigen Geschmack wie das von andern Raubvögeln haben soll, wird von einigen unkultivirten Völkern gegessen.

Daß die Kirgisen sie zur Jagd abrichten, ist bereits angeführt worden.

In Spanien und Frankreich, wo der Goldadler nistet, wissen die Jäger und Hirten, wie Bechstein, Göze und andere anführen, diese Adlernester für die Küche sehr gut zu nützen. Sie besuchen nämlich dieselben täglich, wenn die Alten entfernt sind, und nehmen das den Jungen frisch zugetragene Wildprett fort; ja sie binden diese, nämlich die Jungen, sogar, wenn sie bis zum Fliegen herangewachsen sind, in dem Neste fest, damit sie von den Alten noch über die gesetzte Zeit mit Nahrung versorgt werden müssen.

In Sirmien sollen sie, wie Taube erzählt, zur Beobachtung der Witterung dienen, daher man sie dort das Sirmische Wetterglas nennt. Ihr Flug zeigt nämlich die Beschaffenheit der obern Luft an. Je reiner und heller diese ist, je höher steigt der Adler. Wenn ein Gewitter aufsteigt, so scheint er in Angst zu seyn und eine große Vorempfindung davon zu haben. Er flattert dann wild und so niedrig herum, daß er mit einer Flinte erlegt werden kann. Zu Peterwaradein sollen sie beym Ausbruch eines Gewitters zu hunderten um die obere Festung herumfliegen.

Zu den manchen Sagen, die man von diesem Vogel verbreitet hat, gehört unter andern, daß er den sogenannten Adlerstein (Aetites) ins Nest trage, daß er der einzige Vogel sey, den der Blitz nicht tödtet, daher man ihn für den Waffenträger Jupiters halte, ferner, daß die Adlerfedern,

federn, und dies erzählt Plinius, wenn sie mit den Federn anderer Vögel vermischt werden, die lezteren verzehren, daß er kein Aas, sondern blos frisches Fleisch fresse, imgleichen daß er, um die Hasen aufzusprengen — man erzählt dies auch von dem Steinadler — einen Stein aus der Kralle in das Gebüsch fallen lasse, oder daß, wenn zwey gemeinschaftlich jagen, einer von beyden immer mit den Flügeln auf die Sträucher schlage, indeß der andere auf einem Baum oder Felsen das aufgejagte Wildprett erwarte, und was der Fabeln und Jagdgeschichten mehr sind.

Jagd.

Der Goldadler wird entweder, wenn es dem Jäger glückt, sich während der Zeit, da er seinen Raub verzehrt, in einer Schußweite heranzuschleichen, mit einer Büchse oder Flinte erlegt, oder wie andere große Raubvögel in Schwanenhälsen, Tellereisen, auch andern Fallen gefangen.

Der Steinadler.

Der Steinadler wird sonst auch: gemeiner, brauner, schwarzbrauner, gemeiner brauner, schwarzer, gemeiner schwarzer, kurzschwänziger, weißschwänziger, ringelschwänziger Gold- Stock- Berg- und Hasenadler, Adler mit schwarzem Rücken, Kurzschwanz, Kurzschwanz mit weißem Ringe, Ringelschwanz, Ringelschwanzadler, Weißring, Weißschwänzel, Rauchfußadler, brauner Adler mit ganz rauhen Füßen, kurzschwänziger und brauner Adler genannt.

In der Fauna von Göze ist er B. IV. S. 89 unter dem Nahmen: der gemeine Adler, in Büffons Naturgeschichte

schichte der Vögel, übersetzt von Martini Th. 1. S. 108, ebenfalls unter jener Benennung (Fr. Aigle commun), und so auch in Bechsteins N. G., zweyte Auflage II. 531, aufgeführt.

Mehrere Ornithologen nehmen zwey Spielarten an, wovon sie die eine den braunen und die andere den schwarzen Adler benennen. Bechstein will diese Trennung nicht statt finden lassen, und ist vielmehr der Meinung, daß sie blos dem Geschlecht nach verschieden wären, so daß der schwarze Adler (F. niger) das Männchen, und der braune (F. fulvus) das Weibchen sey, worunter ich ihm als Jäger um so mehr beypflichten muß, da ich den in der hiesigen Provinz als Standvogel einheimischen Steinadler hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe.

Er ist ungleich kleiner wie der Goldadler. Bechstein giebt die Größe des Männchens $2\frac{3}{4}$ Fuß, und die des Weibchens $3\frac{1}{4}$ Fuß, die Höhe des lezteren $2\frac{1}{2}$ Fuß, die Länge des Schwanzes $1\frac{1}{4}$ Fuß, die Weite der Flügel beym Weibchen $7\frac{1}{2}$ Fuß, das Gewicht 18 — 20 Pfund an, welches leztere ich jedoch nicht einräumen kann, weil selbst der stärkste Goldadler nur 18 — 20 Pfund wiegt, und mir wenigstens nie ein Steinadler von diesem Körpergewicht vorgekommen ist.

Die Naturkündiger weichen nun in der Beschreibung dieses Vogels wiederum sehr von einander ab. Ich werde, in Ermangelung eines Exemplars, diejenige wörtlich hersetzen, die Bechstein davon giebt, und die mit den von mir und andern hiesigen Jägern erlegten Vögeln dieser Art am genauesten übereintrifft.

„Der Schnabel ist 3 Zoll lang, an der Wurzel gerade, oben in der Mitte der Schneide eine merkliche Ausbeugung oder stumpfe Zehe, an der Spitze sehr gekrümmt, und mit einem großen Haken versehen, hornfarbig blau, an der Spitze schwarz, die Wachshaut dick und gelb, die Nasenlöcher schief und eyrund, der Stern im Auge grüngelb, auch hellgelb, die Fußwurzel $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, stark

„bis

„bis an die Zehen wollig befiedert, die Zehen gelb, die „Klauen schwarz, stark, sehr gekrümmt und spitzig, die „Mittelzehen mit dem Nagel 3 Zoll 10 Linien, und die hin„tere 3 Zoll 4 Linien lang, und die äußere mit der innern „bis zum ersten Gelenke mit einer kleinen Haut verbunden. „Wenn man das Männchen von weitem gewahr wird, so „sieht es wegen seiner dunkelbraunen Hauptfarbe schwarz „aus, daher auch der Name schwarzer Adler entstanden ist. „Die Stirn ist dunkelbraun, der Scheitel und Hinter„hals eben so, nur die Federn mit breitem hell oder grau„lich rostfarbenem Saum eingefaßt, die Zügel im Grunde „graulich weiß mit gebogenen schwarzen Borstenfedern, „Rücken, Steiß, Schultern, Unterhals, Brust, „Bauch und After dunkelbraun oder braunschwarz, an der „Brust, am Bauch und After mit durchschimmernden wei„ßen Flecken der Grundfarbe, eben so stehen auf den Schul„tern dergleichen Flecken, auch sind wohl einige Federn rost„braun kantirt, die langen Schenkelfedern oder Hosen dun„kelbraun oder braunschwarz, etwas weißgemischt, die nie„drigen Schenkel so wie die Fußwurzel schmutzig weißgelb, „die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, bald dunkler, „bald heller rostfarben gekantet, die Schwungfedern „schwärzlich, die vordern an der Wurzel weiß und die hin„tern fast bis über die Mitte, besonders auf der inwendi„gen Fahne weiß, die Unterflügel dunkelbraun, etwas hel„ler gewölkt, der Schwanz an der Wurzel so wie seine „leztern Deckfedern schmutzig weiß, manchmal die Spitze „schwärzlich oder schwarzbraun mit verloschenen hellern Bin„den, manchmal aber auch die ganze Spitzhälfte dunkel, „doch nie rein und scharf abgeschnitten."

„Das Weibchen ist im ganzen heller, hell dunkel„braun oder graubraun, mit rostgelben oder rostgrauen Fe„derkanten, am Kopf und Oberhals sind die Federn so „breit kantirt, daß sie ganz rostfarbenweiß aussehen, die „Deckfedern sind rostfarben und graulich kantirt, auf den „Schultern stehen einzelne, unregelmäßige weiße Flecken,

„an

„an der Brust und am Oberbauche regelmäßige dreyecki-
„ge; After, inwendige Schenkel und die Fußwurzel sind
„hell rostfarben, der Schwanz ist an der Spitze dunkel-
„braun und hat mehr weiß als am Männchen."

Bechstein giebt zwey Farbenvarietäten an,

1) dem Geschlecht nach, welches aus der vorangeführten Beschreibung des Männchens und Weibchens erhellt.

2) Der weiße Steinadler.

Man hat nämlich, wie Bechstein anführt, junge weiße Steinadler im Nest gefunden, entweder rein oder noch etwas mit den eigentlichen Farben schattirt.

Auch weiß man, wie er hinzusetzt, von alten gezähmten, daß sie zuletzt weiß geworden sind, welches aber, wie ich bereits beym Goldadler in einer Anmerkung angeführt habe, bey mehreren Adlern der Fall ist.

Der Steinadler hat in seiner Lebensweise vieles mit dem Goldadler gemein. Er ist eben so raubbegierig, grausam und kühn als der erstere. Das, was Besecke in seinem Beytrage zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands S. 5 von diesem Vogel anführt, *) ist sehr karakteristisch. „Ich
„habe

*) Besecke führt diesen Vogel unter dem Namen: der gemeine Adler (*F. Fulvus*), außerdem aber unter dem Namen: der schwarze Adler (*F. Melanaetus*), einen Vogel auf, der allem Vermuthen nach kein anderer, als das Männchen des Steinadlers (*F. Niger*) ist. Daß es nicht der wirkliche *F. Melanaetus* ist, geht schon daraus hervor, weil er ihm in seiner Beschreibung, die übrigens ganz auf den Steinadler paßt, besiederte Füße giebt, dagegen der F. Melanaetus halb besiederte Füße hat. Er giebt ihm ein Gewicht von 9 Pfund (?). Es ist dieses, wenn es nicht ein Schreibfehler ist, besonders deshalb auffallend, weil er hinterher in seiner Beschreibung vom Goldadler
sagt,

„habe ihn," sagt er, „fast ein Jahr lang lebendig gehabt „und er starb in der Mauserzeit. Mit unbeschreiblicher „Lüsternheit ließ er das Blut des von ihm jedesmal am „Kopfe zuerst verwundeten Vogels, den er halblebend im „Schnabel hielt, in den Schlund laufen, darnach pflückte „er ihn sehr geschwind und behende ab, indem er rechts und „links die abgepflückten Federn wegwarf. Er verzehrte al„les, was ihm vorgeworfen wurde, wenn er ausgehungert „war, nur kein gekochtes Fleisch. War er nicht sehr hung„rig, so nahm er kein Fleisch von geschlachteten Thieren. „Setzte sich das lebendige Thier, z. B. eine große Katze, „zur Gegenwehr, so wurde er äußerst wüthend, sperrte „den Rachen weit auf, stand mit ausgebreiteten Flügeln „über seinem Raube, und lechzte mit der Zunge unter star„kem Athemholen. Er verzehrte auch alles, was er durch „den Rachen bringen oder zerbeißen konnte, selbst die Kral„len, den Kopf und das Fell der Katze, so daß des andern „Tages keine Spur zu sehen war. Seine Stärke ist groß. „Jeder

sagt, dieser sey halb so groß, als der schwarze Adler, ungeachtet der erstere, nämlich der Goldadler, wie vorhin bemerkt worden, größer als der Steinadler ist, und das Männchen zwölf, das Weibchen achtzehn bis zwanzig Pfund wiegt. Er erzählt von der Herzhaftigkeit dieses Vogels, nämlich des schwarzen Adlers, ein Beyspiel, das hier einen Platz verdient. „Mein Exemplar," sagt er, „ist auf einem „Wirthschaftshofe bey Jakobstadt, nachdem der Vogel viel„mals Gänse unter den Augen der Hüter geraubt hatte, „von dem Herrn des Gutes mit einem Schrotkorne, welches „unter der Haut des Flügels eine Sehne getroffen hatte, „gelähmt worden. Er setzte sich darnach auf einen benach„barten Zaun, wohin ein Bauer mit einem Prügel eilte, „um ihn zu erschlagen. Als aber der Schlag fehltraf, so „ergriff der Adler den Prügel, und stand so lange zur Ge„genwehr dem vordern Bauer, bis ein anderer von der „Rückseite ihm einen tödtlichen Schlag versetzte."

„Jeder Biß riß der Katze einen Theil des Felles, ein Stück „Fleisch, oder ein Glied ab. Seine Gefräßigkeit ist merk„würdig. Er verzehrte einmal fast alles geronnene Blut „von einem geschlachteten Ochsen. Selbst die härtesten „Knochen der abgezogenen Adlerleiber fraß er ganz auf. „Sein Geschrey ist schmetternd kreischend und jedem ihm le„bendig vorgehaltenen Vogel so furchtbar, daß dieser ent„setzlich zu schreyen anfing."

Der Steinadler nistet (horstet) wie der Goldadler auf hohen Felsen und Bäumen. Das Nest hat die nämliche Einrichtung und Größe, wie das des Goldadlers. Es ist ebenfalls flach, ohne merkliche Vertiefung, und aus einem Geflecht von Stäben und Zweigen zusammengesetzt. Das Weibchen legt zwey bis drey weiße, etwas röthlich gefleckte Eyer. Die Jungen werden länger und sorgfältiger von den Alten gepflegt als die Goldadler. Gesner erzählt, man habe einmal in dem Neste eines Steinadlers 300 Enten, 100 Gänse, 40 Hasen und viele große Fische gefunden.

So ungereimt und lächerlich diese Sage ist, so soll es dagegen wahr seyn, daß die Alten den Jungen bis vier Meilen weit die jungen Reiher zur Nahrung zutragen. Auch in dem Neste des Steinadlers will man, wie in dem des Goldadlers, den Adler- oder Klapperstein (Aetites) gefunden haben. Er soll eigentlich in dem Neste gebildet und die Eyer nicht ohne solchen ausgebrütet werden können, was aber geradehin falsch ist. Der Steinadler läßt sich als Nestvogel leichter als der Goldadler zähmen und zur Jagd abrichten. Die Adler haben aber, wie Büffon gelegentlich, und zwar in der Naturgeschichte des kleinen Adlers (*le petit aigle*) bemerkt, die Unart, daß sie im Frühjahr, wenn sich der Begattungstrieb einstellt, gerne entfliehen, und der Jäger dann in Gefahr ist, sie zu verlieren, daher sie ihnen denn auch, um jenen Trieb zu mildern, Purgiermittel zu geben pflegen. Auch will man bemerkt haben, daß, wenn ein Adler, sobald er von der Hand gelassen wird, erst ge-

gen die Erde sinkt und sich dann in die Lüfte schwingt, dies ein Zeichen seiner vorhabenden Flucht sey, und der Jäger ihm, sobald er dies bemerkt, gleich seine Aezung (Futter) vorwerfen müßte, um ihn zurück zu locken. Wenn er dagegen unmittelbar von der Hand in die Lüfte steigt und sich in einem Kreise über seinem Herrn herumschwingt, ohne sich weit zu entfernen, so soll dies ein Zeichen seiner Zuneigung seyn und man von seiner Flucht nichts zu fürchten haben. Gezähmt soll der Adler auch gern auf Falken und andere kleine Raubvögel stoßen, welches er im Zustande der Freyheit nur dann thut, wenn er ihnen ihre Beute abjagen will. Das Weibchen soll in der Gefangenschaft die zum Stoßvogel nöthige Herzhaftigkeit und Munterkeit verlieren, daher man sich lieber der Männchen zur Jagd bedient.

Der Steinadler macht, wie der Goldadler, auf mehrere große und kleine Säugethiere und Vögel, imgleichen auf Amphibien Jagd. Den Hasen und wilden Gänsen stellt er am liebsten nach. Er hat beym Stoßen das Eigene, daß er nicht wie der Goldadler aus einer weiten Höhe gerade auf den Raub herabschießt, sondern sich allmählig herabsenkt, bis das Thier in einer Ebene ist, da er es dann in einer schiefen Richtung fängt. Er soll sehr lange hungern können, besonders in der Gefangenschaft. Man will Beyspiele haben, daß er fünf Wochen ohne Nahrung zugebracht hat. Daß er, wie einige erzählen, gleich dem Goldadler, den Kindern gefährlich seyn soll, ist eine unerwiesene Sage.

Der Steinadler ist in Europa weiter verbreitet als der Goldadler. Er wird in Frankreich, Schottland, in der Schweiz, in Rußland, Polen, Kur- und Liefland, in der hiesigen Provinz, vorzüglich in den Gegenden des Seestrandes, häufig angetroffen. In dem nördlichen Asien und Amerika wird er ebenfalls vorgefunden. Er schweift besonders im Winter des Raubes wegen sehr weit herum, liebt aber sonst, wie der Goldadler, die Einsamkeit, lebt und jagt auch wie dieser nur in Gesellschaft seines Weibchens.

Der Steinadler wird oft von Zangenläusen (Ricinus), die sich in seinen Federn finden und besonders an die Augenlieder ansaugen, ferner von den fliegenden Läusen (Hippobosia) geplagt. In seinen Gedärmen findet man Spul- oder Rundwürmer. Die kriechenden, fliegenden und Zangenläuse werden aber auch an mehreren Vögeln angetroffen.

Verschiedene tatarische Nazionen, und besonders die sibirischen, bedienen sich des Steinadlers zur Jagd auf Antilopen, Füchse, Wölfe und Hasen. Sie stellen in dieser Absicht häufig den Jungen nach, und man soll fast in jedem Zelte einen gezähmten Steinadler antreffen. Die Flügel- und Schwanzfedern gebrauchen sie zur Befiederung ihrer Pfeile und treiben damit für andere Gegenden, wo diese Adler seltner sind, einen vortheilhaften Handel. Der Schwanz und die Flügel sollen oft mit einem Rubel bezahlt werden.

Jagd.

Der Steinadler ist eben so scheu wie der Goldadler, und läßt sich nicht leicht anders, als wenn er gerade seinen Raub verzehrt, anschleichen. Er wird wie jener in Schwanenhälsen, Tellereisen und andern Fallen gefangen. Den hiesigen Jägern, die andere, obwohl kleinere Raubvögel hin und wieder fangen, hat es mit dem Steinadler selten glücken wollen.

Der Seeadler oder Beinbrecher.

Naturgeschichte.

Der Seeadler führt sonst noch folgende Namen: Fisch-, Gänse-, Meer-, und Steinadler, großer Meeradler, großer Seeadler, großer Fischadler, großer schwarzer Adler, schwarzer Adler, brauner Adler, bärtiger Adler, großer Hasenadler, Hasenaar, Beinbrecher, Beinbrecheradler, Steinbrecher.

Die Naturkündiger kommen in der Beschreibung, die sie von diesem Vogel machen, ziemlich überein, welches bey andern Adlerarten weniger der Fall ist. Nach Göze, der ihn B. IV. S. 101. unter dem Namen Beinbrecher aufführt, unterscheidet er sich durch folgende Merkmale: 1) sein Schnabel ist ungleich stärker und länger als bey andern, bis 4 Zoll lang. 2) Die Fänge haben eine andere Farbe und Figur, sind glänzend schwarz, und bilden einen vollkommenen Halbzirkel. 3) Unten sind die Füße kahl und mit einer gelbbeschuppten Haut bedeckt. 4) Vom Knie hängt ein starker Federbart herab, wovon er den Namen des bärtigen Adlers erhalten hat. Büffon, in dessen Naturgeschichte der Vögel, übersezt von Martini, dieser Vogel Th. I. S. 143 aufgeführt ist, giebt ihm die nämlichen Unterscheidungszeichen, ohne jedoch des starken langen Schnabels zu erwähnen.

Bechstein giebt eine sehr genaue Beschreibung von ihm, aus der ich blos das wesentlichste ausheben werde. Nach seiner Angabe *) erscheint der Vogel, wenn man ihn nahe oder in einiger Entfernung sitzen sieht, kastanienbraun oder dunkel und hellbraun gemischt. Näher betrachtet sind die

*) S. Bechstein N. G. zweyte Auflage, II. 545.

die Federn am Kopfe und Halse ausgezeichnet lang, schmal, steif und dunkelbraun mit helleren Spitzen, das Kinn weißlich, der Rücken und die Deckfedern der Flügel röthlich braun oder kastanienbraun, die Brust und der übrige Unterleib dunkel oder kastanienbraun, röthlich gelbgefleckt, der zugerundete fast keilförmige Schwanz dunkelbraun, auf der innern Fahne röthlich weiß, dunkelbraun gesprengt und eingefaßt, der starke Schnabel an der Wurzel gerade, von der Mitte an aber sehr gekrümmt, seicht gezähnelt und von Farbe gelb, nur in der Jugend hornfarben oder gelb und schwärzlich gemischt, die Wachshaut gelb, grünlich, bläulich, auch wohl schwärzlich, und jung weißlich, der Regenbogen im Auge gelbroth, die Füße am unbefiederten untern Theile wie die Zehen, dunkelgelb geschildert und geschuppt, die Krallen glänzend schwarz. Das größere Weibchen ist heller, mehr ins rostfarbene fallend, die Federn des Kopfes und Oberhalses laufen schmutzig weiß aus, das Kinn ist weiß, Brust und Bauch sind schmutzig weiß gefleckt, auch der Oberleib hat mehrere dergleichen Flecken, bisweilen findet man fast ganz schwarze Männchen und als Hauptfarbe rostgelbe Weibchen. Auch dieser Raubvogel soll gleich dem Bart- und Goldadler den Kindern gefährlich seyn. Im Jahr 1791 soll unter andern in Irland bey Clomeny, den Zeitungen zu Folge, ein solcher Adler ein vierjähriges Kind, das mit andern vor der Hütte spielte, ergriffen, und es seinen zwey Jungen, die in einer schroffen Felsenspitze saßen, zugeführt haben. Der unglückliche Vater ließ sich zwar, jener Zeitungsnachricht zufolge, an einem Seil zu dem Nest herab, die jungen Seeadler hatten dem Kinde aber schon die Augen ausgehackt, und es so zugerichtet, daß es nach drey Stunden starb.

Aristoteles behauptet von diesem Vogel, den er, wie nach ihm Büffon und andere, Beinbrecher *) nennt, er habe

*) Er hat den Namen Beinbrecher daher erhalten, weil er die Knochen

habe ein schwaches Gesicht, und schlechte, gleichsam durch ein Wölkchen *) verdunkelte Augen, (Parum *ossifraga* oculis valet, nubecula enim oculos habet laesos,) daher er ihn denn auch von den Adlern absondert und unter die Eulen und andere Vögel, die am Tage nicht gut sehen können, gesetzt hat. Mehrere, die dies nachgeschrieben, versichern sogar, daß er eben deshalb, wie die Eulen, blos des Nachts auf den Raub ausfliege. Es ist dies nun zwar von andern neuern Naturkündigern und so auch von Büffon ausführlich widerlegt worden. Indessen ist so viel gewiß, daß sein Gesicht nicht so scharf ist, wie bey andern Adlerarten. Auch schwingt er sich nicht so hoch wie andere Adler, und hält sich gerne nahe an der Erde, wovon der Grund aber nicht, wie viele vorgeben, in seinem schlechten Gesicht, sondern blos in seinen kürzeren Flügeln zu suchen ist.

Der Seeadler horstet, wie mehrere Adler, auf hohen Bäumen, vorzüglich auf den Eichen. Er baut ein außerordentlich breites Nest. Das Weibchen legt nie mehr als zwey große, runde, schwere, schmutzig weiße, rothgefleckte Eyer, von denen oft nur eines ausgebrütet wird. Nach Cetti pflegen die Hirten in Sardinien auf den jungen Adler Wetten anzustellen, weil niemals mehr als einer im Neste gefunden wird. Auch erzählt er, daß bey den Jungen allezeit ein Fisch von etlichen Pfunden liegt. Aristoteles versichert, daß das Weibchen nicht allein mit seinen eigenen Jungen sehr zärtlich umginge, sondern sich sogar andrer von ihren Aeltern zu früh verstoßener junger Adler mitleidig annehme. Es ist dies aber eben so unwahr, wie eine anderweite Behauptung von Plinius, daß der Seeadler keine

Knochen der gestoßenen Thiere mit seinem Schnabel zerbricht.

*) Bechstein hält dieses angebliche Wölkchen für die Nickhaut.

keine besondere Art sey, sondern aus der Vermischung anderer Adlerarten entstehe, daß die Jungen der Balbusards, Beinbrecher würden, von denen hinwiederum junge Habichte erzeugt würden und was der Sagen mehr sind. Er lebt zwar vorzüglich von Fischen und stürzt auf diese mit großem Ungestüm herab. Er raubt aber auch Säugethiere und Vögel, unter den ersteren besonders Hasen, denen er sehr gefährlich ist, Lämmer, Ziegen, ja selbst Hirschkälber und Frischlinge, und unter den Vögeln am liebsten Gänse und Kraniche. Die Gänse soll er im Fluge tödten, sie daher allererst zur Flucht bringen und dann in einem Zuge wegfangen. So wenig ich dies bestreiten will, so falsch ist dagegen das, was Bock in seiner Naturgeschichte von Preußen erzählt, und wornach er den preußischen Landleuten andichtet, daß sie den Gänsen zu der Zeit, wenn der Seeadler ankommt, die großen Flügelfedern der Länge nach aufschlitzen, damit sie nicht auffliegen können und vor diesem Räuber sicher sind. Es ist dies eben so unwahr als die anderweite Behauptung dieses Schriftstellers, der gemeine Mann in Preußen glaube, daß der Seeadler sich vor dem Storch fürchte, weil er sich nicht eher sehen lasse, bis dieser weggegangen sey und sich wieder wegbegebe, wenn dieser zu klappern anfange. Ich bin in Preußen gebohren und erzogen, habe aber weder von der vorhin angeführten Gewohnheit der hiesigen Landleute, als von dem angeblichen Volksglauben je etwas gehört. Bock hat aber auch, wie ich nicht unbemerkt lassen kann, in seiner Naturgeschichte von Preußen mehrere andere Dinge, ohne hinlängliche Prüfung, blos vom Hörensagen niedergeschrieben und nacherzählt.

Der Seeadler ist in ganz Europa einzeln verbreitet. In England wird er jedoch selten vorgefunden, welches auch in der hiesigen Provinz der Fall ist, wo er sich nur hin und wieder im Herbst, er folgt dann als Zugvogel andern großen Vögeln, sehen läßt. Daß er, wie Bock anführt, hier

zu Lande, vorzüglich im Soldauschen und Neidenburgschen, im Herbst eintreffen, und dort bis ins Frühjahr Gänse und Hasen verfolgen solle, habe ich nicht bestätigt gefunden. In Kurland wird er, wie Besecke anführt, häufig vorgefunden. Er glaubt, daß er dort nistet. In Deutschland trifft man ihn, wie Bechstein anführt, in Sachsen, Schlesien, Oesterreich, Franken, in der mittlern Rheingegend, im Odenwalde und in Schwaben, am Bodensee und auf dem Thüringerwalde werden alle Winter einige gesehen, gefangen oder geschossen.

Im nördlichen Amerika und Asien ist er häufig, und wird unter andern auch in Botanybay gefunden.

Jagd.

Der Seeadler wird, wenn man ihm bey Verzehrung seines Raubes in einer Schußweite beykommmen, oder ihm beym Aase auflauern kann, geschossen, oder auch in Fuchseisen gefangen.

Der Fischadler.

Naturgeschichte.

Der Fischadler führt, wie alle andere, verschiedene Namen: gemeiner, großer und weißköpfiger Fischadler, weißschwänziger, weißköpfiger, fahler, aschgrauer und braunfahler Adler, Adler mit dem weißen Kopfe, Adler mit dem glatten Kopfe, Weißkopf — unter dieser Benennung findet man ihn in Göze's europäischer Fauna B. IV. S. 97. — Weißschwanz, Gelbschnabel, Gemsen- und Steinadler,

Fisch-

Fisch- und Steingeyer, Fischjäger, grosser und kleiner Pygarg. Büffon, in dessen Naturgeschichte der Vögel man ihn, und zwar in der Martinischen Uebersetzung Th. 1. S. 125. ebenfalls unter dem Namen Fischadler (Fr. *Pygargue*) findet, giebt, wie mehrere andere, 3 Spielarten an, 1) den großen (F. Albicilla), 2) den kleinen (le petit Pygargue) und 3) den weißköpfigen (l'aigle à tête blanche), die aber, wie Bechstein vermuthet, nur in Ansehung des Alters und des Geschlechts verschieden sind.

Er ist eben so groß wie der Steinadler, wohl bemerkt das Weibchen, dagegen das Männchen ein Viertheil kleiner ist. Göze giebt seine Länge 3 Fuß 3 Zoll, sein Gewicht 9 Pfund an. Bechstein giebt die Länge des Weibchens 3 Fuß 6 Zoll, sein Gewicht 12 bis 15 Pfund, das Gewicht des Männchens 9 bis 12 Pfund an.

Die Beschreibungen der Naturkündiger kommen im Wesentlichen darin überein, daß der Kopf und Hals schmutzig weiß, der Oberleib dunkelbraun, der Unterleib eben so aber weiß gefleckt, der Schwanz weiß, der Schnabel fast bis zur Spitze, wo sich ein kurzer schwarzer Haken überkrümmt, gerade und gelb, an der Spitze gelblich weiß, die Wachshaut gelb, die Füße halb befiedert sind.

Wenn der Vogel sitzt, so kann man ihn, wie Bechstein *) anführt, schon von weitem durch die dunkele Farbe des Oberleibes und den weißen Schwanz erkennen. Er varirt, wie dieser Naturkündiger noch anführt, sehr in der Farbe und zwar so, daß er den weißen Kopf und Hals und den reinweißen Schwanz nicht vor dem 3ten, 4ten Jahre, in der Gefangenschaft später erhält — vorher ist Kopf und Hals aschgrau, die Schwanzwurzel dunkelbraun — und daß sich auch die Hauptfarbe ändert, so daß er hellgrau

*) S. Bechsteins N. G. neue Auflage, II. 554.

grau oder aschgrau, am Oberleibe mit dunkelbraun gemischt erscheint und dann am Unterleibe auch wohl rostfarben und weißgefleckt ist. Er horstet auf hohen starken Bäumen, in Amerika auf verdorrten Cypressen und Fichten, und zwar dort in Gesellschaft des Flußadlers, großen Reihers und anderer Vögel auf der Beringsinsel, nach Göze auf den Klippen. Das Nest besteht nach einer Beschreibung, die Willughby davon giebt, aus einem ganz glatten Boden, und hat oberwärts keine weitere Bedeckung, als die darüberhängenden Zweige der Bäume. Es ist aus kleinen Ruthen oder Zweigen geflochten, worauf unterschiedene Schichten von Heidekraut und andern Pflanzen abwechselnd übereinander liegen. Das Weibchen legt zwey große, abgerundete weiße Eyer, und brütet zu Ende des Mais oder Anfangs Junius, nach Göze erst Anfang Julius. Andere versichern, sie brüteten sehr oft und legten unter die kahlen Jungen schon wieder Eyer, die durch die Wärme der Jungen ausgebrütet würden. Das Nest soll, wie mehrere und auch Göze anführen, von den Resten des eingetragenen Raubes einen stinkenden Geruch verbreiten, welches aber auch bey andern Adlernestern der Fall seyn mag. Der Fischadler ist wenig für seine Jungen besorgt, und stößt sie, sobald sie nur einigermaßen erwachsen sind, von sich, und zwar, wie mehrere versichern, aus der Ursache, weil er nicht gern verdorbenes Aas frißt, sondern immer frischen Raub verlangt, den er aber seiner Trägheit halber nicht immer haben kann. Büffon fügt noch hinzu, daß der Fischadler, welcher nur gemeinhin auf große Thiere stößt, sich meistentheils auf der Stelle sättigt, ohne vom Raub etwas mitnehmen zu können, und auch er behauptet, daß der Fischadler kein verdorbenes Aas in seinen Horsten aufzubehalten pflegt. *)

Die

*) Diese Behauptung steht nun mit dem, was Göze und andere von dem stinkenden Geruch des Nestes erzählen, im Widerspruch.

Die Jungen sollen übrigens, wie ebenfalls Büffon anführt, sobald sie erwachsen sind, nicht einen Augenblick Ruhe halten, sondern sich im Neste selbst beständig um die vorräthige Nahrung zanken und schlagen, und dies so weit gehen, daß oft die Alten sich entschließen müßen, einen dieser Zänker umzubringen, um dem Streit ein Ende zu machen.

Der Fischadler raubt Hirschkälber, Rehe, Dammhirsche, junge Schweine und Lämmer, nimmt aber auch im Winter, und wenn ihn der Hunger plagt, mit Aas vorlieb. In den nördlichen Gegenden stellt er vorzüglich den Fischen nach, unter denen er den sogenannten Lump (Cyloplerus Lumpus Lin.) und die Karpfenforelle (Salmo Capio Lin.) am liebsten frißt. Der Eitergans, dem Taucher und andern Wasservögeln stellt er nicht minder nach. Er sitzt auf den Gipfeln der Felsen, beobachtet aufmerksam die untertauchenden Vögel, und bohlt sie, wenn sie, um Athem zu schöpfen, heraufkommen. Auf die Fische stößt er mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft, und bohlt den Fisch oft einen halben Fuß unterm Wasser hervor. Zuweilen muß er, wie Göze sagt, seine Raubbegierde mit dem Leben bezahlen, wenn er sich nämlich an einen Fisch wagt, der ihm zu groß und mächtig ist. Die Klauen des Räubers sind dann oft so fest in den Fisch eingeschlagen, daß er nicht wieder loskommen kann. Es ist dann um ihn geschehen. Der starke Fisch zieht ihn mit unter das Wasser und er muß ersaufen. *) Das nämliche begeg-

*) Göze erzählt bey dieser Gelegenheit, daß auf dem Guthe einer adelichen Dame ein alter großer Hecht von einigen 30 Pfunden, mit zwey Hörnern auf dem Kopfe, gefangen wurde. Bey näherer Untersuchung habe es sich gefunden, daß die angeblichen Hörner zwey Vogelfüße waren, die mit den Klauen im Kopfe des Fisches verwachsen, und oben am ersten Knorren von den Schenkeln abgefault waren. „Si-
„cher

begegnet ihm aber auch zuweilen mit den Robben, denen er ebenfalls häufig nachstellt, und von denen er, wenn er seine Klauen in eine alte schlägt, oft übermannt und unter schrecklichem Geschrey mit unter das Wasser gezogen wird. In Amerika will man die Bemerkung gemacht haben, daß er die Fische nicht selbst jage, sondern sich auf die Lauer setze und warte, bis der Seeadler ins Wasser gestoßen sey und einen Fisch gefangen habe. Er verfolge den ersteren dann so lange, bis er den Raub fallen läßt, den er sodann mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, ehe er den Boden erreicht, erhaschen soll. Es ist indessen, wie Bechstein in einer Anmerkung sehr richtig sagt, mehreren Raubvögeln eigen, daß sie andern ihre Beute abjagen. Er ist übrigens bey weitem nicht so herzhaft und grimmig, als andere große Raubvögel, sondern scheu und dabey äußerst träge. Er jagt gewöhnlich nur einige Stunden am Tage und ruht die übrige Zeit aus. Er fliegt langsam und sitzt mit hängenden Flügeln. Er hält sich in Europa wie in Amerika, bald in ebenen, bald in gebirgigten Waldungen, wie mehrere versichern, am liebsten in Ahorn-Wäldern, im Allgemeinen aber gern in am Meere und Seen belegenen Gegenden auf. In der hiesigen Provinz ist er selten anzutreffen. Die Grönländer sollen sein Fleisch essen, sich mit seiner Haut bekleiden, Schnabel und Füße aber als Amulette tragen.

Jagd.

„cher hatte," wie Göze sehr launig bemerkt, „ein solcher „Patron, wie der Weißkopf, den großen Hecht gestoßen „und die Krallen fest eingeschlagen. Der Fisch ging unter „Wasser, nahm den seltsamen Reiter mit, und dieser muß„te glücklich ersaufen. Der Hecht aber konnte seine Bürde „auch nicht eher los werden, als bis der Körper mit den Knöcheln abfaulte u. s. w."

Jagd.

Da er, wenn ihn der Hunger plagt, an frisches Aas geht, so wird ihm dort von den Jägern aufgelauert. Er ist nicht scheu und läßt sich anschleichen. Er kann auch in Fuchseisen gefangen werden, und soll sich in diesen hin und wieder, wenn sie gleich nicht ausdrücklich auf ihn, sondern auf die Füchse gelegt sind, aus Unvorsichtigkeit fangen.

Die Grönländer tödten ihn, wie mehrere und auch Bechstein erzählen, mit Bogen, oder fangen ihn in Netzen, welche im Schnee mit einem Köder aufgestellt sind. Auch ködern sie ihn mit Robbenfett, wovon er angeblich so schläfrig wird, daß er sich leicht fangen läßt.

Der Schreyadler.

Naturgeschichte.

Der Schreyadler heißt sonst auch kleiner, gefleckter, geschäckter, bunter, weißgefleckter, hochbeiniger, klingender Adler, Rauchfuß, Gänse=, Schellen=, Enten= und Steinadler, klingender Schellenadler, Schreyer, Entenstößer, röthlicher Mäuseaar, Rauchfuß, des Morphees Kollege und russischer Adler. In Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, ist er I. S. 115 unter dem Namen der kleine Adler, (le petit aigle), in Göze's Europäischer Fauna IV. S. 109 unter der Benennung Schreyer, in Bechsteins N. G. zweyte Auflage, II. 561. unter der Benennung: der Schreyadler, aufgeführt. Die Alten nannten ihn wegen seines klagenden Geschreyes: Aquila planga, oder clanga. Die Araber nennen ihn

Ze-

Zemiech, um ihn von dem großen Adler, der bey ihnen Zumach heißt, zu unterscheiden. Er ist unter den Adlerarten der kleinste und schwächste. Die Hauptfarbe des Körpers ist dunkelbraun oder schmuzig roſtbraun. Am Oberleibe hat er merkliche weiße eyrunde Flecken. Auf der Mitte des Rückens sind diese Flecken gelblicher, oft blaßrothgelb. Der Unterleib ist dunkelbraun, an der Kehle und dem After ins rostgelbliche laufend, mit schmuzig weißen, auch schmuzig rostgelben Längeflecken, die Schenkel dunkelbraun mit schmuzig weißen Streifen, fast bis an die Zehen stark befiedert. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, stark, vorne sehr gekrümmt, fast schwarz. Die Wachshaut, der Augenstern und die Zehen sind gelb, die Klauen sehr gekrümmt, glänzend schwarz, oben bey der Wurzel ein weißer kegelförmiger Strich. Es giebt einige Farbenvarietäten und Spielarten. Der Vogel, den Göze unter dem Namen der gefleckte Adler oder Morphees Kollege aufführt, ist offenbar blos eine Spielart des ersteren.

Er horstet auf hohen Bäumen und legt am Ende des Aprils zwey weiße, hin und wieder mit rothen Strichen bezeichnete Eyer.

Er ist bey weitem leichter zu zähmen, als die andern Adler. Klein erzählt in seiner Vogelhistorie S. 80, er habe einen solchen gezähmten Adler über drey Jahre bey sich ernährt. So oft er ihn aus dem Käficht ließ, saß er Stundenlang neben ihm auf dem Schreibetische, beobachtete jede Bewegung seiner Hand, streichelte sich zuweilen wie eine Katze an seiner Mütze, und ließ, wenn Klein ihn unter dem Kinne kitzelte, einen hellklingenden Laut wie eine Schelle — er führt hievon den Namen Schelladler — hören. Er ging zwischen den andern Vögeln im Garten herum, und fraß nichts weiter, als frisches Ochsenfleisch.

Da er gelehriger, und auch seinem Körpergewicht nach leichter auf der Hand zu tragen ist, als andere Adler,

so

so würde er wohl zur Jagd abzurichten seyn. Er taugt aber nicht hiezu, weil er sehr zaghaft ist und eine beständige Neigung zum Klagen und Schreyen hat. Er stößt auf Enten, Tauben und andere kleine Vögel, ingleichen auf Hasen, auch auf große und kleine Feldmäuse. Der Kranich ist seine vorzügliche Beute und Lieblingsspeise.

Er lebt in allen Welttheilen. In Europa wird er, Dännemark und Schweden ausgenommen, wo er gar nicht ist, beynahe überall, in Rußland und Sibirien bis Kamtschatka häufig angetroffen. In Deutschland findet man ihn in Schlesien, Oesterreich, Franken und Schwaben blos einzeln. Bechstein hat ihn in Thüringen zweymal gesehen. Er nimmt seinen Aufenthalt gern in gebirgigen waldigen Gegenden, besonders wenn Flüsse und Seen in der Nähe sind.

Jagd.

Er ist nicht sehr scheu und leicht mit der Flinte anzuschleichen. Er wird sonst auch mit abgerichteten Falken gebeitzt. In Persien um Thauris bedienen sich die Vornehmen, wie Chardin erzählt, des abgerichteten Sperbers, der sein abgesagter Feind ist, zu dieser Jagd. Die Art, wie der Sperber ihn stößt, besteht darin, daß er erst weit über ihn empor fliegt, hernach schnell auf ihn herabstürzt, seine Fänger in die Seiten schlägt und ihn mit den Flügeln so betäubt, daß sie beyde niederfallen. Ganz so macht es aber auch der Falke bey der Reiherbeitze.

Zweyte Familie.

Milane (Milvi).

Die Milane unterscheiden sich von den übrigen Falkenarten vorzüglich durch ihren schwachen, an der Wurzel geraden Schnabel, durch kürzere, unter dem Kniee etwas befiederte Füße, und durch einen gabelförmigen Schwanz. Die Naturkündiger geben zwar drey Arten, den rothen, schwarzen und braunen Milan an. Bechstein hat aber in Beziehung auf das, was andere, und vorzüglich le Vaillant hierüber anführen, beynahe mit völliger Gewißheit dargethan, daß der schwarze Milan eigentlich ein junges einjähriges Weibchen, der braune aber ein junges Männchen des rothen Milans ist, worüber man die Gründe in der Naturgeschichte des oben erwähnten Schriftstellers nachlesen muß. Es wird also auch hier blos von dem rothen Milan die Rede seyn.

Der rothe Milan.

Naturgeschichte.

Hier zuerst seine verschiedenen Benennungen: Milane, gemeine Milane, Milan, Málane, Weichmilane, Weyhe, gemeine, bunte, rostige und röthliche Weyhe, Gabel-,*) Küv-, Königs-, Rötel- und Ritterweyhe, Weyhe mit gelbli-

*) Göze hat ihn IV. 122. unter dem Namen Gabelweyhe.

gelblichem Schwanze und Fischerhosen, Hühner-, *) Stein-, Stoß- und Gabel-Geyer, königlicher Geyer, Gabler, Gabelschwanz, Scheerschwänzel, Schwalbenschwanz, Wasserfalke, Weichfalke, Hühnerdieb, Kikendieb, Stößer, Stoßvogel, Hühneraar, Hauahr, Schwimmer, Grimmer, Wy, Hubewyh, Wüwe, Curwy, Kükewieh, Tyreel, Steert.

Der Milan hat in Rücksicht seines geraden und nur an der Spitze gekrümmten Schnabels, dann auch wegen seiner kurzen Füße und niedrigen Stellung einige Aehnlichkeit mit den Geyern. Die Hauptfarbe der Art ist rostfarben. Der Oberleib ist schwarzbraun mit hellen Federrändern, der Unterleib und Oberschwanz rost- oder fuchsroth, der erstere schwarzbraun gefleckt, der Unterschwanz röthlich weiß, an den Spitzen schwarzbraun bandirt, der Schwanz gabelförmig — daher der Name Gabelweyhe, auch Gabelschwanz — der kleine Kopf weiß, an den Seiten klar schwarzbraun gestrichelt, der Hals rostfarben, der Rücken rostbraun, schwarzbraun gefleckt, die Kehle weiß, klar schwarz gestreichelt, die Füße halb, oft nur ⅓tel gefiedert, das Bloße der Fußwürzel mit den langen Zehen gelb, bald nach dem Tode olivengrün, die scharfen, oben runden, unten flachen Nägel schwarz, die äußeren und mittleren Zehen mit einer größeren Membrane als an andern Raubvögeln versehen, die ganze hintere Hälfte des Schnabels wie die Wachshaut, gelb, die vordere Hälfte schwarz. Bechstein giebt seine Länge 2 Fuß 7 Zoll, die Breite der ausgespannten Flügel 5 Fuß, Halle die Länge 28 Zoll, die Flügelbreite 64 Zoll, Göze die leztern 7 Fuß an.

*) In der deutschen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte, übersetzt von Martini I. 267. steht er unter dem Namen Hühnerfresser (Milan royal) In Bechsteins N. G., zweyte Auflage, II. 591 unter dem Namen der rothe Milan.

an. Sein ganzes Gewicht beträgt nur $2\frac{1}{2}$ Pfund. Die Federn machen das meiste aus. Der Körper ist nicht viel größer als bey einer Taube. Das Weibchen ist nicht ganz um $\frac{1}{3}$tel größer, und unterscheidet sich blos durch eine etwas dunklere Farbe.

Der Milan ist unter allen Raubvögeln der feigeste, trägeste und unbeholfenste. Er wagt sich daher nur an die kleinsten Thiere und schwächsten Vögel. Sobald die Raben, Krähen und Dohlen ihn ansichtig werden, machen sie oft in großen Schwärmen auf ihn Jagd, und stoßen ihn mit ihren Schnäbeln, dagegen er sie blos mit seinen großen Flügeln abwehrt. Die Falken und Sperber verfolgen ihn ebenfalls, besonders wenn er etwas gefangen hat, und jagen ihm nicht selten seine Beute ab. Wenn ihm die Raben und Krähen zu arg zusetzen und er sich nicht länger halten kann, steigt er sehr hoch in die Lüfte, wo sie ihm dann nicht folgen können. Er steigt mit einer überausgroßen Leichtigkeit bis zu einer unermeßlichen Höhe, wo er oft nur wie ein Punkt erscheint. Zuweilen schwebt er in weiten Kreisen in der Luft umher, zuweilen steht er mit ausgebreiteten Flügeln, dem Anscheine nach ohne Bewegung, in der Luft. Er scheint dann mehr zu schwimmen als zu fliegen, und hat daher den Namen Schwimmer erhalten. Wenn man auf ihn in solcher Stellung, das heißt, wenn er unbeweglich in den Lüften zu seyn scheint, zwey bis drey hundert Schritte hinaufschießt, so hört man oft das Schroot, obwohl es freylich in einer solchen Entfernung keinen Effekt macht, an seinen Flügeln rasseln. Er schlägt dann gewöhnlich ein Rad, setzt sich aber gleich wieder in seinen schwebenden Stand. Der Milan nistet (horstet) in gebirgigen Wäldern, auch großen Feldhölzern, auf den höchsten alten Eichen, Buchen, Kiehnen und Tannen. Bechstein und andere versichern, er baue sein Nest nie in Felshöhlen. Büffon behauptet dagegen, daß er gewöhnlich nur in Felslöchern niste. Nach Döbel horstet er auf hohen Bäumen, zwischen den starken Aesten.

Nestern. Das Weibchen legt zu Anfange des Mai drey runde, weißliche, mit blaßgelben und röthlichen Flecken, Punkten und Streichen bezeichnete Eyer und brütet drey Wochen, nach Döbel 14 Tage, die Jungen, deren, wie mehrere versichern, gewöhnlich nur drey aufkommen — Döbel behauptet, der Milan bringe 3 bis 4 Junge auf — machen im Neste, auch wenn sie bereits ausgeflogen sind, bey Erblickung der Alten vor Hunger ein gräßliches Geschrey und verrathen sich dadurch selbst. Wenn sie sich paaren, necken sie sich oft Stundenlang unter lautem Geschrey, in den geschicktesten Schwenkungen in der Luft. Zuweilen fliegen 3 bis 4 Männchen mit einem Weibchen in großen Kreisen herum und streiten um das Weibchen. Sie sind leicht zu zähmen. — Sie werden sehr von den gewöhnlichen Vogelläusen, vorzüglich aber von den Thurmfalkenläusen (Pediculus Tinnunculi), ingleichen von Bandwürmern geplagt.

Der Milan hat zu wenig Gewandtheit, um einen Vogel im Fluge erhaschen zu können. Da ihm aber die Natur ein äußerst scharfes Gesicht verliehen hat und er oft in der größten Entfernung einen auf der Erde sitzenden Vogel gewahr wird, so schwebt er bey seinen Streifereyen fortdauernd in der Luft umher, und reviert, wie Döbel wirklich sehr passend sagt, den ganzen Tag im Felde, bis er einen Vogel auf der Erde gewahr wird. Er schießt dann mit der größesten Leichtigkeit auf ihn herab und stößt dann selten fehl. Unter dem Federwildprett ist er vorzüglich den jungen Repphühnern und Lerchen, sonst aber auch dem zahmen Federvieh sehr gefährlich. Man sieht ihn mehrmalen über den Hühnerhöfen in einer großen Höhe schweben, von wo er sich dann, wenn er nicht Menschen in der Nähe gewahr wird, allmählich langsam herabläßt, und, sobald er seinen Raub auf dem Korne hat, schnell herabstößt und seine Beute hascht, und wobey er das Eigene hat, daß er sie, nicht wie andere Raubvögel mit

den Krallen, sondern mit dem Schnabel ergreift, dann aber mit dem gefangenen Vogel in die Höhe geht, den er zuweilen in der Luft pflückt, daß die Federn umherfliegen. Die zahmen Hühner, besonders die Weibchen, werden ihn vermöge des teleskopischen Auges, wie Göze sich ausdrückt, selbst in einer großen Höhe gewahr, lassen, sobald sie ihn in den Lüften schwebend erblicken, ein ängstliches Geschrey hören, und warnen dadurch ihre Jungen, die dann auch gewöhnlich auf den Ruf der Mutter zu ihr eilen, um Schutz bey ihr zu suchen. Die letztere fährt oft, wenn er ihr ein Küchlein rauben will, wüthend auf ihn zu, und es glückt ihr nicht selten, den an sich furchtsamen Räuber zu verscheuchen. Auf den Teichen und Seen stellt er den Tauchern und Wasserhühnern nach, stößt aber, weil diese sehr schnell untertauchen, sehr oft fehl, die Jungen ausgenommen, von denen er hin und wieder eines hascht. Sonst nährt er sich auch von Maulwürfen, Feldmäusen, Fröschen, Schlangen, Blindschleichen, Nattern, Eydechsen, ja selbst von Regenwürmern und Schnecken, womit sie auch ihre Jungen füttern. Einer von den Herausgebern der deutschen Ornithologie fand in einem Milanenhorste ein junges zahmes Schweinchen von $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge, von welchem die Jungen schon eine Seite verzehrt hatten. Man erzählt von ihnen, daß sie zuweilen auf die vor den Fenstern hängenden Vogelkäfiche herabstoßen. Es ist dies aber nicht wahrscheinlich, weil sie zu feige sind, um so etwas zu wagen. Sie wittern das Aas aus einer großen Entfernung, und finden sich dabey oft haufenweise ein. Der Milan ist beynahe in allen Welttheilen verbreitet. Mehrere geben zwar Afrika als ihr Vaterland an. Es scheint dies aber, wie Bechstein anführt, ein Irrthum zu seyn. Man hat vermuthlich einen andern, dort einheimischen Vogel, dem le Vaillant den Namen Schmarutzer beylegt, mit dem Milan verwechselt. In Europa wird er überall, in der hiesigen Provinz sehr häufig, obwohl nur größtentheils als Zugvogel —

vogel — er geht hier gewöhnlich im Herbst fort und kehrt im Frühjahr zurück — gefunden. In Deutschland sieht man ihn, wie Bechstein sagt, allenthalben, wo Waldungen sind, die an Felder stoßen. Sie verlassen Deutschland im September und Oktober, nicht sowohl der Kälte als Nahrung wegen. Man trifft daher nach Bechstein, und ich habe dies auch hier zu Lande wahrgenommen, im Herbst oft kleine Gesellschaften von sechs bis acht Milanen in der Luft schwebend, oder im freyen Felde auf den Aeckern sitzend an. Oft sieht man auch 40 bis 60 in der Luft hinstreichen, und es ist der einzige unter den Vögeln dieser Gattung, der in vereinigten Gesellschaften in wärmere Länder zieht. In gelinden Wintern bleiben einige nach Bechstein und Göze in Thüringen und auf dem Harze zurück. In England sollen sie, wie mehrere behaupten, nicht fortziehen, sondern das ganze Jahr bleiben, sonst aber gewöhnlich in Astrakan und zum großen Theil in Aegypten überwintern. Bey Constantinopel hat man sie oft im September auf ihrem Wege aus Norden in großer Menge vorbeyreisen, und im April nach Europa zurückkommen gesehen. Um Kairo herum sollen sie äußerst zahm seyn, und dort, vermuthlich aus Mangel anderer Nahrung, Datteln fressen. Man hat sie dort in großen Heerden bemerkt. Sie sollen daselbst wirklich brüten, und zwar gegen die Natur der großen Raubvögel zweymal im Jahre, einmal in dem mildern Winter Aegyptens, das anderemal im Sommer des Nordens.

J a g d.

So feige und furchtsam der Milan auch bey seinen Räubereien ist, so ist er doch sonst eben nicht scheu und man kann ihn leichter als andere Raubvögel anschleichen, besonders bey Anbruch des Tages *), wo er oft unbeweglich

*) Man will bemerkt haben, daß er unter allen Raubvögeln am frühesten, oft vor Aufgang der Sonne, zum Vorschein kommt.

lich auf einem Aste, mehrmalen auf dem dürren Zweige einzelner zopftrockener Eichen sitzt, und dann zuweilen den Jäger nahe genung herankommen läßt. Auch kann man ihm beym Luder und in der Krähenhütte — es wird von dieser weiter unten das Nähere gesagt werden — auflauern. Wenn man ihn über den Hühnerhöfen schweben sieht, und dann an einem verborgenen Orte abwartet, bis er sich langsam herabläßt, so kann man ihn leicht erlegen. Ich schoß einmal auf ähnliche Art einen Milan bey Gelegenheit einer Schnepfenjagd. Ich hatte einige Stunden gesucht und setzte mich um Mittagszeit — es war gerade ein sehr schwüler Tag — in ein auf den Wiesen befindliches Weidengesträuche, um auszuruhen und auch meine Hunde ruhen zu lassen. Ich ward bald darauf einen Milan, hoch in den Lüften gerade über meinem Kopfe schwebend, gewahr. Er mochte wahrscheinlich den Gegenstand, den er im Gesträuche erblickte, nicht genau erkennen, und ließ sich daher in gerader Richtung sehr langsam herab. Ich hatte kleines Schnepfenschroot in der Flinte und wartete in einer unbeweglichen Stellung so lange, bis er auf einer Entfernung von 20 bis 30 Schritten über mir schwebte. Ich stand nun plötzlich auf, und es läßt sich denken, in welche Verwirrung er bei meinem Anblick gerieth. Er arbeitete aus allen Kräften, in die Höhe zu kommen, stürzte aber auch, da ich mit dem Schusse eben so wenig zögerte, todt zur Erde. Der Milan wird hier zu Lande häufig geschossen, und, der auch auswärtig üblichen Gewohnheit nach, an den Thorwegen und Scheunenthüren mit ausgespreizten Flügeln angenagelt.

Man fängt sie auch in Tellereisen, auch hin und wieder in sogenannten Habichtskörben, wovon weiter unten beym Habicht ausführlicher die Rede seyn wird.

Sie werden gleich den Reihern mit abgerichteten Falken und Sperbern gebeitzt. In Frankreich belustigten sich

sonst

sonst die Prinzen häufig mit dieser Jagd, daher er auch dort den Namen Milan royal erhalten hat.

„Es ist," sagt Büffon, „in der That kein gemeines „Vergnügen, zu sehen, wie dieser feige Vogel, dem es we„der an Waffen und Stärke, noch an Flüchtigkeit fehlt, „um sich muthig beweisen zu können, dem Kampfe bestürzt „auszuweichen, und dem viel kleinern Sperber zu entflie„hen sucht, indem er in einem beständigen Wirbel sich in „eine Höhe schwingt, wo er sich in den Wolken verbergen „kann, bis der Sperber ihn erreicht, ihn unablässig mit „seinen Fängen, Flügeln und Schnabel bekämpft, und „endlich mit sich, als eine nicht sowohl verwundete als „zerschlagene, und mehr aus Furcht als durch Stärke „überwundene Beute zur Erde herabstürzt.

Dritte Familie.

Bussarde (Buteones).

Die Bussarde zeichnen sich theils durch ihren schwachen Schnabel, der nur einen seicht ausgeschweiften Zahn hat, theils durch ihre kurzen, mittelmäßig starken, mehr oder weniger befiederten Füße und meist kleinen Zehen, vorzüglich aber durch ihre breiten, nicht so spitzig wie bey andern Vögeln, auslaufenden, gleichsam stumpfen Flügel und ihren trägen Flug aus.

Man giebt fünf Arten an: Mäusebussard — weißlicher Bussard — rauchfüßiger Bussard — Wespenbussard und grauschnäblicher Bussard.

Da die ersteren drey in ihrer Gestalt und Lebensart wenig von einander abweichen, und viele den weißlichen

und

und rauchfüßigen, wo nicht für Spielarten, so doch für nahe Verwandten des Mäussebussards halten, die beyden lezteren aber, obwohl sie zuweilen auch auf Hasen und Repphühner stoßen, sich größtentheils von Mäusen, Fröschen, Eydechsen, Insekten und Würmern nähren, und es überdem auch von diesen noch ungewiß ist, ob es nicht Spielarten sind, so werde ich mich hier nur vorzüglich über den ersten, den Mäusebussard, etwas näher auslassen.

Der Mäusebussard.

Naturgeschichte.

Der Mäusebussard heißt sonst auch Bussard — Busshard — Bussard mit Fischerhosen — Busshartfalk — Büzaard — Bußaar — gemeiner und glattbeiniger Bussard — Mäusefalk — gemeiner und glattbeiniger Mäusefalk — Mäusegeyer — Mäusevogel — Mäuseaar — Mäuseweyhe — Weyhe — gemeine Weyhe — Sumpfweyhe — Rittelweyhe — Waldgeyer — Mäusehabicht — Mäusewachter — Mauser — Hühnerhabicht — Steinadler — Wasservogel — Schlangen- und Unkenfresser, welchen letzteren Namen er daher erhalten hat, weil er die sogenannten Unken, Wasserschlangen oder Ringelnattern (Coluber natrix Lin.) gerne frißt.

In der deutschen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, findet man ihn II. 3, unter dem Namen Weyhe, in Göze's europäischer Fauna IV. 148. als erste Art der zweyten Untergattung unter dem Namen Bussard; in Bechsteins N. G. zweyte Auflage II. 623, unter dem Namen: Mäusebussard; in Besekens Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel

Kur-

Kurlands S. 13 unter der Benennung: Bussard (*Falco Buteo*), in Döbels Jagdpraktika I. 78 unter dem Namen Mäusegeyer aufgeführt.

Der Mäusebussard variirt, wie außer Bechstein mehrere anführen, so sehr in der Farbe, daß man fast keinen sieht, der völlig mit dem andern übereinstimmt. Göze, der diese Falkenart am häufigsten beobachtet haben will, sagt, daß er unter 6 bis 8 gegen einander gehaltenen Exemplaren nicht zwey gefunden hat, die einander gleich gewesen wären, welches auch Büffon bemerkt.

Nach Bechstein sehen die gepaarten im Frühjahr, bis zur Mauserzeit, mehrentheils folgendergestalt aus. Im Ganzen ist der Oberleib dunkel oder graubraun, einzeln gelblich weiß und rostfarben gestrichelt und gefleckt, die Kehle weißlich mit dunkelbraunen Strichen, der Hals und die Brust mit rundlichen großen dunkelbraunen Flecken besetzt, die Unterbrust und der Bauch gelblich weiß mit dunkelbraunen Queerbinden oder Queerflecken, der After einzeln eben so gefleckt und die weißliche Grundfarbe rostfarben angelaufen, die Seiten am stärksten und dunkelsten bandirt, die Schwingen graubraun, an den Spitzen schwärzlich, übrigens schwärzlich bandirt und auf der Kante der innern Fahne weiß,*) der Schwanz im Grunde aschgrau, mehr oder weniger weiß, besonders nach der Wurzel und der Kante der innern Fahne zu mit zwölf schwärzlichen Binden, wovon die letztere die breiteste ist.

Der Schnabel ist bey allen 1½ Zoll lang, sehr gekrümmt, dunkelbraun, an der Wurzel der untern Kinnlade weißlich, der Zahn wenig hervorgebogen, die Wachshaut gelb, die Nasenlöcher eyrund mit einzelnen Borstenfedern des

*) Nach Göze sind die Schwungfedern äußerlich schwarzgrau, wie mit weißem Puder bestreuet, inwendig weiß mit sechs schwarzen Flecken.

des Augenkreises bedeckt, die Schnabelecken gelb, die Zunge dick, in der Mitte durch einen Einschnitt geritzt, doch ungetheilt, der Augenstern in der Jugend grau grüngelb, oder graubraun, das untere Augenlied wollig und weiß, der Augenrand gelblich grün, dann feuerroth, im Alter weißgrau, die Fußwurzel auf der untern Seite geschildert, auf der obern Seite mit weniger Schildern besetzt, die Füße sind gelb, die Nägel glänzend schwarz. Die Länge des Männchens beträgt 2 Fuß 3 Zoll, des Schwanzes 11 Zoll, die Flügelbreite 5 Fuß. Nach Bechstein reichen die kreuzweis gelegten Flügel gerade bis zur Schwanzspitze. Nach Büffon ragen sie über die letztere etwas hervor. Das Weibchen wiegt 2 Pfund, das Männchen 1 Pfund 20 Loth.

Der Mäusebussard ist äußerst träge und ungeschickt. Er sitzt oft stundenlang wie ein zusammengedruckter Klumpen, unbeweglich auf einem Baume oder großen Steine, und ist so faul, daß er nicht eher auf den Raub ausfliegt, als bis ihm solcher, wie Göze sagt, vor den Schnabel kommt, oder bis ihn der Hunger treibt. Er verräth, wie Büffon bemerkt, sowohl wenn er gezähmt, als wenn er in völliger Freyheit ist, eine sichtbare Dummheit. Sein Flug ist äußerst langsam, er steigt aber ziemlich hoch und dreht sich im Fluge, besonders im Frühjahr zur Paarzeit, beständig im Kreise herum. Er hat eine zischende Stimme, fast wie die Eulen. Er wird von mancherley Vogelläusen, in den Gedärmen aber von dem geperlten und kugelarmigen Bandwurm (Taenia) dem Kratzerwurm (Echinorynchus) dem Rundwurm (Ascaris) und dem Kappenwurm (Cucullanus) geplagt. Die Alten glaubten, obwohl irrig, dieser Vogel sey mit dreyfachen Hoden versehen, und legten ihm daher den Namen Triorchis bey. Der Mäusebussard horstet gern in Vorhölzern auf den höchsten Bäumen, besonders auf Fichten. Oft bezieht er blos ein altes Krähennest, erweitert dieses und füttert es mit weichen

Materialien aus. Oft bauet er selbst ein Nest aus kleinen unordentlich in einander gelegten Zweigen. Das Weibchen legt drey bis vier weißliche, ins grüne spielende, bisweilen gelb gefleckte Eyer. In Nordamerika, wo er Hühnerhabicht heißt, soll das Weibchen, wie mehrere behaupten, fünf Eyer legen. Sie jagen die Jungen nicht so zeitig wie andere Raubvögel aus dem Neste, sondern füttern sie, weil sie ihre Trägheit und Unbeholfenheit kennen, oft dann noch, wenn sie beynahe so groß und befiedert, wie die Alten sind. Das Männchen soll, wie Ray und mehrere behaupten, wenn die Mutter etwa zufälligerweise ums Leben kommt, die Jungen an ihrer Stelle pflegen und nähren. Der Mäusebussard ist zu unbeholfen und zu ungeschickt, um einen Vogel im Fluge erhaschen zu können, überdem aber, wie schon vorhin gesagt worden, zu träge, um viele Mühe anzuwenden. Sie bleiben, wie Büffon sehr wahr sagt, ruhig auf einem Baume, einem Strauche oder auf einem kleinen Hügel sitzen, und schießen von da gelegentlich auf das kleine Wildprett herab. Sie rauben junge Hasen, Kaninchen, junge Fasanen, Repphühner und Wachteln, auch Haushühner. Alte Repphühner können sie nicht fangen. Sie plündern übrigens gerne die Vogelnester, ingleichen die Dohnen aus, nähren sich aber vorzüglich von Amphibien, Ringelnattern, Blindschleichen, Fröschen, Kröten, Eydechsen, ingleichen von Feldmäusen, auch von großen Heuschrecken, Regenwürmern, Schnecken u. s. w. Sie haben das Eigene, daß sie ihre Beute nicht wie andere Raubvögel mit Haut und Haar verschlucken, sondern sie lösen das Fleisch sorgfältig aus dem Felle aus, und entblößen die Vögel von ihren Federn, daher man auch nie das Gewölle bey ihnen antrifft.

Der Mäusebussard ist in ganz Europa verbreitet. Man findet ihn beynahe überall ziemlich häufig. In Deutschland sind sie, wie Bechstein sagt, Stand- und Strichvögel, welches auch in der hiesigen Provinz der Fall ist, wo er wie dort nur dann fortzieht, wenn der Schnee

zu

zu hoch liegt oder der Winter zu streng ist; dagegen er bey gelinder Witterung bald zurückkehrt.

Jagd.

Der Mäusebussard ist, ungeachtet seiner Trägheit, sehr scheu, und es gelingt selten, ihn anzuschleichen. Wohl aber wird er in Krähenhütten geschossen. Er wird sonst theils im Schlagnetze, welches so eingerichtet seyn muß, daß es von selbst ab- und zuspringt, wenn er die Körrung nimmt — und man stellt ihm gewöhnlich eine Taube auf — oder auch in eisernen Mausfallen, auf die man einen Maulwurf oder eine Maus anbindet, gefangen, endlich auch an einigen Orten mit Falken gebeitzt.

Vierte Familie.

Weyhen (Circi).

Die Weyhen unterscheiden sich von den andern Falkenarten vorzüglich durch ihren kleinen, von der Wurzel an gekrümmten, mit einem seicht ausgeschweiften Zahn versehenen, und an der Wurzel des Oberkiefers mit in die Höhe stehenden Bartborsten dicht besetzten Schnabel, durch ihre langen dünnen Füße und ihren schlanken Körperbau. Es giebt fünf Arten: die Sumpfweyhe, Rohrweyhe, Schilfweyhe, Wasserweyhe und Kornweyhe, von denen ich nur folgende zwey ausheben werde.

Die Sumpfweyhe.

Naturgeschichte.

Die Sumpfweyhe wird sonst auch Rost-, Moos- und Hühnerweyhe, rostige Weyhe, Bussard, Sumpfbussard, Hühner-, Brand-, Enten-, Rohr- und Fischgeyer, brauner Fischgeyer, brauner Geyer, Rohr- und Wasserfalke, rostiger und buntrostiger Falke, Rohrvogel, brauner Rohrgeyer, Fischaar genannt.

Göze führt ihn in seiner Fauna IV. 135 unter dem Namen Rostweyhe auf. In Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, findet man ihn II. 22. unter der Benennung: der rostige Weyhe (*Bussard*) — die französischen Falkeniere nennen ihn Harpaye à tête blanche — in Bechsteins Naturgeschichte, zweyte Auflage, II. 671, unter dem Namen: Sumpfweyhe; in Döbels Jagdpraktika I. 78, unter dem Namen Fischgeyer, in Beseckens Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands S. 16, unter dem Namen: der Hühnerweyhe (*F. aeriginosus*) aufgeführt.

Er hat einen schlanken proportionirten Körperbau. Der Oberleib ist chokolatbraun mit rostfarbenen Flecken, auf jeder Schulter ein rostfarbener Fleck, der Unterleib dunkelkastanienbraun, der flache Scheitel und die Kehle rost- oder röthlich gelb, einzeln chokolatbraun gestrichelt, einige Federränder am Halse und Brust rothgelb. Die Schwungfedern sind dunkelbraun, inwendig heller und röthlich weißgefleckt, der Schwanz ist chokolatbraun, unten ins Graue fallend, die drey äußersten Federn auf der innern Fahne rosträthlich gefleckt. Der Schnabel ist 1½ Zoll lang, etwas gerade ohne merklichen, nur ausgeschweiften Zahn, scharfhakig, die Wachshaut grüngelb, der Augenstern rothgelb, die langen schlanken, geschil-

derten

derten Füße gelb, die Zehen unten mit Gelenkwarzen, die scharfen Nägel glänzend schwarz.

Das Weibchen ist zwar etwas größer, hat aber fast dieselbe Farbe, nur mit dem Unterschiede, daß das Gelbe auf dem Scheitel, um die Kehle und der Schulter gewöhnlich heller ist. Er variirt, wie alle Raubvögel, sehr in der Farbe.

Er ist weit wilder, rascher, gefräßiger, auch beherzter als die andern Weyhenarten. Er hat, wie alle Raubvögel, die Gewohnheit, den schwächern ihren Raub abzujagen. Der Baum- und Thurmfalke, ingleichen der Mäusebussard fürchten ihn sehr und entfliehen, sobald sie ihn in der Ferne gewahr werden, weil er sonst gleich mit ihnen anbindet. Er fliegt äußerst schnell, fast immer in einer horizontalen Richtung. Er steigt nicht hoch in die Lüfte, außer zur Nistzeit, wo sich das Männchen oft sehr hoch in die Luft schwingt und sich, wie Bechstein sagt, angenehm nach dem Neste, wo das Weibchen brütet, herabgaukelt.

Er weicht in der Art zu nisten, und es ist dies bey mehreren Weyhen der Fall, ganz von den andern Raubvögeln ab, indem er nie auf Bäumen oder in der Höhe, sondern in ebenen, und vorzüglich in wässrigen und sumpfigen Gegenden brütet, wo sie ihr Nest nicht hoch über der Erde, im Schilf-Rohr, niedrigen Gesträuche oder auf kleinen, mit Binsen und hohem Gras bewachsenen Hügeln, aus Schilf und Riedegras bauen, inwendig aber mit Laub und Federn ausfüttern. Das Weibchen legt nach einigen 3 bis 4, nach andern bis 6 weißliche Eyer und brütet beynahe drey Wochen. Die Jungen sehen Anfangs wollig und weißgelb aus, werden aber bald dunkelbraun.

Die Sumpfweyhen stellen vorzüglich den Wasservögeln, als Wasserhühnern, Tauchern jungen Gänsen und Enten nach, daher sie auch an einigen Orten Entengeyer genannt

genannt werden. Sie stoßen aber auch auf junge Fasanen, ingleichen auf junge Hasen, und sind in Ländern, wo es Kaninchen giebt, diesen sehr gefährlich. Sie rauben außerdem junge Rephühner, Wachteln und Lerchen, plündern häufig die Nester der an der Erde brütenden Vögel und nehmen die Eyer fort. In Ermangelung anderer Nahrung begnügen sie sich an Schlangen, Fröschen und Mäusen. Sie sind äußerst gefräßig, haben, da sie bey ihrer großen Lebhaftigkeit beständig in Bewegung sind, immer Hunger, und brauchen daher zu ihrer Jagd, wie Büffon sagt, ein weitläuftiges Revier. Sie stoßen auch gerne auf Fische und holen sie mit ihren Krallen lebendig aus dem Wasser.

Die Sumpfweyhe ist in ganz Europa verbreitet. In der hiesigen Provinz werden sie häufig angetroffen. Da sie sich vorzüglich von Wasservögeln nähren, so streichen sie auch im Spätherbst fort und kehren im Frühjahr, wenn die Gewässer wieder offen sind, zurück.

Jagd.

Die Sumpfweyhe ist ein äußerst scheuer und wachsamer Vogel. Die Natur hat ihm ein sehr scharfes Gesicht verliehen, und es hält schwer, ihn anzuschleichen.

Er wird zuweilen in Habichtskörben oder Habichtsstößen, die ich weiter unten näher beschreiben werde, ingleichen in Tellereisen, auf denen man einen Vogel oder einen Maulwurf zur Lockspeise hinstellt, gefangen.

Er wird auch mit Falken gebeitzt, macht aber diesen, weil er eben so vielen Muth als Stärke besitzt, und weil er, anstatt in die Höhe zu gehen, in einer horizontalen Richtung entflieht, viel zu schaffen. Ein einzelner Falke überwältigt ihn nicht leicht, und es müssen zwey, auch wohl drey Falken auf ihn losgelassen werden, wenn man zum Zwecke kommen will.

Die Kornweyhe.

Naturgeschichte.

Das Männchen dieser Weyhenart wird sonst auch: blaue, weiße, kleine Getreide- und Halbweyhe, blauer Habicht, Hühner- und Mäusehabicht, Blauvogel, Hühnerdieb, Mehlvogel, weißer Sperber, Kornvogel, Bley- Blau- und Weißfalke, weißer und blauer Falke, St. Martin, grauweißer Geyer, Schwarzflügel, Schwarzschwinger, kleiner Spitzgeyer, blaues Geyerchen, aschfarbener Falke mit weißem schwarz gewürfelten Schwanze, das Weibchen: Ringelfalke, Ringelgeyer, Ringelschwanz, Falke mit einem Ringe um den Schwanz, Bleyfalke mit gewürfeltem Schwanze, Milane, kleine Weyhe, Hühnerfalke, weißschwänziger Falke, Kornvogel, kleiner Rohrgeyer, Lerchen- und Steingeyer, Weißkopf, Gelbschnabel genannt.

Göze führt diesen Vogel in seiner Fauna IV. 179, unter dem Namen: Halbweyhe und der blaue St. Martin auf.

In Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, findet man das Weibchen II. 17, unter dem Namen: der Ringelfalke oder Halbweyhe (französisch nach Büffon, *la Soubise*, nach andern: *le Faucon à collier*, *Perturbateur des Poules*, *aigle à queüe blanche*, *Faucon à Collier*), das Männchen a. a. O. 12, unter dem Namen: der St. Martin oder der grauweiße Geyer, (Fr. Oiseau St. Martin), in dem Beytrage zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands von Beseke S. 90, unter dem Namen: der Bleyfalke (*F. Pygargus*).

Es herrscht zwischen dem Männchen und Weibchen eine so große Farbenverschiedenheit, daß sowohl Naturkündiger als Jäger häufig verleitet worden sind, sie für verschie-

schiedene Vögelarten zu halten. Auch Bechstein ist, wie er sagt, *) in der ersten Auflage seiner Naturgeschichte noch ungewiß gewesen, ob nicht Falco cyaneus — so nennt Gmelin nach Lin. das Männchen, das Weibchen dagegen Falco pygargus — eine verschiedene Species sey, bis er beyde Geschlechter beym Neste angetroffen hat. Nach seiner Beschreibung, die er von einem Paare, das beym Neste geschossen wurde, genommen hat, und aus der ich hier blos das Wesentlichste aushebe, ist bey dem Männchen der Kopf, Hals, Rücken, die Schultern, die Deckfedern der Flügel, die Kehle und der obere Theil der Brust aschgrau, bald heller, bald dunkler, der Scheitel und Rücken fallen oft etwas ins Rothgraue, der Hinterkopf so wie der Schleyer ist hell aschgrau und schwarzgrau gewölbt, der Untertheil der Brust, der Bauch, After und die Schenkelfedern sind weiß, der Schwanz sieht von unten schmutzig weiß aus, mit grauen Flecken auf der Mitte jeder Feder.

Das Weibchen ist sehr von dem Männchen ausgezeichnet. Der Kopf und Hals sind rostgelblich, und der erstere erhält durch die steifen Barthaare, die den kurzen Schnabel bedecken, besonders aber durch den dunklichen, ebenfalls rostgelblichen Schleyer oder Halskragen, wie ihn Göze nennt, das natürliche Ansehen eines Eulenkopfes, der Unterhals, Brust, Bauch und After sind rostgelblich weiß, die Schenkelfedern rostgelb, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißlichen Rändern und Flecken, die drey äußersten Schwanzfedern sind rostgelb mit 3 braunen Queerbinden, die übrigen braun mit 4 dunkelbraunen Queerbinden, die Spitzen rostgelb.

Das Männchen ist 1 Fuß $7\frac{3}{4}$ Zoll lang, die Flügelbreite beträgt 3 Fuß 9 Zoll, das Weibchen ist $2\frac{1}{2}$ Zoll länger und $4\frac{1}{2}$ Zoll breiter. Der Schnabel ist an beyden 1 Zoll

*) S. Bechsteins N. G., zweyte Auflage, II, 689.

1 Zoll lang, von der Wurzel an stark übergekrümmt, mit einem schwachen Zahn, dunkelbraun, die Wachshaut grüngelb, mit steifen Borsten bedeckt, die sich, wie bey den Eulen, über die rundlichen Nasenlöcher in die Höhe sträuben, der Augenstern ist gelb, die langen dünnen Füße sind von gleicher Farbe, die Nägel sind dunkelbraun.

Keine Weyhen- und überhaupt keine Falkenart variirt mehr und länger in ihren Farben als diese. Nach Göze ist dies bis ins vierte Jahr, nach Bechstein nur bis in das dritte der Fall. In der Jägersprache wird der Vogel im ersten Sommer Tersch, im zweyten Frühjahr Martin angesprochen. Das Männchen variirt nach Bechstein auch noch etwas im Alter, worüber man, so wie überhaupt über die Varietäten und zweifelhaften Arten dieses Vogels in der Naturgeschichte des erwähnten Verfassers eine ausführliche und sehr befriedigende Auskunft findet.

Die Kornweyhe nistet nach Bechstein und andern, so wie die vorhergehende, nie auf Bäumen, sondern auf der Erde, und zwar in der Winterfrucht — daher der Name Kornweyhe oder Kornvogel — in sumpfigen Gegenden, auf Binsen, im hohen Riedgrase, an den Ufern der Teiche, Seen und Flüsse im Rohr, in Feld- und Vorhölzern, auf entblößten Haideplätzen, oder in jungen Schlägen, auch in alten unbenutzten Steinbrüchen. Göze und andere behaupten dagegen von diesem Vogel, daß er auf dick bewachsenen Bäumen horste. Da er in der hiesigen Provinz nicht so häufig wie die Sumpfweyhe angetroffen wird, und ich sein Nest nie selbst vorgefunden, so habe ich mich bey andern, besonders bey den Churschen Jägern, — in Churland brütet er häufiger als hier — über diesen Umstand näher erkundigt, aber auch von ihnen allgemein gehört, daß er würklich auf der Erde brütet. Bechstein versichert überdem, daß man in Thüringen die Horste dieses Vogels in Menge antrifft, und daß ein Paar mehrere derselben bauet, ehe das Weibchen seine Eyer in eines legt. Das

Nest,

Nest, worin die Eyer liegen, ist nach Bechsteins Beschreibung groß, weit und tief, und hat nach der Gegend, worin sich der Vogel befindet, eine Unterlage von Rohr Reisern, Stroh, Mist oder auch Kartoffelstengeln, und ist inwendig mit Borsten, weichen Rohrhalmen, oder mit Federn, z. B. Gänsefedern ausgefüttert. Wenn er bey seinem Nestbau jemanden von weitem sieht, so fliegt er, wie Bechstein weiter erzählt, mit seinen Baumaterialien nicht gerade zum Neste, sondern wirft sie im Vorüberfliegen auf dasselbe hin, besonders wenn das Weibchen darauf sitzt. Das letztere legt nach Bechstein vier bis sechs, nach Göze insgemein 4 Eyer, die nach Bechstein bläulich weiß, nach Göze und andern weißgrünlich — dies behaupten auch die Churschen Jäger — aussehen, und die nach Göze nicht alle auskommen, dagegen Bechstein das Gegentheil versichert. Das Weibchen ist zur Brütezeit sehr beherzt, und schwebt oft, wenn es Junge hat, wie der Kiebiz, unter lautem unaufhörlichem Geschrey über den Vorübergehenden.

Die gewöhnlichste Nahrung dieses Raubvogels sind Frösche, Mäuse, Maulwürfe, Eydechsen und andere kriechende Thiere. Er gehört, wie Büffon sagt, unter die unedlen Räuber, und er will ihm daher den Namen Falke nicht zugestehen. Er fliegt, um die kriechenden Thiere zu erhaschen, und zwar gemeinhin des Abends bey Sonnen-Untergang, ehe die Dämmerung eintritt — er hat diese letztere Gewohnheit mit den Eulen, denen er auch in seinem Federkranze ähnlich ist, gemein — auf den Feldern, über den Aeckern, nahe über der Erde herum, so wie er denn überhaupt nicht so viel und auch nicht so hoch, wie die andern Raubvögel, in der Luft herumfliegt — er sitzt lieber auf Feld-Bäumen, auf Grenzsteinen und Erdschollen — die Begattungszeit ausgenommen, wo er sich, und zwar gewöhnlich 2 Männchen mit einem Weibchen, hoch in den Lüften herumschwenkt. Im Herbst und Frühjahr sieht man ihn mehrmalen über Sümpfe und Bruchwiesen streichen,

 wo

wo er auf die Becassinen Jagd macht, und da diese sich, wenn sie ihn gewahr werden, gewöhnlich drücken, oft mehrere nach einander fängt. Ungeachtet er, wie vor erwähnt, gewöhnlich und am häufigsten den kriechenden Thieren nachstellt, so ist er doch auch den Hühnerhöfen und Taubenschlägen, vorzüglich aber den Repphühnern furchtbar. Die letzteren ergreifen, sobald sie ihn ansichtig werden, unter lautem Geschrey die Flucht, und er kann ihnen, da er zu ungeschickt ist, einen Vogel im Fluge zu erhaschen, so lange sie fliegen, nichts anhaben. Er jagt sie daher, und so verfährt er auch mit den Tauben, gemeinhin so lange herum, bis eines davon müde wird und sitzen bleibt, da es dann in seine Klauen fällt. Göze führt in seiner Fauna an, Herr von Rochow habe ihm von diesem Vogel erzählt, daß er, wenn er ein Repphuhn verfolgt, und so müde macht, daß es niedersinkt und sich drückt, nicht gleich darauf zufahre. Er setze sich etwa sechs Schritte davon nieder und sähe es starr an. Das Huhn sey dann wie erstarrt und rühre sich nicht. So säßen sie zuweilen über eine halbe Stunde. Endlich liefe die Weyhe ganz gelassen zu ihm hin, ergreife es, ohne daß es eine Miene zur Flucht mache, und pflücke es. Ich habe dies nie an der Kornweyhe bemerkt, wohl aber mehrmalen gesehen, daß sie ein Volk Repphühner lange und anhaltend verfolgt, dann aber, sobald eines davon aus Müdigkeit hinsinkt, solches gleich ergriffen und gefangen hat. Die Wachteln und Lerchen verfolgt dieser Vogel auf ähnliche Art. Die letzteren entkommen ihm am leichtesten, wenn sie gerade in die Luft steigen. Sobald sie dies thun, steht er von der Verfolgung ab. Er plündert gleich der Sumpfweyhe die Vogelnester, wie nicht minder die Dohnen. Er hat das Eigene, daß er die Säugethiere und Vögel immer zuerst am Kopfe zu fressen anfängt.

Die Kornweyhe ist, wie die Sumpfweyhe, in ganz Europa verbreitet. Sie streicht in Gegenden, wo die Gewässer

wässer zufrieren, wie jene im Herbst fort, und kehrt im Frühjahr zurück.

Jagd.

Die Kornweyhe ist nicht so scheu wie die Sumpfweyhe, und mithin leichter anzuschleichen. Nach Bechstein hat sie die Eigenschaft an sich, daß sie des Morgens und Abends, wenigstens einige Tage hintereinander, eben denselben Flug macht, und man soll sie dann auf dem Anstande schießen können. Ich habe dies nie an ihr wahrgenommen, obwohl ich es nicht bestreiten will. Sie wird hin und wieder in Habichtskörben, auch in Tellereisen gefangen. Ueber beyde Methoden werde ich mich bey Gelegenheit des Habichtsfanges näher auslassen.

Fünfte Familie.

Habichte (Astures).

Die gemeinen Jäger belegen gemeinhin alle Raubvögel, die nicht zu den Adler- oder eigentlichen Falkenarten gehören, mithin auch die Milanen, Bussarden und Weyhen mit dem Namen Habicht. In Naturhistorischer Rücksicht unterscheiden sich die Habichte von den andern Falkenarten durch ihren starken Schnabel, kurzen Hals, durch ihre kurzen, schmalen, sehr zugespitzten Flügel, und durch ihren längeren Schwanz, wie durch manche andere Eigenheiten. Es giebt zwey Arten, der Hühnerhabicht und Finkenhabicht.

Der

Der Hühnerhabicht.

Naturgeschichte.

Der Hühnerhabicht hat ebenfalls verschiedene Namen. Bechstein, der sie alle anführt *), macht einen Unterschied unter den Benennungen, je nachdem der Vogel vollkommen oder unvollkommen ist. Vollkommen führt er die Namen: Habicht, gemeiner großer Gänse- und Taubenhabicht, Happich, Habig, Hab'ich, Hacht, Stock-, Tauben-, Hühner- und Sternfalke, Ahr, Stockaar, Taubengeyer, brauner Taubengeyer, großer graugesperberter Falke, Isländer, Sperberfalk, Doppelsperber, großer Sperber — Unvollkommen: Hühnerfalke, Hühnerweyhe, Hühnergeyer, dunkler Hühnergeyer, gefleckter Hühnerfalke, schwärzlicher Falke, schwärzlicher mit pfeilförmigen Flecken, größter gefleckter Falke, Eichvogel, Habicht, Bussardskollege.

Göze führt ihn in seiner Fauna IV. 161, unter dem Namen der Taubenfalke (F. palumbarius Gmelin Linn.) auf.

In Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, findet man ihn II. 46, unter dem Namen: Taubengeyer.

Er ist unter allen Raubvögeln beynahe der schönste. Nach Bechsteins Beschreibung, aus der ich hier nur wieder das wesentlichste ausbebe, ist der Kopf tiefbraun, über jedes Auge läuft ein langer weißlicher Strich, der bis zum Nacken geht, der Hintertheil des Halses, der Rücken und die Flügel, die zusammengelegt bis zur Schwanz-

*) S. Bechsteins N. G. zweyte Auflage II. 712.

Schwanzspitze reichen, tiefbraun, die Kehle weiß mit dunkelbraunen Strichelchen, Flecken und Wellchen gemischt, der Unterhals, die Brust und der Bauch schneeweiß, (am Weibchen gelbweiß) mit vielen dunkelbraunen, wellenförmigen schönen Queerlinien, bis zum After, der rein weiß ist, bezeichnet, die im ersten Jahre (welches wohl zu merken) senkrecht laufen, die Schwungfedern tiefbraun, der Schwanz aschgraubraun, mit 4 bis 5 breiten und schwärzlichen Queerstreifen, die Schenkelfedern (Hosen) weiß (am Weibchen gelblich weiß), mit dunkelbraunen feinen Queerstrichen, die Unterflügel und Seiten eben so gezeichnet.

Der 1 Zoll lange Schnabel ist schmutzig schwärzlich braun. Er hat eine große, scharfe, schwarze Spitze mit einem gelblich stark ausgeschweiften Zahn. Die Wachshaut ist an den Seiten schwärzlich blau, in der Mitte und am Rande gelblich grün (in der Jugend heller, im Alter dunkler), der Stern in der Jugend blaß grüngelb, dann feuerroth, die starken, vorn über die Ferse herab befiederten Füße sind schwefelgelb, die starken Klauen schwarz. Die Länge des Vogels beträgt 2 Fuß 4 Zoll, die Breite fast 4 Fuß. Das Männchen ist um ein Drittheil kleiner wie das Weibchen.

Bechstein giebt verschiedene Farbenvarietäten an, worüber man das weitere in seiner Naturgeschichte nachlesen muß.

Die Naturkündiger und Jäger streiten häufig darüber, in wie viel Jahren der Hühnerhabicht — der wie beynahe alle Falken nach der Verschiedenheit des Alters anders aussieht — seine eigentliche Farbe erhält. Einige geben drey, andere vier, mehrere gar sechs, ja wohl acht bis neun Jahre an. Nach Bechstein, und ich muß ihm als Jäger beypflichten, behalten sie in der Regel das Jugendkleid bis nach Johannis des zweyten Jahres, erhalten aber ihre vollkommene Farbe nach der ersten Mauser,

und

und haben diese daher schon im zweyten Herbst, ganz ausgefärbt aber im dritten Frühling, wenn sie sich paaren. Es ist aber aus diesem Farbenwechsel noch ein anderer Irrthum entstanden, den Bechstein mit Recht rügt. Es sind nämlich viele dadurch verleitet worden, den jungen Hühnerhabicht für eine eigene Art zu halten, der sie den Namen Hühnerfalken (F. Gallinarius Lin.) oder Edelfalken (F. Gentilis Lin.) beylegen. Der Hühnerfalke ist aber keine eigene Art, sondern, wie Bechstein versichert, der jährige Junge vom Hühnerhabicht. Letztgedachter Verfasser ist hierüber dadurch zur Gewißheit gelangt, weil er einmal einen gerade gefunden, wie er sich um Johanni aus dem sogenannten Hühnerfalken in einen Hühnerhabicht verwandelt hat.

Der Hühnerhabicht ist ein äußerst gewandter, beherzter und geschickter Vogel, besonders das Männchen, welches ungeachtet es kleiner als das Weibchen ist, dieses an Schnelligkeit, Muth und Tapferkeit noch übertrifft. Nur kann er sich wegen seiner kurzen Flügel nicht so hoch schwingen als andere Raubvögel. Er ist, wenn er nicht ganz jung, und ehe er völlig flügge wird, aus dem Neste genommen wird, sehr schwer zu zähmen. Wenn ein Männchen und Weibchen mit einander in einen Käfig eingesperrt werden, leben sie beständig im Streite. „Nie hat man von diesen Vögeln," sagt Büffon, „gehört, wenn sie gleich „in einem Vogelhause eingesperrt gewesen, daß einer gegen „den andern eine Zuneigung gefaßt hätte. Sie waren hier „zwar den ganzen Sommer hindurch vom Anfange des „Mayes bis zu Ende des Novembers zusammen, das Weib„chen tödtete aber während eines Anfalls von Wuth in der „Stille der Nacht ihr Männchen, um neun oder zehn Uhr „des Abends, da indessen alle andere Vögel einer sanften „Ruhe genossen." Sie sind so blutdürstig, daß, wenn „man ihnen in Gesellschaft vieler Falken die Freyheit läßt, sie die letzteren alle nach einander erwürgen. Wenn man

sich diesem Vogel im eingekerkerten Zustande nähert, so bezeigt er, wie ebenfalls Büffon anführt, allemahl viel Unruhe, und scheint vor allem zu erschrecken oder wild und scheu zu werden. Diese Schüchternheit geht so weit, daß man vor dem Vogelhause, wo er aufbehalten wird, nie vorbeygehen kann, ohne ihn in größter Bewegung zu sehen, und ein wiederholtes Geschrey von ihm zu hören. Wenn er sich vertheidigt, bedient er sich mehr der Krallen als des Schnabels. Oft wirft er sich auf den Rücken und sperrt den Schnabel auf, bemüht sich aber immer, seinen Gegner vorzüglich mit den Krallen zu zerfleischen, welches aber nicht, wie viele fälschlich angeben, ihm allein, sondern mehreren Raubvögeln eigen ist. Er horstet auf hohen Waldbäumen, Tannen, Kiefern, Fichten und Eichen, und wie Döbel sagt, gern in einsamen Waldungen. Er hat das Eigene, daß er sein Nest (Horst) oben umher mit grünen Zweigen garnirt, welches man an andern Raubvögeln nicht wahrnimmt. Der Horst ist flach und hat fast eine halbe Elle im Durchmesser. Das Weibchen legt 3 bis 4 rothgelbe Eyer mit schwarzen Flecken und Strichen, und brütet 14 Tage. Die Jungen haben bis zur fünften, sechsten Woche ein weißgraues Aussehen, und werden allmählich auf dem Rücken, am Halse und an den Flügeln braun. Daß sie nicht leicht anders als jung aus dem Neste genommen, gezähmt werden können, ist schon vorhin erwähnt worden. Sie werden alsdann zur Jagd abgerichtet, wozu sie ihrem Naturel nach sehr tauglich sind. Der Falkner wählt unter den Jungen vorzüglich diejenigen, welche unten am Leibe ganz rostfarben sind und an den Hosen keine Flecken haben, weil er diese für die besten hält. Das Männchen wird vorzüglich zum Repphühnerfang, das Weibchen mehr auf Reiher abgerichtet. Schon seit vielen Jahrhunderten verursachen sie, wie Pennant erzählt, dem Kaiser von China eine vorzügliche Jagdergötzlichkeit. Sein Großfalkenier und tausend Unterthanen begleiten ihn bey dieser Jagd. Jeder Vogel hat an einem Fuß ein Silber-

blech

blech mit dem Namen des Falkeniers, der die Aufsicht über ihn hat, damit er, wenn er sich verlöhre, wieder an die gehörige Person abgeliefert werde. Kann man diesen aber nicht auffinden, so bringt man ihn an einen andern, welcher Aufseher über die verlohrnen Vögel heißt. Dieser verwahrt ihn so lange, bis ihn der rechte Falkenier wieder abfordert. Damit man diesen Aufseher unter der Menge von Jägern desto leichter auffinden könne, stellt er eine Fahne auf dem höchsten Orte auf. Der Kaiser selbst trägt oft einen Habicht auf der Hand, welchen er auf das sich darbietende Wildpreit, gewöhnlich Fasanen, Repphühner, Wachteln oder Kraniche stoßen läßt.

Der Hühnerhabicht ist ein eben so listiger als geschickter Räuber. Er ist das Schrecken der Repphühner und Tauben. Wenn er ein Volk, es sey Repphühner oder Tauben verfolgt, so schwärmt er gewöhnlich erst eine Zeitlang um sie herum, und stößt dann zu wiederholten malen unter das ganze Volk, fährt aber dann auch gemeinhin ohne Erfolg durch den Haufen durch. Gelingt es ihm aber, sie aus einander zu bringen, so erhascht er das einzelne, auf das er Jagd macht, gar bald. Den Hühnerhöfen ist er nicht minder gefährlich, und raubt mehrmalen junge Hühner, Gänse und Puter. Die wilden Tauben gehören, wie unter den Säugethieren die jungen Hasen, zu seiner Lieblingsspeise. Er stößt auf mehrere kleine und große Vögel, selbst auf Krähen, Elstern, Dohlen und Heher. Im Nothfall nimmt er auch mit Maulwürfen und Mäusen vorlieb, und fällt im Winter auch auf Aas. Auf den Fuchsinseln hält er sich, wie der Weltumsegler Forster in seinen Beyträgen I. 175. erzählt, an die ausgeworfenen Aeser der Seebären und Seehunde, auch verzehrt er die Eyer der Albatrosse und Pinguins. Er ist dort so verwegen, daß er oft kleine Hunde angreift. Wenn er Mäuse fängt, so verschluckt er sie mit Haut und Haar und speyt die Häute und Knochen wieder von sich. Die Vögel aber rupft er erst

und reißt sie in Stücken, ehe er sie frißt. Die Habichte stoßen nie senkrecht, sondern stets von der Seite auf ihren Raub.

Der Hühnerhabicht wird in ganz Europa, in der hiesigen Provinz häufig angetroffen. Auch er streicht im Herbst von hier fort und bleibt selbst in gelindern Wintern höchst selten bey uns. Er wird in Asien, Afrika und dem ganzen nördlichen Amerika gefunden.

Jagd und Fang.

Der Hühnerhabicht ist ein sehr scheuer Vogel und läßt sich nicht leicht mit der Flinte beykommen, ausgenommen in der Krähenhütte, wo er hin und wieder auf den Uhu stößt.

Es giebt dagegen verschiedene Fangmethoden, die zum Theil auch auf andere Raubvögel anwendbar sind. Sie werden in Habichtskörben — Habichtsstößen oder Rinnen — im Bock — auf dem Sattel, ingleichen in Tellereisen gefangen.

Die gewöhnlichste und auch hier zu Lande übliche, ist der sogenannte Habichtskorb. Es wird ein viereckiger, aus Drath oder Korbweiden geflochtener Korb, etwa 4 Fuß im Gevierte, verfertigt, der in der Mitte queerdurch eine Abtheilung hat, damit der Habicht, wenn er auf die in dem unteren Theile des Korbes sitzende Taube stößt, diese nicht beschädigen kann. Der Boden des Korbes wird aus ungehobeltem Holze gemacht, damit es weniger auffällt. In dem oberen Theile des Korbes, der mit einem Deckel zum Auf- und Zumachen versehen ist, wird von Haseln oder anderem Holze ein Tritt oder Stellholz, wie in einem Meisekasten, angebracht. Dieser Korb wird im freyen Felde auf einen 10 bis 12 Fuß hohen starken Pfahl gesetzt. Sobald der Habicht nun nach der in dem untern Theile des Korbes sitzenden Taube, und man wählt hiezu

hiezu gewöhnlich eine weiße, damit sie ihm desto eher in die Augen fällt, stößt und das Stellholz berührt, schlägt der Deckel zu und der Räuber ist gefangen *). Eine andere Methode, den Habicht in dem vorhinbeschriebenen Korbe zu fangen, besteht darin, daß über dem Korbe, und dieser ist dann ohne Deckel, ein Netz oder Garn, welches spiegeligt gestrickt seyn muß, aufgestellt wird — die Art, es aufzustellen, kann nicht leicht versinnlicht werden — in welchem sich der Habicht, wenn er nach der Taube stößt, ebenfalls fängt.

Der Habichtsstoß, auch Rinne genannt, besteht aus einem Garne, das aus grobem Zwirn gestrickt wird, und etwa 9 bis 10 Fuß lang und breit ist. Die Oeffnung der Maschen ist 4 Zoll im Gevierte. Dieses Garn wird vermittelst 4 in die Erde gegrabener Stäbe dergestalt aufgestellt, daß solches, wenn der Habicht auf die mitten auf dem Platze an einem kleinen Pfahle befestigte Taube stößt, über ihm zusammenschlägt. Döbel, in dessen Jagdpraktika II. 164 et seq. man hierüber eine ausführliche, obgleich nicht hinlänglich deutliche Beschreibung findet, giebt den Rath, daß man im Winter beym Schnee eine schwarze oder blaue, sonst aber eine weiße oder bunte Taube zur Lockspeise aufstellen soll.

Der

*) Wenn der Habichtskorb gut eingerichtet ist, so misglückt der Fang selten. In einem zu meinem Kreise gehörigen Forstamt ereignete es sich im vorigen Jahre während meines Aufenthaltes daselbst, daß ein Hühnerhabicht fortdauernd über dem Hofe schwebte und am Ende so dreist wurde, daß er sich täglich, oft zweymal im Tage, ein Huhn oder auch eine Taube holte. Die Jägerbursche, der Revierforstbediente, ich selbst lauerten dem Räuber abwechselnd auf. Es wollte indessen nicht glücken, ihn zu erlegen. Am Ende wurde ein Habichtskorb aufgestellt und der dreiste Dieb in diesem, noch an dem nehmlichen Tage wo er aufgestellt wurde, gefangen.

Der sogenannte Bock wird über den Habichtshorst aufgestellt. Man nimmt hiezu ein Stück von einem Baumaste, und zwar ein solches, wo drey Seitenzweige von der Stärke eines Fingers beysammen stehen. Das Ganze, das folgende Figur ⋔ bildet, muß eine solche Höhe haben, daß der Habicht ungehindert unter demselben ab- und zufliegen kann. Die drey Zweige, die die Füße des Bocks vorstellen, müssen aber auch so weit auseinander stehen, daß sie über den ganzen Habichtshorst reichen. Man befestigt nun an jedem Fuße zwey große Schlingen von Pferdehaaren, und zwar an jeder Seite eine, stellt dann den Bock über den Habichtshorst und zieht die Schlingen auf, in denen sich dann der Vogel beym Ab- und Zufliegen fängt.

Die Methode, den Habicht oder auch andere Raubvögel auf dem Sattel zu fangen, besteht darin, daß man auf dem Rücken einer Taube ein zwey Finger breites Leder, welches vom Halse bis zur Schwanzspitze geht, mit großen aufgezogenen Schlingen befestigt. Sobald man nun einen Habicht oder andern Raubvogel in der Luft gewahr wird, läßt man die Taube fliegen. Der Habicht fängt sich dann, wenn er auf die Taube stößt, mit den Krallen in den Schlingen und kommt so mit ihr auf die Erde herab. Man muß aber dann gleich hinzueilen, weil er sich sonst wohl zuweilen aus den Schlingen losmacht.

Die Tellereisen, deren Einrichtung ich bereits in dem Artikel vom Fuchse beschrieben habe, werden da, wo die Raubvögel zu schwärmen pflegen, an der Erde *) gelegt und zur Körrung eine Feldmaus oben angebunden, das Eisen aber mit dünnen Zweigen verdeckt, damit die Maus besser in die Augen fällt. Sobald der Habicht auf die Maus herabstößt, fängt er sich in dem Eisen. Man stellt

*) Einige pflegen das Eisen auf einem 6 Fuß hohen Pfosten aufzustellen.

stellt auch eine weiße Taube in einem Käfig auf dem Felde hin und legt das Tellereisen neben dem Käfig. Der Habicht pflegt dann gewöhnlich, sobald er beym Herabstoßen gewahr wird, daß er ihr nicht beykommen kann, rund um den Käfig zu gehen, um einen Eingang zu suchen. Es kann dann nicht fehlen, daß er sich in dem Tellereisen fängt.

Döbel giebt noch eine andere Methode, die Raubvögel zu fangen, an.

Man befestigt an dem Fuße einer Taube einen langen, mit Vogelleim bestrichenen Bindfaden, und macht an dem andern Ende des Bindfadens eine kleine leichte Bleykugel fest, und zwar so, daß der Bindfaden, wenn die Taube fliegt, in gerader Richtung herabhängt. Man läßt nun die Taube, wenn man einen Raubvogel in der Luft erblickt, fliegen. Sobald er auf die Taube stößt, schnellt die Kugel in die Höhe, und der Raubvogel verwickelt sich mit den Schwingen oder Krallen in dem mit Leim bestrichenen Faden.

Die sicherste und leichteste Methode ist übrigens die mit dem Habichtskorbe und Habichtsstoße.

Der Habicht wird auch hin und wieder auf den Vogelheerden gefangen. Wenn der Vogelsteller aufmerksam ist, so kann er selbst in der Hütte die Annäherung des Habichts, so wie eines jeden Raubvogels gar bald wahrnehmen. Sobald nämlich die Lockvögel plötzlich schweigen, so darf er nur nach den sogenannten Läufern auf dem Heerde hinsehen. Wenn diese sich niedergedrückt haben, so ist dies ein sicherer Beweis, daß ein Raubvogel in der Nähe ist. Oft sitzt er auf einem benachbarten Baume, gewöhnlich auf der Seite, wo die Läufer die Schnäbel hin haben, und der Vogelsteller kann ihn dann, wenn er eine Flinte bey sich hat und der Raubvogel schußgerecht sitzt, herabschießen. Ist dies aber nicht der Fall, so muß der Vogelsteller gleich mit einer Hand den Rückknebel, an dem die Rückleine zum Zuschlagen

schlagen des Netzes befestigt ist, mit der andern aber den Ruhrfaden, an dem der Ruhrvogel angebunden ist, ergreifen, und diesen anziehen, um den Ruhrvogel zum Aufflattern zu reitzen. Der Raubvogel stößt dann wie der Blitz auf den Ruhrvogel herab und der Vogelsteller läßt das Netz schlagen.

Der Finkenhabicht oder Sperber.

Naturgeschichte.

Der Finkenhabicht ist bey den gemeinen Jägern weniger unter diesem als unter dem Namen Sperber bekannt, so wie diese dann auch das Männchen noch mit dem besondern Namen, Spring, Springel, Sprenzchen, Blaubäckchen, auch Schmierl zu belegen die Gewohnheit haben. Den Namen Finkenhabicht hat er deshalb erhalten, weil er vorzüglich den Finken nachstellt. Er heißt sonst auch: Finkensperber, starker oder großer Weißsperber, Tauben-, Lerchen-, Finken-, Schwalben-, Stein-, Berg- und Vögelfalke, kleiner Rockfalke, kleiner Stoßfalke, Stößer, Lerchen- und Taubenstößer, Wachtel- und Finkenhabicht, weißgesperberter Habicht, Lerchenfänger, Schwimmer, Luftschiff, Luftschiffer, Goldfuß mit schwarzem Schnabel, Röthel- und Schwalbengeyer, auch Isländer. Er ist in Göze's Fauna B. IV. 195, unter dem Namen Sperber, in der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel II. 35, unter dem Namen Sperber, Finkensperber (Eperbier), in Döbels Jagdpraktika I. 77, unter dem Namen: der große Sperber oder weißgesperberte Habicht, ingleichen Ißländer, in Bechsteins N. G. zweyte Auflage II. 726, unter dem Namen: Finkenhabicht, aufgeführt.

Der

Der Finkenhabicht ist zwar bey weitem kleiner als der Hühnerhabicht — das Männchen ist 1 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 2 Fuß 2 Zoll breit, das Weibchen $16\frac{1}{2}$ Zoll lang, und 2 Fuß 7 Zoll breit — sonst aber demselben sehr ähnlich, nur hat es verhältnißmäßig längere und dünnere Füße als jener. Der Oberleib ist dunkelbleyfarben oder hellaschblau mit dunkeln Federschäften, im Nacken sind einzelne weiße Flecken sichtbar, die Kehle ist weiß, gelblich angeflogen mit rostbraunen feinen Längestrichen besetzt, der Unterleib weiß mit rostrothen Wellenlinien geziert, die Schwungfedern dunkelbraun, der fast gerade Schwanz röthlich aschgrau mit weißer Spitze und 5 breiten schwärzlichen Querstreifen. Der Schnabel ist beym Männchen 8, beym Weibchen aber, welches bey weitem größer ist und im Ganzen dunkler aussieht, 10 Linien lang, sehr krumm, bläulich, gegen die Spitze scharf, die Zunge dick, nicht gespalten, doch unten vertieft, die scharfsehenden Augen groß, unter einem weit vorragenden Augenknochen verborgen, der Stern, so wie die Augenränder und die geschilderten langen Füße hochgelb, die Klauen lang gedrückt, sehr spitzig und hornbraun, selten weiß, die äußere und mittlere Zehe bis zum ersten Gelenke mit einer Schwimmhaut verbunden. Vor dem zweyten Frühjahr, ehe die Hauptmauserung vor sich gehet, sehen sie anders aus, worüber man so, wie überhaupt über die Farbenvarietäten, *) Bechsteins

*) Nach Göze soll es in Liefland eine kleinere Sperberart geben, die so groß, wie eine Lachtaube ist, und dennoch Birkhühner und Krähen bezwingt. Wahrscheinlich ist dies derselbe Vogel, den Beseke in seiner Naturgeschichte S. 16 N. 25 unter dem Namen Sperber (F. nisus) aufführt, und von dem er sagt, daß er nicht größer als eine Taube, oder der gemeine Gukguk, und dem letzteren auch an Farbe ähnlich ist, woraus, wie Beseke vermuthet, beym Mangel näherer Beleuchtung, die Fabel entstanden ist, daß der Gukguk nach Johannis ein Raubvogel sey.

steins Naturgeschichte, aus dessen ausführlicher Beschreibung ich hier nur das Wesentlichste entlehnt habe, nachlesen muß.

Der Finkenhabicht oder Sperber horstet gern in waldigen Gegenden, besonders in Nadelholzwäldern auf hohen Kiefern und Fichten, sonst auch auf alten Gemäuern und Felsenklippen. Sie beziehen oftmals verlassene Krähennester und legen drey bis fünf schmutzig weiße Eyer mit braunen zackigen Flecken. Das Weibchen brütet beynahe 3 Wochen, unterdessen das Männchen die Nahrung besorgt. Die Jungen sehen im Anfange, ehe sie Federn bekommen, weißwollig aus, dann haben sie im ersten Jahre eine bunte Farbe, dagegen sie nach dem zweyten Frühjahr um Johannis, oft erst im dritten Jahre, ihre vollkommene Farbe erhalten. Sie lassen sich, jung aus dem Neste genommen, ohne große Mühe zähmen und gleich den eigentlichen Falken zur Jagd abrichten. Man bedient sich ihrer auch beym Repphühner- und Lerchenfange, wo sie, wie die andern Falken auf der Stange getragen werden — es ist hierüber im dritten Theile meines Werkes unter den Artikeln vom Repphühner- und Hühnerfange das Nöthige gesagt worden — sie halten aber nicht gut die Stange. In Persien richtet man die Sperber, ingleichen die eigentlichen Falken und auch andere Raubvögel, wie Gemelli-Careri in seiner Reise um die Welt erzählt, zum Vogelfange und zur Jagd folgendergestalt ab: Man gewöhnt sie aus den Augenhöhlen wilder Thiere zu fressen. Hiezu wird die Hirnschale des Thieres aufgehoben und die Haut ausgestopft, daß es scheint, als ob es lebe. Alsdann fängt man an, es nach und nach fortzubewegen. Dies nöthigt den Vogel ihm zu folgen um sein Futter zu finden. Endlich setzt man das ausgestopfte Thier auf einen Wagen, welchen ein Pferd, so geschwind als es laufen kann, fortzieht. Der Vogel unterläßt nicht, es zu verfolgen, und wird dadurch gewöhnt, sich, wenn man ihn auf die Jagd mitnimmt, auf den Kopf der lebenden Thiere

zu setzen und ihnen die Augen wund zu hacken, wodurch der Jäger Zeit erhält, nachzukommen und das Thier zu erlegen. Man bedient sich seiner auch zur Falkenjagd, obwohl selten, weil er, wie schon vorhin erwähnt worden, nicht gut die Stange hält.

Der Finkenhabicht oder Sperber gehört, seines kleinen Körperbaues ungeachtet, zu den muthigsten und listigsten Raubvögeln. Sie können sich wegen ihrer kurzen Flügel zwar nicht hoch in die Luft schwingen, sondern fliegen niedrig, aber äußerst schnell. Sie ziehen oft, ohne die Flügel zu bewegen, über die weitesten Felder weg, und sind dabey so gewandt, daß sie zwischen dichtstehenden Bäumen wie ein Pfeil durchschießen. Wenn sie sich niedersetzen, haben sie das Eigene, daß sie gleich der Bachstelze den Schwanz auf und ab bewegen, den Hals einziehen und gleichsam einen Buckel machen. Sie schweben nicht, wie andere Raubvögel, lange über ihrem Raube, sondern fahren, sobald sie ihn, vermöge ihres scharfen Gesichts, von weitem erblicken, blitzschnell und zwar seitwärts auf ihn herab, ergreifen ihn mit den Krallen und fliegen dann mit ihm, wenn es ein kleiner Vogel ist, langsam auf einen Baum, mit einem größeren aber hinter eine Hecke oder einen andern niedrig belegenen Schlupfwinkel, um ihn dort ruhig zu verzehren. Sie ziehen gemeinhin des Abends und Morgens vor Sonnen Auf- und Niedergang auf die Jagd, und rauben dann Wachteln, junge Feld-, Hasel-, Birk- und Auerhühner, Fasanen, Lerchen, auch zahmes Geflügel, und sind selbst den vor den Fenstern in Käfichen befindlichen Singvögeln gefährlich. Sie nähren sich sonst noch von Feldmäusen, Maulwürfen, Eydechsen, auch Heuschrecken. Im Winter stellen sie den Krammets-Vögeln, Zeisigen, Sperlingen — die sie oft unter den Dächern hervorholen — Goldammern, Meisen, vorzüglich aber den Finken nach, welche letzteren unter ihre Lieblingskost gehören. Die Vögel gerathen bey ihrem Anblick so in Furcht, daß sie ein

ängst-

ängstliches Geschrey hören lassen. Das Weibchen stößt gewöhnlich nur auf die größeren, das kleinere und schwächere Männchen aber nur auf kleine Vögel, höchstens auf Tauben, nie auf Repphühner. Wenn das Männchen auf den Finken Jagd macht, so pflegen beyde, das erstere aus Raubbegierde, der letztere aus Angst, ein heftiges Geschrey vernehmen zu lassen. Sie sind äußerst gefräßig und wie der Vielfraß fortdauernd hungrig, daher denn auch die Jungen, wenn sie anfangen aufzufliegen, aber ihre Nahrung noch nicht selbst suchen können, die Alten beständig mit großem Geschrey verfolgen. Sie sind so heißhungrig, daß sie, wie mehrere erzählen, zuweilen ihren eigenen Unrath verzehren.

Der Finkenhabicht ist in allen Welttheilen, in Europa überall verbreitet. In Thüringen und überhaupt in Deutschland sind sie, wie Bechstein anführt, keine Zugvögel, sondern sie scheinen Stand- und Strichvögel zugleich zu seyn. In der hiesigen Provinz werden sie ebenfalls sehr häufig angetroffen.

Jagd und Fang.

Der Finkenhabicht oder Sperber ist äußerst scheu, und man kann ihm nicht leicht mit der Flinte beykommen, außer auf der Krähenhütte, wo er zuweilen auf den Uhu stößt. Er findet sich gern bey den Vogelheerden ein und wird dann auf ähnliche Art, wie der Hühnerhabicht, dem Vogelsteller zur Beute. Wenn man einen Lockvogel in einem Käfich aufstellt und um denselben Leimruthen steckt, so fängt man ihn auch bisweilen.

An der Mündung des schwarzen Meeres werden sie, ingleichen die rothe Milane, wie Belon in seiner Naturgeschichte der Vögel erzählt, sehr häufig auf folgende Art gefangen. Ich werde seine Erzählung, die zugleich eine

Nachricht über die Wanderung dieser Vögel enthält, ihrem ganzen Inhalte nach hersetzen.

„Wir befanden uns eben," sagt Belon, „an der „Mündung des schwarzen Meeres oder des Pontus Euxinus, wo sich die Meerenge des Propontis oder des „Meeres zwischen Thrazien und klein Asien anfängt, und „hatten einen der höchsten Berge bestiegen, als wir einen „Vogelsteller antrafen, der sich auf eine vortheilhafte Art „mit dem Sperberfange beschäftigte. Weil dieser Vorfall „sich eben gegen Ausgang des Aprils ereignete, wo es den „Vögeln unmöglich ist, ihre Nester ungehindert zu bauen, „kam es uns befremdend vor, so viel Hühnergeyer (rothe „Milane) und Sperber von der rechten Seite des großen „Meeres da vorbeystreichen zu sehen. Der Vogelsteller „fieng sie mit großer Geschicklichkeit, ohne daß ihm ein „einziger von diesen Vögeln entwischte. Alle Stunden „fieng er wenigstens ein Dutzend. Er hielt sich hinter einem Strauch verborgen, vor welchem er einen ebenen „oder glatten viereckigen Heerd, von ohngefähr zwey „Schritten im Durchmesser, etwa zwey oder drey Schritte „vom Busch, angelegt hatte. Es waren um denselben „Heerd sechs Stäbe, auf jeder Seite drey, von Mannshöhe und einen Zoll dick, eingesteckt. An dem oberen „Ende jedes dieser Stäbe war gegen die Seite des Heerdes „hin ein Einschnitt angebracht. An diesen Einschnitten „war ein Netz von grünen Fäden befestigt und in Mannshöhe über den Heerd gespannt. Mitten auf dem Platze „befand sich ein Pfahl, eines Vorderarmes oder einer „Elle lang, an dessen Spitze der Vogelsteller eine Schnur „befestigt hatte, die er mit sich hinter den Busch nahm. „An eben dieser Schnur, die schlaff herabhieng, waren „auch unterschiedene Vögel befestigt, welche die auf den „Vogelheerd gestreuten Körner auflasen. Sobald nun der „Vogelsteller in der Ferne, von der Seite des Meeres her, „einen Sperber wahrnahm, brachte er diese Vögel, durchs „Anziehen der Schnur, zum Flattern. Der Sperber, der

sich

„sich auf sein scharfes Gesicht verlassen konnte, und diese „Vögel in einer Entfernung von einer halben Meile schon „flattern sah, beschleunigte seinen Flug und stürzte, in der „Meinung diese kleinen Vögel zu stoßen, so unbesonnen in „das Netz, daß er in demselben gleichsam wie begraben „lag. Jetzt faßte ihn der Vogelsteller, und steckte seine „Flügel bis an die Biegung derselben in einen besonders „dazu eingerichteten leinenen Lappen, womit er ihm die „Vorderflügel, Schenkel und Schwanz befestigte. Wenn „er ihn so weit gebracht hatte, ließ er ihn an der Erde lie„gen, wo er sich weder bewegen, noch frey machen konnte. „Kein Mensch konnte begreifen, woher eine solche Menge „von Sperbern kam. Denn in den zwey Stunden, die „wir hier zubrachten, hatte der Vogelsteller deren mehr als „dreyßig in seinem Netze gefangen. Ja ein einziger „Mensch konnte hier in einem Tage beynahe hundert „Sperber fangen. Die Hühnergeyer (rothe Milane) und „Sperber kamen in ganzen Zügen, die man so weit von „ferne sehen konnte, als die Augen reichten."

Sechste Familie.

Eigentliche Falken (Falcones proprie sic dicti).

Die eigentlichen Falken weichen von den andern Falkenarten sowohl in ihrem Aeußern als vorzüglich in ihrer Lebensweise merklich ab. Sie haben alle einen starken Schnabel, der einen großen, scharf eingeschnittenen Zahn hat, einen kurzen Hals, starke Füße (Hände) und Zehen (Finger), sehr feste Sehnen und Knochen, und ein so scharfes

schärfes Gesicht, daß es bekanntlich zum Sprüchworte geworden ist, von einem Menschen, der weit in der Ferne sieht, zu sagen: Er hat Augen, oder sieht wie ein Falke. Ihr ansehnlicher Körper hat wenig Fleisch, aber desto mehr Sehnen und Nerven. Ihr ganzer Körperbau ist so beschaffen, daß sie mit unglaublicher Schnelligkeit fliegen, sehr hoch steigen und sich sehr lange in der Höhe aufhalten können. Sie eignen sich sowohl wegen dieser Eigenschaften, als wegen ihres vorzüglichen Muthes am besten zur Jagd, wozu sie denn auch abgerichtet und gebraucht werden. Sie unterscheiden sich aber auch dadurch von den andern Raubvögeln, daß sie blos lebende Thiere, fast nie Aas anfallen *), daher sie denn auch zu den edlen Raubvögeln gezählt werden. Die Naturkündiger weichen in ihren Angaben von den Falkenarten gar sehr von einander ab, und häufen solche oft zur Ungebühr. Klein z. B. giebt 35 Arten an. Büffon dagegen will für Europa nur zwey Hauptarten, den gemeinen und den Pilgrimsfalken gelten lassen, und hält alle übrigen für Spielarten. Er stimmt hierin mit den älteren französischen Schriftstellern, die über die Falknerey geschrieben haben, überein, die das ganze Falkengeschlecht ebenfalls in zwey Hauptgattungen theilen, in den edlen oder gemeinen deutschen, und in den fremden oder Wanderfalken **). Bechstein giebt vierzehn

*) Es ist aus Erfahrungen bekannt, daß kein Falke einen starken Geruch ertragen kann. Man befleißigt sich daher bey Wartung der Falken der größten Reinlichkeit. Die Falkeniere wollen bemerkt haben, daß der Falke sich nie an einen Menschen gewöhnt, der eine starke Ausdünstung hat, daher sich denn auch die Falkeniere sorgfältig hüten, starkriechende Sachen bey sich zu tragen. Es wird aber auch hieraus begreiflich, warum er das Aas verabscheuet.

**) Die Französischen Falkenier belegen die Falken im ersten Jahre mit fünf verschiedenen Benennungen. Sie nennen ihn 1) *Niais*, wenn er aus dem Neste genommen wird, weil er

zehn Arten an. Ich werde unter diesen blos folgende fünf: den Wanderfalken, Baumfalken, Thurmfalken, Isländischen - und Geyerfalken ausheben, aber auch noch zuvor die von dem Falken üblichen Weidemännschen Redensarten hersetzen. Der Falke fliegt nicht, sondern zeucht oder steigt in die Höhe, er senkt sich, wenn er aus der Höhe herabkommt, er reißt den Raub, sein Nest wird nicht wie bey andern Raubvögeln Horst, sondern Gestäude genannt, er sitzt nicht, sondern er steht auf der Stange oder auf der Hand, wenn man ihn auf die Beitze oder Jagd führt, er wird nicht zahm gemacht, sondern berichtet, er wird im Anfange, wenn er gefangen ist, mit der Reuschhaube bedeckt, wenn er abgetragen, ausgelernt (berichtet) ist, erst recht gehaubt, er schlägt den Reiher, liegt unter, verliert das Feld, er fällt in ein ander Land, wenn er sich auf der Jagd verirrt, er wird nicht losgelassen, sondern geworfen, er blockt, wenn er sich mit seinem Raube auf einen Baum setzt, er hat nicht Flügel, sondern Schwingen, nicht Füße, sondern Hände, nicht Krallen, sondern Fänger.

er alsdann noch sehr dumm und einfältig ist, 2) *Gentil*, wenn er im Junius, Julius und August gefangen wird, 3) *Passagier* vom September bis zum Dezember. 4) *Antanaire*, wenn er jährig wird. 5) *Hagard*, wenn er zum ersten Male vermausert hat. Die deutschen Falkeniere nennen ihn, wenn er einmal seine Federn verwechselt, **vermausert**, wenn dies mehrmalen geschieht, **mabrirt** oder **mabrirter Herr**.

Der

Der Wanderfalke.

Naturgeschichte.

Der Wanderfalke, sonst auch Fremdlings- und Pilgrims-falke, ausländischer, schwarzer, schwarzbrauner, schwarzblauer und gefleckter Falke, Berg-, Wald-, Stein-, Baiz-, Hühner- und Edelfalke, edler Falke, schwarzbrauner und gefleckter Habicht, eine Art Habicht, genannt, ist in Göze's Fauna IV. 167 ebenfalls unter dem Namen Wanderfalke, in der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte II. 96 auch unter der Benennung Wanderfalke (Faucon passager oder Pelerin) dann aber noch besonders unter S. 126 unter dem Namen der schwarze Falke aufgeführt, weil Büffon diesen für den eigentlichen Wanderfalken hält.

In Bechsteins N. G., zweyte Auflage, findet man ihn II. 744 gleichfalls unter dem Namen: Wanderfalke.

Der Wanderfalke hat mit dem Tannen- und Baumfalken viel Aehnlichkeit, und unterscheidet sich von diesen nur hauptsächlich durch die Größe. Er hat einen großen starken Kopf, der Scheitel und Hintertheil desselben ist dunkelbraun, an der Stirn weißlich auslaufend, an dem Unterkiefer läuft ein schwarzer Strich bis zur Mitte des Halses herab, der Rücken, die Schultern und die Deckfedern der Flügel sind aschgraubraun, auch wohl schwarzbraun oder dunkelbraun, auf dem Steiß am dunkelsten, die untern Deckfedern der Flügel *) schwärzlich mit vielen weißrostgelben,

*) Die Flügelfedern im Ganzen werden von einigen Falkenieren Wammen, die erste kurze und äußerste Schwingfeder, die zweyte die lange Penne, die dritte die vorlange Penn und die andern Flügelfedern einzeln genommen, insgleichen die Schwanzfedern schlechthin Pennen genannt, die

ßen, eyrunden Flecken, die Backen und Kehle weiß, der Hals und der obere Theil der Brust weiß, mit einzelnen runden dunkelbraunen Flecken, der übrige Unterleib gelblich weiß, mit vielen schwarz oder dunkelbraunen Queerbinden, der Schwanz aschgraubraun mit 8 rostgrauen oder rostgelben Bändern.

Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen, welches, so wie das Männchen anderer Baizvögel Terzelet (Fr. Tiercelet) genannt wird, nicht nur durch seine Größe — die Länge des Weibchens ist über 2 Fuß, oft 2 Fuß 6 Zoll, die des Männchens 1 Fuß 10 Zoll, die Breite des erstern wie des letztern 4 Fuß — sondern auch in der Farbe. Kopf, Oberhals und Wangen sind am Weibchen dunkelschwarzblau, im Nacken hellgrau gewölkt, Rücken und Deckfedern der Flügel bläulich schwarz oder schwarzblau, zuweilen graulich gewässert, das Kinn röthlich weiß, der übrige Unterleib weiß, vom Kinne bis zur Hälfte der Brust rundliche schwarzbraune Flecken, das übrige des Unterleibes, die Hosen, der befiederte Theil der Beine mit sehr vielen dicht stehenden schwarzen Queerbinden, die Schwungfedern schwarzbraun mit röthlich weißen Binden an der innern Fahne besetzt, der Schwanz wie der Rücken mit 8 dunkelrothgrauen Bändern, die auf der untern Seite schmutzig weiß aussehen.

Der Schnabel an beyden ist 1 Zoll 3 Linien lang, stark, sehr gekrümmt, nahe an der Spitze der obern Kinnlade mit einem scharfen Zahn bewaffnet, an der Wurzel gelblich, an der Spitze schwarz, die Wachshaut gelb, oder grünlich gelb, die Nasenlöcher zirkelrund, in der Mitte mit einem Zäpfchen, der Stern goldgelb oder nußbraun, das untere Augenlied gelb, das obere röthlich, an den

Augen

die mittelste Schwanzfeder aber mit dem besondern Namen Decke belegt.

Augen ein gelber Fleck, die Füße (Hände) gelb, oder grünlich gelb, *) die Nägel lang, scharf, sehr gekrümmt und hornbraun oder schwarz.

Man trifft nicht nur nach Verschiedenheit des Alters, sondern auch sonst verschiedene Farbenvarietäten an. Bechstein, den man hierüber näher nachlesen muß, giebt außer denjenigen Varietäten, die von der Verschiedenheit des Alters herrühren, den Falken aus der Barbarey, den schwarzbraunen Falken, den Tartarischen Falken, und den Amerikanischen Wanderfalken als Abänderungen des Wanderfalken an.

Der Wanderfalke nistet (macht sein Gestäude) nicht auf Bäumen, sondern gewöhnlich in den Ritzen schroffer Felsen wo ihnen nicht leicht Jemand beykommen kann. Das Nest (Gestäude) besteht aus einem einfachen Gewebe von dürren großen und kleinen Reisern. Das Weibchen legt drey bis vier gelbröthliche braun gefleckte Eyer, und brütet fast 3 Wochen. Das Männchen besorgt unterdessen, wie der Finkenhabicht oder Sperber, die Nahrung.

Da der Wanderfalke unter allen Falkenarten am besten zur Baitze und zur Jagd taugt, so wird den Jungen auch von den Falkenieren und Jägern am häufigsten nachgestellt, und selbige zu dem Ende, so mühsam auch dies Geschäfte bey der Unzugänglichkeit ihrer in den Felsenritzen befindlichen Nester (Gestäude) ist, **) aus diesen herausgenommen und

*) Einige Falkenier halten diejenigen Falken für die besten, die Seegrüne Füße (Hände) haben, und deren Gefieder braun von unvermischter Farbe ist. Diejenigen, die eine gelbe Wachshaut und eben so gefärbte Füße, auch gefleckte Federn haben, stehen bey ihnen in geringerm Werth, und werden mit dem Namen Gelbschnabel belegt.

**) Die Baschkieren, welche von Natur grose Jäger sind, und sich auch mit Abrichtung der Falken beschäftigen, erheben, wi

und gezähmt. Er kann aber auch, wenn er späterhin als Wildfang — so nennen die Falkenier ihn, wenn er bereits ausgeflogen ist — gefangen wird, gezähmt, und zur Jagd abgerichtet (berichtet) werden. Sonst kam gewöhnlich alle Jahr ein Falkenfänger aus dem schönen Dorfe Falkenswerth in der Majorey Herzogenbusch, im ehemaligen Flandern, wo der Fang, die Erziehung, Abrichtung und Erhaltung der Falken, von einer Anzahl Menschen, die sich blos davon nährten, als ein zunftmäßiges Geheimniß unterhalten wurde, nach dem Herzogthum Bremen. Er fand sich gewöhnlich um Bartholomai ein, und hielt sich gemeinhin bis Martini, oft nach Beschaffenheit der Witterung bis Weynachten auf, um Falken einzufangen. Man sagt, daß er zuweilen für einen einzigen abgerichteten Wanderfalken, von denen er im Jahr 1765 dreyzehn Stück, und unter diesen einen ganz weißen fing, 6 bis 800 holländische Gulden erhalten hat. *)

Bech-

wie Lepechin im 2ten Theil seines Tagebuchs erzählt, wenn sie die Falken aus dem Neste holen, allemal ein großes Geschrey, pochen und lärmen, werfen auch mit Steinen, um das Loch zu entdecken, wo der Falke nistet. Die Alten werden dann durch das Geschrey aufgescheucht und verlassen die Nester. Auch die Perser verstehen sich auf die Abrichtung der Falken. Sie haben sogar Falken zur Gemsen- und Gazellen-, ingleichen zur Rothwildprettjagd. Ueber die Art, sie abzurichten, muß man Therenots, ingleichen Chardins Reisen nachlesen. Bechstein hat unter dem Artikel Edelfalke einen Auszug daraus geliefert.

*) Ehemals mußten diejenigen, die im Herzogthum Bremen einen Falkenfang anlegen wollten, für die Erlaubniß dazu einen abgerichteten Baumfalken und außerdem jährlich 1 Pfund Pfeffer liefern. Den Falken erhielt die Herrschaft, der Pfeffer war ein Accidens für den Beamten. Der Pfeffer mußte aber nicht gestoßen, sondern ganz seyn, um der Ver-

fäl-

Bechstein hält den Wanderfalken für den eigentlichen deutschen Edelfalken. Ich finde aber für nöthig, zu bemerken, daß die Falkeniere den Namen Edelfalk wohl eigentlich keiner besondern Art ausschließend beylegen. Sie nennen in ihrer Sprache jeden Baizfalken, ohne Rücksicht auf Art, edel, sobald er wirklich abgerichtet (berichtet) ist, dagegen sie ihm vor dieser Zeit jenen Namen nicht zugestehen. Ich habe bey meinem ehemaligen vieljährigen Aufenthalte in Wien das Falkenierwesen, welches dort damals sehr stark betrieben wurde, *) ziemlich genau kennen gelernt, und glaube, das obige mit einiger Gewißheit behaupten zu können. Von der Zähmungs- und Abrichtungsmethode des Baitzfalken habe ich im dritten Theile meines Werkes unter dem Artikel Reiher eine kurze Beschreibung geliefert. Man findet sie aber ausführlicher und vollständiger in der französischen Encyklopädie unter dem Artikel Fauconnerie von le Roy, in der Fauconnerie von Artelouche, in der Encyklopädie von Krünitz unter dem Artikel Falke, ingleichen in der zweyten Auflage von Bechsteins Naturgeschichte unter dem besondern Artikel vom Edelfalken S. 847, in welcher aber auch Alles, was in diesem Artikel von der Lebensart, Nahrung, Fortpflanzung, Abrichtung, Krankheiten des Vogels gesagt wird, auf sämmtliche zur Baitze gewöhnte Falken paßt. Ein guter Falke muß, wie le Roy im Artikel Fauconnerie (Falkenierkunst) sagt, einen runden Kopf, einen dicken Schnabel, einen recht langen Hals, eine nervigte starke Brust, breite Oberflügel,

fälschung vorzubeugen. In neuern Zeiten ist eine Geldabgabe festgesetzt worden.

*) In der Ebene von Laxenburg, einem bey Wien gelegenen kaiserlichen Lustschlosse, wurden damals alle Jahr zur Belustigung des Hofes Reigerbaitzen veranstaltet, in Wien selbst aber zu diesem Behuf eine große Anzahl Falken gehalten.

Flügel, lange Schenkel, kurze Beine, breite Füße (Hände), schmale, lange, an den Gelenken recht nervigte Krallen (Finger), derbe krumme Fänger und lange Flügel haben. *)

Es giebt bisweilen sehr träge, faule, auch wohl feige, zuweilen aber auch, wie le Roy sagt, sehr verwegene Falken, die sich allen Zähmungsmitteln widersetzen. Die Nestlinge sind, wie ich schon bemerkt habe, leichter zu zähmen, als die sogenannten Wildfänge, die letztern aber muthiger und dauerhafter. Geschickte Falkeniere kommen selbst mit den halsstarrigsten zum Zweck, welches aber, wenn man die gewissermaßen grausame Zähmungsmethode, wornach sie einige Tage unablässig in einem großen Reifen gewiegt und vom Schlafe abgehalten werden, in Erwägung zieht, nicht befremden darf **). Dieses erzwungene gewaltsame Wachen bewirkt in dem Vogel eine Art von Verrücktheit. Er besinnt sich dann weder auf seine vorige Freyheit noch auf die Lebensart, die er sonst geführt hat. In seinen Vorstellungen herrscht eine gewisse Dunkelheit, und er läßt nun alles mit sich machen. Nur eine Gewohnheit ist ihm von seinem alten Zustande noch übrig geblieben, nämlich die Begierde, sich in die Höhe zu schwingen. Diese verliert sich nie, er äußert sie beständig, selbst im Zimmer, wo er sich den Kopf an der Decke einstoßen würde, wenn man ihn losließe, und er muß daher mit Riemen (Fesseln, Fr. Jets), die ihm um die Füße geschlun-

*) Die Kunstverständigen sehen, wenn sie einen jungen Falken kaufen, vorzüglich darauf, ob er auf der Faust schwer ist, ob er reine Augen, Ohren, Rachen und Füße hat, ob alle Federn im Flügel und Schwanze da sind, ob keine verlegt, auch ob er recht gefräßig ist.

**) Daß diese Zähmungsmethode in neuern Zeiten als unzweckmäßig verworfen worden, habe ich bereits unter dem Artickel Reiher angeführt.

schlungen sind, fest gehalten und mit einer Kappe bedeckt werden, wovon man ihn nur dann befreyt, wenn er als Baizvogel losgelassen (abgeworfen) wird. Mehrere sind der Meynung, daß der Falke, wenn er im gezähmten Zustande seine Federn wechselt (mausert), seine Unterscheidungskraft wieder erhält, und dann zur Baize untauglich wird, und daß daher ein abgerichteter Falke nicht länger, als ein Jahr zum Baizen gebraucht wird. Ich habe dies von den Falkenieren nie behaupten hören, obwohl ich es nicht geradehin bestreiten will.

Der Wanderfalke ist, wie alle andere, verschiedenen Krankheiten, den Augenmängeln, dem Krebs an dem Schnabel, den Finnen oder dem Pips, dem Schnupfen, der Räude, der Epilepsie, dem kurzen Athem, dem Podagra, dem Gries unterworfen. Ueber die Art, diese Krankheiten zu heilen, ingleichen wie die zerbrochenen Federn hergestellt, an die Stelle der versehrten andere eingesetzt, Brüche und Wunden geheilt werden, darüber muß man die verschiedenen, über die Falknerey herausgekommenen Schriften, und unter andern die neue lustige und vollständige Jagdkunst (Leipzig 1762, 8. S. 396—428.) nachlesen. Auch Bechstein hat sie unter dem Artikel Edelfalke angeführt.

Sie werden auch von Vogelläusen und Fadenwürmern (Gordius) geplagt. Der Wanderfalke nimmt seine Nahrung von mehreren großen und kleinen Vögeln. Er stößt auf Birk-, Hasel- und Auerhühner, wilde Tauben, Drosseln, ja sogar auf Krähen, Dohlen und Elstern, wo Sümpfe sind, auf Wasser- und Sumpfvögel, als Schnepfen, Wasserhühner, auch auf Gänse und Enten. Der Fasan ist seine Lieblingsspeise. Er stößt oft auf ein Fasanen-Gehege, wie auf jeden Raub, blitzschnell, als ob er aus den Wolken fiele, in gerader Richtung herab. Oft pflegt er sogar den Hühnergeyer anzufallen. „Er „thut dies aber," wie Büffon im Allgemeinen von den Fal-

ken sagt, „entweder zur Uebung seines Muths, oder um „diesem einen leckerhaften Raub abzujagen, mehr um ihn „zu beschämen, als um ihn zu bekriegen. Er begegnet ihm „wie einem Niederträchtigen, stößt auf ihn, schlägt ihn „mit einer höhnenden Verachtung, und schenkt ihm das „Leben, weil der Hühnergeyer sich nur schlecht vertheidigt, „und sein Wildpreit wahrscheinlicher Weise dem Falken eben „so zuwider, als ihm seine Feigheit misfällig ist."

Der Wanderfalke ist in ganz Europa, im nördlichen Asien, Afrika und Amerika verbreitet. In der hiesigen Provinz wird er häufig angetroffen, obwohl nur als Strichvogel, der im Herbst fortzieht und im Frühjahr wiederkehrt, welches auch nach Bechstein in Deutschland der Fall ist. Büffon giebt ihn für Frankreich ebenfalls als Zugvogel an, der von der mittäglichen Seite dorthin streicht, sich aber nur selten dort verweilt.

Jagd.

Der Wanderfalke ist fast noch scheuer wie der Finkenhabicht, und läßt sich, wie dieser, nur selten mit der Flinte beykommen. Sie werden aber wie die Habichte in Habichtskörben, Habichtsstößen, Rinnen u. s. w. gefangen, am häufigsten auf den barbarischen Küsten und den Inseln des mittelländischen Meeres, vorzüglich in Kandia und Malta.

Der Baumfalke.

Naturgeschichte.

Der Baumfalke wird sonst auch gemeiner, eigentlicher und kleiner Baumfalke, Stein-, Lerchen- und Stoßfalke, kleiner

Weiß-

Weißbacken, Weißbäckchen, kleiner Bussard und Wanderfalke, Lerchenstößer, Schwarzbäckchen, Habicht, Hacht, Lerchenhecht, Stößer und Schmerl genannt. Die gemeinen Jäger hier zu Lande nennen ihn gemeinhin Lerchenfalke. Göze hat ihn in seiner Fauna IV. 202 unter dem Namen: der kleine Bussard.

In Büffons Naturgeschichte der Vögel von Martini übersetzt, ist er II. 143 unter dem Namen Baumfalke (Fr. Hobreau), in Bechsteins N. G. zweyte Auflage, II. 764, und im Döbel I. 79 unter derselben Benennung, in der Naturgeschichte der Vögel Kurlands von Beseke S. 12. ebenfalls unter dem Namen Baumfalke (F. Subbuteo) aufgeführt.

Dieser Vogel ist dem Wanderfalken und Thurmfalken in seinem Aeußeren sehr ähnlich, nur merklich kleiner. Das Weibchen ist 1 Fuß 4 Zoll lang, 3 Fuß 4 Zoll breit. Die Länge des Männchens beträgt nur 12 Zoll, die Flügelbreite 2 Fuß 8 Zoll. Der Scheitel des Vogels ist schwärzlich oder schwarzblau, röthlich grau überlaufen, von demselben läuft auf die weißen Wangen und neben der Kehle herab ein schwarzer Strich, das Genick und die Seiten des Halses sind gelblich weiß, der Rücken und die Deckfedern der Flügel schwärzlich oder schwarzblau, alle Federschäfte schwarz, die Augenbraunen, die Kehle und Unterhals weiß, die Brust und der Bauch röthlich weiß, mit länglich runden schwärzlichen Flecken, die Schenkel und der After rostroth oder blaßorangengelb, erstere mit feinen dunkelbraunen Längsstreifen, die Schwungfedern bläulich schwarz, die erste ausgenommen, die schwarz und weiß gerändet ist, die untern Deckfedern der Flügel schwärzlich, graulich und rostgelb in die Quere gefleckt. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen blos dadurch, daß das erstere an der Kehle bräunlich gelb, die rostrothen Schenkel durch die schwarzen Federkiele gestrichelt sind, und daß die Brust größere schwarze Flecken hat.

Der Schnabel an beyden ist 10 Linien lang, hornblau, an der Spitze sehr gekrümmt, mit einem großen Zahn, die Wachshaut gelb, die Nasenlöcher wie bey dem Wanderfalken rund mit einem Zäpfchen in der Mitte, die nackten Augenlieder gelb, der Regenbogen nuß- oder rothbraun, die Füße (Hände) gelb. Es giebt, wie bey allen Falkenarten, viele Farbenvarietäten.

Er nistet (baut sein Gestäude) gern in Vorhölzern auf hohen Kiefern, Tannen, sonst auch in Felsenritzen, wählt mehrmalen dazu alte Krähennester, die er inwendig mit Moos ausfüttert. Das Weibchen legt 3 bis 4 abgerundete, grau und olivenbraun gefleckte Eyer, und brütet nach Döbel wechselsweise mit dem Männchen in 14 Tagen seine Jungen aus. Die Brütezeit fällt in den Monat April. Die Jungen ziehen, sobald sie flügge sind, mit den Alten auf die Jagd, um junge Vögel, auch Heuschrecken zu fangen. Sie sind als Nestlinge leicht zu zähmen, und werden vorzüglich auf Wachteln und Lerchen abgerichtet (berichtet), besonders zum Lerchenfange mit dem Tyras, worüber in dem dritten Theile meines Werkes das nähere enthalten ist. Sie werden so zahm, daß man sie ohne Kappe auf der Hand ohne Stange führen kann, welches bey den andern Falken nicht der Fall ist.

Der Baumfalke stellt allen kleinen Vögeln nach und ist vorzüglich den Lerchen gefährlich. Er begleitet diese häufig auf ihren Zügen, und sie fürchten sich besonders in der Mauserzeit so vor ihm, daß sie, so bald sie ihn erblicken, wie ein Bleyklümpen aus der Luft fallen und sich im Grase, im Getreyde oder im Gebüsch verbergen, oft wenn Menschen in der Nähe sind, bey diesen Schutz suchen und ihnen zwischen die Füße fliegen. Wenn sie einen Jäger mit dem Hühnerhunde suchen sehen, so pflegen sie gern über ihm zu revieren, bis eine Lerche aufstößt, die sie denn oft, ohne auf den Jäger zu achten, mit solcher Gier verfolgen, daß sie zuweilen bey dieser

Gelegenheit dem Jäger zur Beute werden. Sie fliegen, vermöge ihrer langen spitzigen Schwingen, beynahe noch schneller, als der Finkenhabicht, steigen unglaublich hoch in die Lüfte, ziehen auf der Jagd pfeilschnell über den Boden, schießen in Waldungen gleich dem Finkenhabicht mit außerordentlicher Gewandtheit zwischen dichtstehenden Bäumen durch, und sind so geschickt im Fluge, daß sie selten fehl stoßen. Sie nehmen oft die Schwalbe, von denen sie häufig geneckt werden, im Fluge weg, so wie sie denn überhaupt die mehresten Vögel im Fluge fangen. Die Wachteln, junge Reppbühner, kleine Brachvögel, Strandläufer u. s. w. werden häufig von ihnen geraubt. Sie stoßen meist immer unter sich, daher ihnen denn die Vögel noch immer am leichtesten entkommen, wenn sie sich über ihnen hoch in die Luft schwingen. Der Baumfalke jagt den ganzen Tag hindurch oft bis es finster wird. Man trifft ihn am Tage immer auf dem Felde, in der Nacht im Walde.

Der Baumfalke ist in ganz Europa verbreitet. In der hiesigen Provinz wird er häufig gefunden. Im Herbst streicht er mit den Lerchen fort und kehrt mit diesen im Frühjahr zurück. Er soll die Kälte weniger als andere Raubvögel ertragen können, daher die Falkeniere ihn im gezähmten Zustande auf Stangen sitzen lassen, die mit Hasenbälgen überzogen sind.

Jagd.

Der Baumfalke ist zwar scheu genung, läßt sich aber doch zuweilen anschleichen. Er stößt bey der Krähenhütte gern auf den Uhu und wird dort häufig geschossen. Man fängt ihn wie den Wanderfalken im Habichtsstoße und Habichtskorbe, wo ihm anstatt der Taube ein kleiner Vogel zur Lockspeise aufgestellt wird. An einigen Oertern wird er mit geblendeten Lerchen gefangen, und zwar auf ähnliche

ähnliche Art, wie der Hühnerhabicht, wenn dieser auf dem Sattel gefangen wird. Man bindet nämlich an die Füße der Lerche ein mit Leim bestrichenes Gäbelchen oder auch einen bloßen beleimten Bindfaden, der dann, wenn man die Lerche fliegen läßt und er auf diese stößt, wie das Gäbelchen, über sich schlägt.

Der Thurmfalke.

Naturgeschichte.

Der Thurmfalke heißt sonst auch Mauer-, Kirch- und Mäusefalke, rother Falke, Wannen- und Wandweber, Wieg- und Wandwehe, Lerchen- und Sperlingshabicht, Lerchenhacht, Röthelweyhe, Rittelweyer, Röthelweib, Röthelweibchen, Röthel- oder Rittelgeyer, Röthelgeyerlein, Röthelhuhn, Graukopf, Steinschmatz, Steinschmätzer, Steinschmack, Sterngall, Windwahl, Windwachl, Windwehl, Sperber, rother Sperber, Lerchen-Sperber, Schwimmer.

In Göze's Fauna ist er B. IV. S. 188. unter dem Namen der Thurm- oder Kirchenfalke; in Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 798. unter dem Namen Thurmfalke; in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini, II. 148. unter dem Namen der Kirchenfalke (franz. Cresserelle); in Döbels Jagd-Praktika I. 79. unter dem Namen Rittelgeyer; in dem Beytrage zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands, von Besecke, S. 13. unter dem Namen Thurmfalke (Falco Tinnunculus) aufgeführt.

Der Thurmfalke kann zu den schönsten deutschen Raubvögeln gezählt werden.

Der Scheitel und Hinterhals sind schön bläulichgrau mit feinen schwarzen Strichelchen, der Rücken und die Flügel hellrothbraun, fast purpurroth mit einzelnen pfeilförmigen schwarzen Flecken. An dem Mundwinkel läuft ein schwarzer, gefleckter, zugespitzter Streifen nach dem Halse herab. Hals, Brust und Bauch sind rothgelb, mit einem blaßrosenrothen Anstrich, schwarzen, eyrunden und länglichen Flecken. Die Schwungfedern sind schwarzbraun oder schwärzlich. Die Schwanzfedern bläulichgrau, am Ende mit einem breiten, schwarzen Streifen, der an der Spitze eine weißliche Einfassung hat. Die Schenkel und der After ungefleckt. Das Weibchen hat einen roströthlichen Kopf; der Oberleib ist blässer als am Männchen, rostfarben mit schwarzen Queerflecken. Die Steißfedern sind aschgrau, mit schwarzbraunen Queerflecken; der Unterleib ist rostgelb; der Schwanz roströthlich mit neun bis zehn schwarzen schmalen Queerstreifen durchzogen, am Ende mit einer breiten schwarzen Binde wie am Männchen.

Der Schnabel an beyden ist zehn Linien lang, sehr krumm, bläulichschwarz, mit einem großen schwarzen Zahn. Die Wachshaut gelblich. Der Augenstern nußbraun, die großen Augenlieder gelb. Die kurzen, zwey Zoll hohen geschilderten, und an den Seiten netzförmig gehäuteten Füße gelb. Die Nägel wenig gekrümmt und schwarz.

Das Weibchen ist 16 Zoll lang, 2 Fuß 8 Zoll breit. Das Männchen ist $1\frac{3}{4}$ Zoll kürzer, und 2 Zoll, mit ausgebreiteten Flügeln, schmäler. Es giebt, wie bey allen Falken, mehrere Farbenvarietäten. Er nistet gewöhnlich und vorzüglich in den Steinritzen hoher Thürme, auf alten Gemäuern und Schlössern. Es ist nicht leicht ein altes Schloß oder ein abgelegner Thurm, wie Büffon sagt, anzutreffen, wo er nicht abwechselnd seinen Aufenthalt oder gar seine Wohnung sucht. Er scheut aber auch selbst die

Städte

Städte nicht, und nistet dort ebenfalls in den Kirchthürmen, auf Bäumen nur im Nothfall, und dann gemeinhin in hohlen Bäumen: so wie er denn auch zuweilen alte Krähennester bezieht. Das Weibchen legt drey bis vier, nach Döbel fünf bis sechs weiße, gelbröthliche Eyer, die aber in den Farben häufig variiren. Die Jungen erhalten im Anfange fast blos Insekten: außerdem Feld- und Waldmäuse zu ihrer Nahrung. Sie sind sehr leicht zu zähmen; gewöhnen sich bald an ihren Wärter: sollen sogar, wenn man sie ausfliegen läßt, von selbst zurückkehren. Sie werden ebenfalls zum Lerchen- und Wachtelfange abgerichtet.

Der Thurmfalke macht, wie der Baumfalke, auf alle kleine Vögel, vorzüglich aber auf die Sperlinge Jagd. Er verfolgt diese bis unter die Dächer, hohlt sie dort aus den Nestern, ist aber auch oft so dreist, daß er nach Vögeln, die in Käfigen an den Fenstern hängen, stößt. Er ist zwar äußerst lebhaft und muthig, hat ein sehr scharfes Gesicht, einen hohen, schwimmenden, leichten und sichern Flug, er ist aber demungeachtet nicht geschickt genug, einen Vogel im Fluge zu erhaschen. Man sieht ihn, wenn er jagt, hoch in der Luft, auf einem Flecke schwebend. Er wiegt sich dann fortdauernd, schlägt schnell mit den Flügeln aufwärts — rüttelt nach dem Ausdruck der Jäger, daher sein Name Rittel oder vielmehr Rüttelgeyer — streckt die Beine in gerader Richtung herab und zielt auf seinen Raub, verfehlt diesen aber im Herabstoßen, des langen Zielens ungeachtet, gar oft. Die Lerchen, über denen er oft lange gerüttelt hat, fliegen ihm mehrmalen unter den Füßen weg. Wenn ihm ein Vogel durch einen Fehlstoß entkömmt, so verfolgt er ihn mit einer solchen Begierde und Unbesonnenheit, daß, wenn der Vogel aus Angst in ein benachbartes Haus flüchtet, er ihm dort nachfliegt. Er fängt auch häufig große und kleine Feldmäuse, und wird daher von den Landleuten, deren Felder er von diesen schädlichen

lichen Thieren reinigt, gern gesehen. Er pflegt die Vögel, ehe er sie verzehrt, zu rupfen. Bey den Feldmäusen erspart er sich diese Mühe, und verschluckt selbige, vermöge seines weiten Rachens mit Haut und Haar. Alle weichen Theile verdaut sein Magen, den rauhen Balg und den Kopfknochen wirft er wieder aus (speyt das Gewölle.) Er hat eine hellklingende Stimme, und läßt sie beständig hören.

Er ist ebenfalls in ganz Europa verbreitet, und gehört unter die gemeinsten Raubvögel, die man beynahe überall am häufigsten antrift. Es ist dies auch in der hiesigen Provinz der Fall. Er streicht ebenfalls im Herbste fort.

Jagd.

Er ist äusserst scheu und schwer anzuschleichen; leichter dagegen auf Krähenhütten zu schießen.

Man fängt ihn in Habichtskörben, ingleichen auf kleinen Mäusetellerfallen.

Der Isländische Falke.

Naturgeschichte.

Der Isländische Falke, sonst auch gemeiner und edler Falke, Edelfalke, Baizfalke, Geyerfalke, Isländer, Isländischer Geyerfalke, weißer Vogel, Baizvogel genannt, wird von Büffon für eine bloße Abänderung des gemeinen deutschen Falken; von andern, z. B. von Göze für eine Varietät des Geyerfalken gehalten. Bechstein *) giebt ihn nach

*) S. Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 816.

nach Latham als eine eigne Art an, und sagt von ihm, daß er da, wo die Falknerey im Ansehen ist, unter den edlen Arten der abgerichteten Falken für den vorzüglichsten gehalten wird. Nach seiner Beschreibung, aus der ich blos das wesentlichste anführe, hat er die Größe des Hühnerhabichts, ist aber nicht so schlank gebaut, sondern weit gedrungener und dicker. Die Länge ist zwey Fuß, die Breite vier Fuß. Das Männchen ist drey Zoll kleiner und sechs Zoll schmäler, auch etwas schlanker. Der Kopf ist flach, weiß, oft röthlich überlaufen, mit schwärzlichen Längsstrichen, eben so der Hinterhals, der Rücken und die Deckfedern der Flügel weiß, mit dreyeckigen oder herzförmigen, dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken, der Unterleib ist weiß, bald mehr bald weniger rein, mit herzförmigen auch eyrunden, schwärzlichen, oft ins Aschgraue übergehenden Flecken. Die Schenkelfedern sind entweder rein weiß, oder mit verloschenen Queerflecken besetzt. After und Steiß sind weiß. Der Schwanz ist weiß, mit vielen dunkelbraunen oder verloschenen schwärzlichen Queerstreifen. Der Schnabel ist stark mit einem sehr scharf ausgeschnittenen Zahn und großen Haken, und am untern Kiefer mit einem starken Einschnitte versehen, von Farbe hornbraun mit gelber Wachshaut, die auch oft ins grünliche und bläuliche übergeht. Der Augenstern gelb, die Fußwurzel stark, zwey ein halb Zoll hoch, oben und unten mit Schildern, und an den Seiten mit Schuppen besetzt. Die Farbe gelb. Im Geschlecht hat Bechstein keine Farben-Varietäten gefunden. Er sagt aber selbst, daß bey diesem Vogel, wie bey dem Geyer und sogenannten Schlachtfalken, in den Schriften der Naturkündiger eine solche Verwirrung herrscht, daß man nicht im Stande ist, die Synonime gehörig anzugeben und anzuordnen, welches aber beyläufig erwähnt, bey mehrern Falkenarten der Fall ist.

Der Isländische Falke ist, nach Bechstein und andern, unter allen Falken, die zur Baize abgerichtet werden, der

kostbarste, theuerste, herzhafteste, gelehrigste, dauerhafteste, vornehmste und edelste, besonders, wenn sich seine Farbe der Weißen nähert, wo er denn der weiße Falke heißt. Er hat vor andern Baizfalken auch noch den Vorzug, daß er zwölf und mehrere Jahre gebraucht werden kann, welches bey andern nicht der Fall ist.

Er horstet in Felsenklüften. Von seiner Fortpflanzung ist aber sonst wenig bekannt.

Er lebt von lebendigem Raube, vorzüglich von Federwildprett, das sich an den Küsten aufhält. Er ist im Norden von Europa, vorzüglich in Island einheimisch, und kömmt nur selten nach Deutschland. Wohl aber wird er, da er das mildere Klima recht gut ertragen kann, aus seinem Vaterlande nach Frankreich, Italien und Deutschland in diejenigen Oerter gebracht wo sich große Herren mit der Falkenjagd und Baize belustigen, besonders nach Dänemark, wo ein weißer mit zwölf, ein grauer mit fünf, ein grauweißer mit zehn Taler bezahlt wird. Das Schiff, welches am ersten September 1754 in Koppenhagen aus Island ankam, brachte hundert und acht und vierzig Falken mit, worunter zwölf weiße befindlich waren. Der Handel soll der Insel jährlich einige tausend Taler einbringen.

Jagd und Fang.

Die Art, wie er in Island gefangen wird, — und auf ähnliche Art wird auch der eigentliche Geyerfalke gefangen — ist folgende. Nicht weit von seinem Aufenthalte werden zwey Pfähle in die Erde gesteckt. An dem einen ist eine Taube mit einem Bande so befestigt, daß sie noch flattern kann. Auf dem andern ist über einen Reifen ein Netz gestellt. Ein Seil von wenigstens hundert Ellen wird durch den Pfahl gezogen, womit das Netz aufgestellt wird. Sobald der Falke die Taube flattern sieht, fliegt er einigemal über ihr im Kreise herum, um erst nachzusehen, ob Gefahr vor-

vorhanden sey, und nun schießt er mit solcher Heftigkeit auf sie herab, daß er ihr den Kopf rein abstößt, als wenn er abgeschnitten wäre. Nun erhebt er sich wieder und macht einen zweyten Kreis, um sich recht sicher zu stellen. Alsdann schießt er noch einmal herunter. In diesem Augenblicke zieht der Vogelsteller, welcher in einer Erdhütte, hinter Steinen, oder flach auf dem Bauche liegt, die todte Taube unter das Netz und bedeckt den Falken, vermittelst der andern Leine, mit dem Netze, nimmt ihn dann behutsam heraus, damit die Flügel und Schwanzfedern nicht zerbrochen werden, und zieht ihm eine Kappe über die Augen. Die Falkenier verstehen übrigens die Kunst, falsche Federn einzusetzen, welches dann mit zu einer Verwirrung, in den Arten und Abarten, und zu einer ungebührlichen Vermehrung derselben Anlaß gegeben hat.

Der Geyerfalke.

Naturgeschichte.

Der Geyerfalke heißt in der Falkeniersprache Blaufuß, *) und wird sonst auch blaufüßiger Würger, Steppbahn, Steppen-Wachtel, Schwimmer, wolliger-, großer-, Mittel-, Gier-, Gyrger-, Reger- und Raubfalk, Schwimmer und Schweymer, wegen seines stillen sanften Fluges, Lanette, braune Lanette, großer Schlachter, Neun-

*) Der Raubvogel, den die gemeinen Jäger Blaufuß nennen, ist nicht dieser, ungeachtet sie selbst hierunter uneinig sind, und bald den Hühnerhabicht, bald den Wanderfalken, bald Andere mit diesem Namen belegen.

Neuntödter, Würger, französischer Würger mit langem Schwanze, Geyer, Mausadler und Balaban genannt. In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel II. 60. ist er unter dem Namen Geyerfalke (franz. Gerfault) aufgeführt. Göze führt ihn in dem vierten Bande seiner Fauna S. 172 zwar auch unter dem Namen Geyerfalke auf, seine nach Pennant gegebene Beschreibung paßt aber mehr auf den Isländischen Falken, den er nun hinwiederum, wie ich schon erwähnt habe, für eine Spielart des eigentlichen Geyerfalken hält. In Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 824 ist er ebenfalls unter dem Namen Geyerfalke aufgeführt. Die Schriftsteller weichen in den Beschreibungen, die sie von dem Geyerfalken geben, so von einander ab, daß man zweifelhaft wird, welchen Vogel sie unter jenem Namen verstehen. Bechstein giebt von ihm folgende Beschreibung, aus der ich aber wiederum nur das Wesentlichste anführe. In der Stellung und Haltung des Körpers ist dieser Vogel dem Hühnerhabicht ähnlich. Der Kopf ist flachgedrückt, der Leib stark, aber nicht so gedrungen, wie bey dem Isländischen Falken. Der Oberleib ist dunkelbraun, die Kehle und der Unterleib weiß. Die Schwungfedern dunkelbraun, die hintern heller gerändert. Der zugeründete Schwanz dunkelbraun, und hat gewöhnlich neun helle, bald röthlichweiße, bald rostgelbe, bald rostfarbene, am Schaft abgesetzte und nicht zusammenhängende Binden, und eine eben solche Spitze. Der Schnabel ist stark mit einem großen Haken, aber schwächern und kleinern Zahn, als der Isländische Falke versehen, von Farbe hornblau; die Wachshaut grünlich blau, der Augenstern hochgelb, die Füße stark, die Fußwurzel kurz, oben und unten und auf den Zehen geschildert, an den Seiten geschuppt. Die Fußwurzel anderthalb Zoll hoch, und mit den mittelmäßig langen Zehen blau, bald heller, bald dunkler, die lang gekrümmten Krallen schwarz. Die Länge des Weibchens ist 2 Fuß

3 Zoll.

3 Zoll. Die Breite 4 Fuß 8 Zoll. Der Schwanz ist 10 Zoll lang und die Flügel legen sich nicht ganz bey der Spitze desselben zusammen. Das kleinere Männchen ist ein Fuß, zehn ein halb Zoll lang und drey Fuß eilf Zoll breit.

Ueber die Varietäten findet man in Bechsteins Naturgeschichte eine ausführliche Auseinandersetzung; woraus zugleich hervorgeht, daß Linnees Geyerfalke (F. Gyrfalco Linn.) nicht dieser Vogel, sondern der sogenannte Schlachtfalke ist. Büffon giebt drey Abänderungen, den Isländischen, den Norwegischen und den weißen Geyerfalken an. Da er aber hinterher, unter dem besondern Artikel vom Falken, den Isländischen Falken für eine Abänderung des sogenannten gemeinen deutschen Falken hält; so liegt hier entweder Irrthum oder Widerspruch zum Grunde.

Von seiner Fortpflanzung ist wenig bekannt. Er soll auf hohen und niedrigen Bäumen, und in hohen Felsen horsten. Bechstein meint, seine Vermehrung könne entweder in Europa nicht stark seyn, da man ihn auf seinem Zuge nur einzeln sieht, oder sie müßten nicht alle wandern. Chardin erwähnt in seiner Schrift, (Voyage de Chardin II. 31.) eines Vogels, der, nach seiner Beschreibung zu urtheilen, der Geyerfalke ist. Er erzählt unter andern von ihm, er würde aus Moskau nach Persien, als Geschenk für den König, gesandt, der Preis des Vogels aber auf hundert Lomans (1500 Reichsthaler) gesetzt. Wenn einer unterwegens stirbt, so bringt der Abgeordnete dem Könige den Kopf und die Flügel, und man rechnet ihm den Vogel so hoch an, als ob er lebte. Nach Chardin soll dieser Vogel seinen Horst in den Schnee bauen, den er durch die Wärme seines Körpers, zuweilen eine Klafter tief, bis in die Erde wegschmilzt, welches Bechstein mit Recht zu den Irrthümern zählt, die man über diesen Vogel verbreitet hat. So viel scheint in-

indessen gewiß zu seyn, daß er viel Kälte ausstehen kann. Pennant versichert in der Arktischen Zoologie, daß er das kälteste Klima das ganze Jahr hindurch ertragen könne, und in der Breite von Petersburg in freyer Luft bey dem strengsten Winter unversehrt bleibe, obwohl der Wanderfalke dagegen von der Kälte die Klauen verliere. Er kann auch das mildere Klima ertragen, und verliert in Frankreich, selbst in Italien, wo er wie der Isländische Falke häufig hingebracht wird, nichts von seinem Muthe und von seiner Stärke. Da er nach dem Adler der stärkste und muthigste unter allen Raubvögeln ist; so wird er auch nächst dem Isländischen Falken von den Falkenieren vorzüglich geschätzt. Das Weibchen wird wie das Männchen zur Reiherbaize, auf Kraniche, Falken, Störche und Hasen, blos das erstere; und das letztere, in der Falkeniersprache — Tiercelet de Girfault genannt — nur auf Milanen, Krähen und Tauben abgerichtet, sonst aber beyde auch auf anderes Geflügel gebraucht. Das Weibchen schlägt den Storch, den Reiher und Kranich mit leichter Mühe. Auf den Hasen schießt es senkrecht herab.

Er nährt sich von Feldhühnern, Wachteln, Lerchen, Seegeflügel; stößt überhaupt fast auf alle Vögel, die ihm vorkommen, ingleichen auf Hasen und Kaninchen. Gezähmt wird er mit Tauben, Raben und Dohlen gefüttert.

Er gehört, wie ich bereits erwähnt habe, im Norden von Europa und Asien zu Hause. Ob er auch in Amerika angetroffen wird, ist ungewiß. Er wird in Schweden, Norwegen, Island, Rußland u. s. w. gefunden. In die südlichen Gegenden kömmt er nur entweder gefangen oder als Zugvogel.

Jagd und Fang.

Er wird, wie ich schon bey dem Isländischen Falken angegeben habe, in seinem Vaterlande auf die nämliche

liche Art, wie dieser, sonst auch im Habichtskorbe, Habichtsstoße, und auf dem Sattel gefangen.

Vierte Gattung.

Eule. Strix.

Die Eulen, welche von mehrern Schriftstellern, und so auch von Büffon, zum Unterschiede der andern Raubvögel, nächtliche Raubvögel, oder Nachtraubvögel, genannt werden, unterscheiden sich von den übrigen vorzüglich durch folgende characteristische Merkmale:

Der katzenähnliche Kopf ist sehr befiedert und sehr groß. Der Schnabel ist hakenförmig, kurz, ohne Wachshaut und Zahn; im Gegentheile mit vorwärts liegenden Federn bewachsen, und an seinen beyden Hälften so beweglich, wie bey den Papageyen *). Die Augen sind sehr groß, liegen tellerförmig, in einem weiten Federkreise, und sind dabey so empfindlich, daß sie das Tageslicht nicht wohl ertragen können, obwohl sie übrigens, selbst am hellsten Mittage, recht gut sehen. Sie ziehen die Oeffnung des Sterns immer wechselsweise, so wie sie Athem holen, und zwar nicht wie die Katzen in einer senkrechten Richtung, sondern rund auseinander, und wieder eng zusammen,

*) Durch die Leichtigkeit dieser Bewegung sind sie vermögend, das knackende Geräusch mit ihrem Schnabel zu machen, welches man an ihnen häufig wahrnimmt; auch ihn weit genug aufzusperren, um eine große Beute zu fassen, und diese, vermittelst ihres weiten Schlundes, der eben so groß wie die Oeffnung des Schnabels ist, ganz zu verschlucken.

kommen, können aber bey ganz finstrer Nacht nicht sehen, daher sie auch vorzüglich im Mondschein und in der Dämmerung — am Tage schlafen sie meist immer — ihren Geschäften nachgehen.

Die Ohren sind ebenfalls sehr groß und mit einer ungleich weitern Oeffnung als bey andern Thieren, und dabey mit besondern Muskeln und Federn versehen, vermöge deren sie die Ohren gleich den Augenliedern öffnen und schließen können. Sie haben daher auch unter allen Vögeln, ja vielleicht unter allen Thieren, das feinste Gehör.

Einige scheinen einen förmlichen Schleyer über dem Gesicht zu haben, und man nennt diese zum Unterschiede Schleyereulen. Andere haben, wie Göze sagt, ein Gesicht wie eine alte Frau in einer Nachtkornette. „Man „nehme dazu," wie er mit seiner gewöhnlichen Laune weiter sagt, „die großen tellerförmigen Augen, die nicht wie „bey andern Vögeln zur Seite, sondern wie bey den Men„schen mehr vorwärts sitzen, ferner den dicken Klumpen ge„polsterter Federn, und stelle sich vor, daß ein solches „Ding des Abends in der Ecke eines Todtengewölbes, oder „in dem Loche einer Kirchenmauer, oder sonst in einem „entlegenen einsamen Orte sitze, und mit großen glühen„den Augen, wobey man das furchtbare Gesicht schimmern „sieht, dem Vorbeygehenden entgegen schnaube: ob das „nicht Furcht und Schrecken erregen müsse?"

Die äußere Zehe an ihren Krallen ist beweglich und von der besondern Einrichtung, daß sie solche vor- und rückwärts drehen können, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, ihren unproportionirten Körper, der noch dazu gerade aufstehend ist, zu unterstützen und sich auf den Baumästen selbst mit einem Fuße leichter zu halten. Sowohl ihre Federn als die Fahne an ihren Schwungfedern sind äußerst weich, die Federkiele aber noch besonders mit kleinen Federn und Flocken versehen; eine Einrichtung, wornach sie äußerst leise und ohne Geräusch fliegen und

ihre

ihre Beute zur Nachtzeit überraschen können. Man hört sie kaum, wenn sie einem gleich, so zu sagen, an den Ohren vorbeyfliegen. Ihr Flug ist übrigens, wie Büffon sagt, wälzend (culbitant) und in einer schrägen Richtung. Auch haben sie das Eigene, daß sie im Fluge die starken und dicht mit Federn besetzten Beine hinten ausstrecken, um dadurch ihren großen Kopf im Gleichgewicht zu halten.

Sie sind unter allen Raubvögeln am mehrsten den Neckereyen der kleinen Vögel ausgesetzt, von denen sie, sobald sie sie erblicken, häufig verfolgt werden, und denen sie, wegen ihres langsamen Fluges und blöden Gesichts nicht gut ausweichen können, welches mit eine Ursache ist, warum sie sich bey Tage gewöhnlich verbergen und selten zum Vorschein kommen.

Sie haben übrigens mit andern Raubvögeln das gemein, daß sie kleinere Thiere ganz verschlucken, und wie die andern Raubvögel das Gewölle werfen. Da einige an beyden Seiten des Kopfes aufrechtstehende, den Ohren der Säugthiere ähnliche Federn, andere aber einen glatten Kopf haben, so pflegen die Naturkündiger das zahlreiche Eulenheer in zwey Familien einzutheilen:

in Ohreulen, und

in Glattköpfe, sonst auch Käuze genannt.

Bechstein hat, weil einige Eulen einen dünneren Kopf und längern Schwanz haben, eine dritte Familie hinzugefügt, und diese, der Aehnlichkeit wegen, mit dem Namen Habichtseulen belegt. Er giebt überhaupt funfzehn Arten an.

Ich werde mich aber blos auf die merkwürdigsten, und vorzüglich auf die, die den lebenden Thieren nachstellen, einschränken.

Ohreulen (Striges auriculatae).

Der Uhu oder Schubut.

Naturgeschichte.

Der Uhu hat verschiedene Namen, die theils von seinem Geschrey, theils von seiner Größe und Lebensart hergenommen sind. Er heißt Schuhu, Schubut, Schuffut, Buhu, Bhu, Uhueule, Hub, Huo, Puhi, Berghu, Huhuy, Puhuy, Auf, Gauf, Ohreule, große gelbbraune Ohreule, große Horneule, Adlereule, Großherzog, Schubuteule, Hüru, Berg- und Steineule. Die Landleute und gemeinen Jäger in der hiesigen Provinz nennen die große wie die mittlere Ohreule ohne Unterschied Schubut.

Göze hat den Uhu in dem vierten Bande seiner Fauna S. 219 unter dem Namen: der Uhu, aufgeführt. In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte Theil 3. findet man ihn S. 27 unter dem Namen: die große Ohreule, der Uhu. In Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage 2ter Th. S. 882 unter dem Namen: die große Ohreule, oder der Uhu, im Döbel I. 76. unter der Benennung Schuhu, oder Uhu.

Dieser Vogel, den man, wie Büffon sagt, als den Adler der Nacht — die Dichter hatten ihn der Juno geheiligt — und als den König aller derjenigen Vögel ansehen könnte, die das Tageslicht scheuen, ist dem äußern Ansehen nach von der Größe des Adlers. Wenn man aber den ansehnlichen Vorrath seiner dicken Federn, die abgerupft beynahe einen ganzen Tragkorb ausfüllen, absondert, so ist sein Körper noch nicht viel größer, als der eines jungen Huhnes.

Er

Er hat ein unförmliches Aeußere, einen dicken Katzenkopf, einen starken Hals, eine volle, starke Brust und kurze Beine.

Der Kopf und die langen Federohren *) sind schwarz, der erstere mit rostgelben Kanten und zuweilen mit weißen Sprenkeln besetzt; die letztern, nämlich die Federohren, an den Seiten rostgelb kantirt oder gestrichelt. Die runden Ohren verhältnißmäßig kleiner, wie bey andern Eulen, und mit einem schwarzen, rostgelb gefleckten Federkreise, oder Schleyer eingefaßt. Das häßliche Gesicht mit kleinen weißen Federn, oder vielmehr Federhaaren besetzt und mit andern gekräuselten, schwarz und braun gesprengten, besonders an der Backenseite umgeben. Der Hals schwarzbraun und rostgelb gefleckt. Die Kehle weißlich und beym Männchen mit einem weißen Barte. Der Rücken und die Schultern roth oder rostgelb, schwarz und weiß gefleckt. Der Unterleib rostgelb mit schwarzbraunen Flecken. Die Füße bis an die Klauen mit röthlichen Federn besetzt, eben so der After. Der Schwanz gerade, gelbroth, mit neun schwarzbraunen Binden. Das Weibchen hat einen dünneren Kopf und am Leibe, an den Flügeln und am Schwanze hellere Federn. Ihm fehlt der weiße Bart des Männchens.

Der Schnabel an beyden ist zwey Zoll lang, an der Wurzel breit, stark gebogen, und wie die anderthalb Zoll langen, starken, krummen, ganz zum Zerfleischen eingerichteten Klauen schwarzblau. Die Beine sind sechs Zoll, die Fußwurzeln drey Zoll hoch. Die großen, starren, glänzenden, Tellerförmigen Augen haben einen breiten, schwarzen Augapfel, der mit einem zuweilen orangegelben, am öftersten hoch schwefelgelben Ringe eingefaßt ist.

Die

*) Im Jahre 1748 bekam der Herzog von Kumberland von der Königin von Schweden einen Uhu zum Geschenke, dessen Federhörner fünf Zoll lang waren.

Die Länge des Uhu beträgt gemeinhin zwey Fuß, vier Zoll; die Fliegelbreite sechs Fuß. Der Schwanz allein ist 11 Zoll lang, das Gewicht des Vogels drey und ein halb Pfund. Die amerikanischen, welche zuweilen von mit fremden Thieren herumgehenden Leuten gezeigt worden, sind größer als die Europäischen.

Es giebt weniger Farbenvarietäten, wie bey andern Raubvögeln. Büffon giebt zwey Abänderungen, den schwarz geflügelten und den kahlfüßigen Uhu an.

Der erstere (Bubo magnus, cornutus Atheniensis) ist von dem gemeinen Uhu blos durch die dunkelbraunere, oder vielmehr schwärzlichere Farbe der Flügel unterschieden, und soll eben der seyn, den die alten Athenienser der Minerva widmeten, daher das Sprichwort: *Noctuas ferre Athenas.* Der zweyte dagegen unterscheidet sich blos durch die weniger befiederten, fast kahlen Füße.

Beyde sind auch nach Büffon mit etwas dünnern oder schlankern Füßen, als der gemeine Uhu, versehen. Linné giebt außerdem noch den weißen, lappländischen Uhu mit schwarzen Flecken an (Strix candiava, capite aurito, corpore albito). Bechstein hat im Winter 1793 eine ganz eigene Abart von Uhu gesehen, an dessen linkem Fuße sich über der Hinterzehe noch eine Zehe befand, die so lose hieng, wie die Afterklaue an einem Hühnerhunde.

Der Uhu hat in seiner Lebensart viel Eigenes. Er kann zuförderst das Tageslicht weit besser ertragen, als die mehrsten andern Eulenarten. Er fliegt, wenn er einen Menschen bemerkt, oft in einer Entfernung von hundert Schritten auf und stößt selbst dann, wenn er am hellen Mittage in dichtstehenden Bäumen fliegt, niemals an, ein Beweis, daß er am Tage recht gut sieht. Er fliegt zwar am Tage gemeinhin sehr niedrig, kann sich des Abends aber sehr hoch in die Luft schwingen. Er besitzt eine ge-

waltige Stärke. Haller führt in den göttingischen gelehrten Anzeigen 1769. 1111 an, er habe einmal selbst wahrgenommen, daß ein Uhu einen Adler bezwungen hat. So stark und muthig er aber auch ist, so muß er doch, wenn er unter die Weyhen und Krähen geräth, die ihn beständig verfolgen, im Anfange der Menge weichen. Er steigt dann gewöhnlich in die Höhe, und sie mit ihm. Sie stoßen und rupfen ihn von allen Seiten, bis er am Ende, wenn sie ihn nicht in Ruhe lassen, oft zornig und schnell unter den Schwarm fährt, und eine Krähe oder Weyhe ergreift und vor den Augen der andern zerfleischt, die ihn alsdann, durch das Beyspiel abgeschreckt, verlassen.

Er ist in seinem Betragen äußerst unruhig und macht die lächerlichsten, possierlichsten Bewegungen und Gebärden, die man besonders im gezähmten Zustande, und wenn er an der Kette liegt, an ihm, wie an mehrern Eulenarten wahrnimmt. Bald fährt er erschrocken zusammen, bläst sich auf, schnaubt und läßt die Federn wieder langsam fallen, bald dreht und wendet er den Kopf wie ein Rad, bald winkt und nickt er mit den Augenliedern, verdreht die Augen, knackt mit dem Schnabel und dreht die Seitenzehe bald vor- bald rückwärts.

Zur Nachtzeit läßt er fortdauerd ein fürchterliches dumpfes Geschrey, zur Begattungszeit ein starkes Jauchzen, das dem eines Betrunkenen gleicht, hören; daher er denn auch zu der bekannten Fabel vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger Anlaß gegeben hat, wovon in ältern Zeiten so allgemein und viel erzählt wurde, und welches nichts anders, als das Geschrey mehrerer zur Nachtzeit in der Luft herumschwärmenden Uhus ist. Göze hat dies sehr gut auseinandergesetzt; Er sagt: „Alle Umstände, welche von dem Zuge des wilden Jägers erzählt „werden, treffen zu, wenn wir sie mit der Lebensart dieser Vögel vergleichen. Mehrentheils hält das wüthende „Heer im Frühjahr, zu Ende des März, seltner im

„Herbst, seinen Zug über die dicksten Buchwälder. Dies „ist die Begattungszeit und der Aufenthalt dieser Vögel. „Der Trieb ist bey allen Thieren, die den Tag über schla„fen, heftiger, als bey andern. Diesen zu befriedigen, „durchziehen sie die Vorhölzer und verfolgen mit der unge„stümsten Eifersucht die Weibchen. Das Lärmen, das „Geschrey und Wüthen bey dem Zuge des wilden Jägers „wird gerade so beschrieben, daß es dem Geschrey des „Schubuts ähnlich ist. Huhu, Pihu, Buhu! grob „und fein ertönt es durch die Lüfte, eben als wenn die „Jäger eine Jagd mit ihrem Jagdgeschrey: Huhu! be„ginnen."

„Dieses Rufen der Jäger nebst dem Bellen der Hun„de, wie den Schall der Hifthörner, will man bey dem „Zuge des wilden Jägers auch gehört, ja sogar feurige „Augen und Flammen in der Luft gesehen haben."

„Dies alles trifft bey dem Zuge eines Heeres von „Schubuten pünktlich zu. Das Bellen der Hunde ist in „den nächstliegenden Dörfern, welche durch das Luftgetöse „erweckt werden, und welches man in stiller Nacht oft Mei„len weit hören kann. Die feurigen Augen und Flammen „sind die Wirkungen von den elektrischen Augen der Vögel. „Den Schall der Hifthörner setzt die Einbildung hinzu, und „so ist die Geschichte des wilden Jägers fertig."

Göze hat zu mehrerer Ueberzeugung die in den Neuesten Mannichfaltigkeiten IV. 492 enthaltene Entdeckungsgeschichte dieses Aberglaubens hinzugefügt, die nachgelesen zu werden verdient.

Der Uhu soll, wie man aus Erfahrung bey den lange lebendig erhaltenen bemerkt haben will, alle Stimmen nachahmen können. „Wenn er hungert," sagt Göze, „so „ruft er Puhu: wenn ein Mensch hustet, oder sich räuspert, „so fängt er an sehr fein und stark zu schreyen, fast im „Tone eines betrunkenen Bauers, der in ein lautes Geläch-

„ter ausbricht, setzt aber dann sein Uhu! Puhu! so lange „fort, als er es in einem Athem aushalten kann." Es sollen dies auch die Stimmen seyn, die er beym Gefühl des Begattungstriebes, besonders das Weibchen, hören läßt, und dies gerade so klingen, als wenn ein Mensch hustet.

Der Uhu nistet (horstet) theils in Felsenhöhlen, in Klüften, hohen alten Mauern, theils auf breiten Baumstrunken, selten auf hohen Bäumen. Das aus kleinen biegsamen Reisern zusammengesetzte, mit Baumblättern ausgefütterte Nest hat wohl drey Fuß im Durchmesser. Das Weibchen legt gewöhnlich zwey, selten drey, noch seltener vier runde weiße Eyer, die etwas größer, als die Hühnereyer sind, und die man oft ohne Unterlage in einer Steinhöhle liegen findet. In alten Zeiten gab man vor, daß die Eyer noch nie von einem Menschen gefunden wären, welches aber wohl darauf beruht, weil diese Vögel meist immer an unzugänglichen Oertern nisten. Das Weibchen brütet drey Wochen. Die Paarzeit ist zu Ausgang des März. Zu Ende des Junius sind die Jungen, die, ehe die Federn schieben, wie ein Klumpen weiß und röthlich grauer Wolle aussehen, schon flügge. Sie sind äußerst gefräßig und bleiben lange im Neste. Die Alten versorgen sie dann sehr reichlich und tragen oft mehr Vorrath zusammen, als sie im Neste lassen können.

Der Ritter Cronstädt erzählt hierüber *) eine artige Anekdote, die auch Göze in seiner Fauna anführt. Ein Paar Schubute hatten ihr Nest auf dem höchsten Gipfel eines steilen Berges, bey dem Landgute des Ritters in Südermannland. Im Julius hatten seine Leute einen Jungen, der aus dem Neste geflogen war, mit der Hand gefangen. Er wurde in einen geräumigen Hühnerbauer eingesperrt.

*) S. Neue Schwedische Abhandlungen X. 144.

gesperrt. Den andern Morgen lag ein junges getödtetes Repphuhn vor der Klappe. Nicht genug! Ganzer vierzehn Tage lang hatten die Alten jede Nacht Wildprett gebracht. Größtentheils bestand es in jungen Feldhühnern, fast immer frisch, zuweilen schon etwas angegangen. Ein Auerhahn war noch unter den Flügeln warm. Auch ein faules Lamm wurde abgeliefert. Herr und Bediente wachten wechselsweise am Fenster, um die Verproviantirung zu beobachten; allein die Schubute kamen dann nicht. Im August hörte die Vorsorge auf, weil um diese Zeit die Waldvögel ihre Jungen verlassen. Der Schubut läßt sich ganz leicht aufziehen, aber schwer zähmen. Die Jäger bedienen sich seiner auf den Krähenhütten, um die Krähen, Raben und andere große Vögel herbeyzulocken, wovon weiter unten eine ausführlichere Nachricht erfolgen wird.

Die Falkenier, welche ihn ebenfalls zum Herbeylocken der Raubvögel, besonders der Weyhen brauchen, binden ihm gewöhnlich — die Jäger machen es zuweilen auf den Krähenhütten eben so — einen Fuchsschwanz an, um ihm eine noch seltsamere Gestalt zu geben.

Die Fasanenwärter haben gemeinhin einen Uhu in ihren Fasanerien an einem freyen Orte in einem Gitter auf einem Pfosten aufgestellt, um die den jungen Fasanen nachstellenden Krähen und Raben zu erlegen. Sie bedienen sich hiezu, damit die Fasanen nicht von dem Schuß erschreckt und beunruhigt werden, gewöhnlich einer Windbüchse.

Ueber die Einrichtung der innern Theile des Uhu hat sich bey der Zergliederung folgendes Bemerkenswerthe gefunden. Die innere Magenhaut kann abgesondert werden. Zwey Blinddärme. Die Länge der Gedärme eine Elle, das Ende derselben wie ein Sack. Die Luftröhre durch besondere Muskeln befestigt. Die Oeffnung derselben sehr weit. Die Hirnschaale sehr dünn, das Gehirn aber mit einer einfachen, viel dickern Haut bedeckt,

als bey andern Vögeln. Dreyzehn Halswirbel, aber nur sechs Rippen. Büffon führt, wie mehrere ältere und neuere Naturkündiger, vom Uhu auch noch als etwas besonderes an, daß seine Augen in einer Knorpelhaut, als in einer Kapsel verwahrt liegen. Beseke hat indessen in dem seiner Naturgeschichte der Vögel Kurlands angehängten, sehr lesenswerthen Aufsatz, über die Augenkapseln der Vögel, gründlich dargethan, daß die Augenkapsel keine Sonderbarkeit des Uhu ist; sondern daß alle Vögel ohne Ausnahme, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, eigene Kapseln haben, worin die Augenfeuchtigkeiten mit ihren Häuten verwahrt sind, und zwar ohne Unterschied des Alters, und daß es daher falsch ist, wenn viele zeither geglaubt haben, daß nur bey den alten Vögeln die tunica sclerotica knochenartig, wie man sich ausdrückt, und wenig beweglich sey. Er hat eine genaue Beschreibung vom Auge des Uhu, ingleichen eine genaue Abbildung von der Augenkapsel dieses Vogels, wie von denen der Gans, der Bekassine, der Wachtel und des Stieglitzes geliefert, und dadurch seine Behauptung zu begründen gesucht.

Der Uhu nährt sich zwar hauptsächlich von Maulwürfen, Haus- und Wasserratten, Feldmäusen, Fledermäusen, Schlangen, Eydechsen, Kröten, Fröschen; ingleichen von Käfern, unter denen er die Hirsch-, May- und Mistkäfer vorzüglich liebt. Er macht aber außerdem auf alles Jagd, was ihm vorkömmt. Er fängt junge Hasen, Kaninchen, Rehe und Hirschkälber, Auer-, Birk- und Repphühner, und überfällt diese, wenn sie schlafen. Im Winter zieht er sich zuweilen nach den Dörfern, fängt die auf den Dächern und Schornsteinen schlafenden Krähen weg und raubt den Landleuten das zahme Geflügel, auch Lämmer. Er fliegt gewöhnlich noch vor der Abenddämmerung aus und kehrt des Morgens von der Jagd zurück. In der Gefangenschaft wird der Uhu mit Ochsenleber,

der, Aas, mit Maulwürfen, Mäusen und allen Abgängen aus der Küche gefüttert. Er frißt auch, wenn man ihn eine Zeit lang hungern läßt, große und kleine Fische. Die größern Thiere reißt er in Stücken und verschlingt sie in großen Portionen, den kleinern zerbricht er die Knochen und verschluckt sie ganz. Er wirft alle vier und zwanzig Stunden, wie mehrere andere Raubvögel, das Gewölle. Man hat ihn nie saufen gesehen.

Der Uhu wird in ganz Europa angetroffen. Er nimmt seinen Aufenthalt vorzüglich gern in großen Buchwäldern, auf hohen Felsen, in alten verfallenen Bergschlössern und auf einsamen Gebirgen. Im Winter werden sie zuweilen auf Ebenen verschlagen; und man trifft ihn dann gemeinhin auf abgelegenen Kirchen und Schlössern, seltner im Holze und auf Bäumen an. Er wird in Süd- und Nord-Amerika, bis zur Hudsonsbay hinauf, in Kamtschatka, ja sogar in den Arktischen Inseln gefunden. Ob er in Asien und Afrika zu Hause ist, bleibt ungewiß, obwohl die mit fremden Thieren herumziehenden Leute die bey sich führenden großen Schubute oft für Afrikaner ausgeben, worunter ihnen indessen nicht eben zu trauen ist.

Jagd.

Die Jäger suchen ihn gewöhnlich mit der Flinte anzuschleichen, welches zwar mühsam, aber auch in Hinsicht des Schadens, den er bey den Wildbahnen anrichtet, wohl der Mühe werth ist. Man hat meines Wissens noch nie einen Versuch gemacht, ihn zu fangen. Es dürfte auch schwer halten, da er nur des Nachts zum Vorschein kömmt.

Die mittlere Ohreule.

Naturgeschichte.

Dieser Vogel wird sonst auch kleiner Uhu, gemeiner kleiner Schuhu, kleiner Schubut, kleiner rothgelber Schubut, Ohreule, gemeine, kleine und rothgelbe Ohreule, kleinere rothgelbe Ohreule, Horneule, kleine Horneule, Hörnereule, Katzen-, Kauz-, Knapp-, Ranz-, Ur- und Fuchseule, Käuzlein, gehörntes Käuzlein, Ohrkauz, langöhrige Eule genannt.

In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte ist sie Th. III. S. 42 unter den Namen: die mittlere Ohreule, der kleine Schubut (Fr. Moyen duc ou hibou, auch Hibou cornu); in der Fauna von Göze IV. S. 235 unter dem Namen: der kleine Schubut; in Bechsteins Naturgeschichte II. 896. unter dem Namen die mittlere Ohreule aufgeführt.

Die mittlere Ohreule ist dem Uhu darin ähnlich, daß der Kopf auf beiden Seiten mit Federohren geziert ist, die aber viel kürzer und nur zwey Zoll, nach Büffon aber einen Zoll lang sind. Sie bestehen nach Büffon und Andern, aus sechs vorwärts gerichteten, nach Bechstein aus wenigstens zehn stufenweise zu und abnehmenden, schwarz und rostgelb, und weiß geränderten schmalen Federn, die nach hinten und seitwärts gedreht, wie ein paar Hörner sich ausdehnen. Die Ohren sind bey dieser Eule ungeheuer groß. Die borstenförmigen Haare am Schnabel und Gesicht sind weiß mit schwarzen Spitzen, die krauseren, welche die Augen nach den Ohren zu umschließen, rostgelb, die ganze Gesichtsfläche umkränzt, von dem obern Ohrenwinkel bis zur Kehle herab ein schwarzes Band. Der sogenannte Schleyer ist an den Seiten schön rostgelb, weiß und dunkelbraun bespritzt. Der ganze Oberleib mit den Deckfe-

dern

dern der Flügel rostgelb und tiefbraun gefleckt, allenthalben hellaschfarben bespritzt. Der Unterleib blaßroth-gelb. Die Afterfedern röthlich weiß. Die bis zu den Klauen befiederten Füße blaß rostgelb. Der gerade Schwanz rostgelb und dunkelbraun gestreift. Der Vogel ist bey weitem schöner als der Uhu. Das Weibchen ist auf dem Schwanz mehr aschgrau und im Ganzen heller. Der Schnabel ist an beyden dreyzehn Linien lang und wie die scharfen Klauen schwärzlich. Die Länge des Vogels beträgt sechzehn Zoll, die Flügelbreite drey Fuß drey Zoll. Der Schwanz ist für sich allein sechs Zoll lang. Die Größe ist die einer Rabenkrähe, von Federn entblößt aber, nur die einer Dohle. Das Gewicht beträgt etwa zehn Unzen nach Büffon. Bey der Zergliederung hat man gefunden, daß die Zunge fleischig, vorne etwas getheilt, der Magen weit und geräumig, die Gallenblase sehr groß, die Därme zwanzig Zoll lang, die zwey Blinddärme aber zwey und ein halb Zoll tief und verhältnißmäßig viel dicker, als an andern Raubvögeln sind.

Die mittlere Ohreule macht, wenn sie gezähmt ist, unter allen Eulen die wunderlichsten Posituren, sie ist, wie Göze sagt, unter allen Eulen der wahre Harlekin. Bald reißt sie die Augen weit auf und dreht den Augapfel wie ein Spinnrad, bald schließt sie solche ganz zu, bald dehnt sie sich mit den Flügeln weit aus, bald drückt sie sich wie eine Kugel zusammen, bald zieht und dreht sie den Hals wie ein Wendehals. Bey allen diesen Wendungen knackt sie mit dem Schnabel. Man kann alle diese Figuren, wenn man sie daran gewöhnt hat, mit dem Finger dirigiren. Soll sie, wie Göze noch hinzufügt, den rechten Harlekin agiren, so darf man ihr nur eine Katze vorhalten, wobey sie zugleich schnaubend bläst und ihr Hoho! ruft.

Sie nistet auf dichten Bäumen, vorzüglich in Fichtenwäldern, seltner in hohlen Eichen und Steinklüften. Sie hat das Eigene, daß sie sich nie selbst ein Nest baut, sondern

dern stets die verlassenen Nester anderer Vögel, als der Raben, Weyhen und wilden Tauben, am liebsten die der Elstern bezieht. Das Weibchen legt vier bis fünf, wie einige versichern, fünf bis sechs rundliche weißliche Eyer, die es allein brütet, dagegen das Männchen unterdessen die Nahrung besorgt. Sie versammeln sich im Frühjahre zur Begattungszeit häufig, und lassen dann ihr Hoho! nebst einem starken Schnauben und Blasen hören. Auch sie haben zu der Fabel vom wilden Jäger Anlaß gegeben. Die Jungen, welche, wenn sie aus dem Eye kommen, weiß aussehen, sich aber schon nach vierzehn Tagen zu verfärben anfangen, lassen sich leicht zähmen, und sogar wie mehrere, auch Bechstein, versichern, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Sie werden ebenfalls auf der Krähenhütte gebraucht, um andere Raubvögel herbeyzulocken. Sie werden, wie der Uhu, von allen Tagevögeln, vorzüglich aber vom Grünspecht, ingleichen von Weyhen, Krähen und Schwalben verfolgt, um sich, wie Bechstein sagt, an ihnen am Tage zu rächen, weil sie vielleicht oft von ihnen des Nachts in ihren Wohnungen gestört werden. Gezähmt vertreten sie im Hause die Stelle der Katzen, und vertilgen die Mäuse. Die Kalmucken bedienen sich ihrer Federbuschohren an den Fischangeln, um die Fische herbeyzulocken.

Sie nähren sich vorzüglich von Wasserratten, Maulwürfen, Feldmäusen, Mist- und Maykäfern. Göze hat in ihrem Magen oft die Reste von Ratten, Mäusen und Maulwürfen, in dem Gewölle allezeit die Flügel und Füße der Käfer gefunden. Vögel werden ihnen selten anders zu Theil, als in den Dohnen, wo sie die gefangenen Vögel ausnehmen, oft aber selbst dabey gefangen werden. Bechstein führt an, daß er das Exemplar, wornach er seine Beschreibung gab, in einer Dohne gefangen hat.

Die mittlere Ohreule ist in ganz Europa verbreitet. Man findet sie im nördlichen Asien bis nach Astrakan herab, im

im nördlichen Amerika, ja selbst im heißen Klima von Afrika, in Aegypten und am Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie wandert und streicht nicht. Mehrere versichern zwar, daß sie gegen die Winterkälte empfindlicher als die andern Eulen sey. Bechstein hat sie aber in Thüringen und Franken selbst im Winter angetroffen.

Jagd.

Die mittlere Ohreule ist ein scheuer Vogel, dem man nicht ohne Mühe mit der Flinte beykommen kann. Hiezu aber kommt noch, daß sie am Tage selten zum Vorschein kommen, und entweder in einer Baumhöhle stecken, oder sich in einem dichten Baume auf einem Aste so fest an den Stamm drücken, daß man sie selten gewahr wird. Wenn sie flügellahm geschossen ist, so legt sie sich, wie auch andere Raubvögel thun, gewöhnlich auf den Rücken und vertheidigt sich mit dem Schnabel und den Krallen. Eine Methode, sie zu fangen, ist bis jetzt meines Wissens nicht ausfindig gemacht. Da sie den Wildbahnen unschädlich ist und die Alten sich nicht leicht zähmen lassen, so wird ihnen von den Jägern nicht leicht anders, als im Neste nachgestellt, und die Jungen zum Gebrauch für die Krähenhütten ausgenommen, und blos in dieser Rücksicht habe ich ihr hier einen Platz eingeräumt.

Die kurzöhrige Ohreule.

Naturgeschichte.

Dieser Vogel wird sonst auch kurzöhrige Eule, Schnepfeneule, Eule mit kurzen Ohren, Wiesen-, Kohl-, Sumpf-, Meer- und Bruchheule genannt.

Göze hat sie in seiner Fauna IV. 246 unter dem Namen das Kurzohr aufgeführt. Büffon hält sie für eine Abänderung der kleinen Ohreule; sein Uebersetzer Martini aber für eine Varietät der mittlern Ohreule — Bechstein, in dessen Naturgeschichte sie II. 909 aufgeführt ist, bestreitet dies — daher sie in Büffons Naturgeschichte nicht besonders aufgeführt ist.

Der Kopf ist nach Bechsteins Beschreibung verhältnißmäßig kleiner, als bey andern Eulenarten, und einem Habichtskopfe ähnlich. Der Schnabel ist schwärzlich, der Augenstern hellgelb, der Augenkreis weiß, dicht um die Augen ein schwarzer Ring. Die in Vergleich mit andern Ohreulen kurzen Ohrfedern können nach Gefallen aufgerichtet und niedergelegt werden *).

Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel — die letztern reichen zusammengelegt bis über das Ende des Schwanzes hinaus, und sind also länger, wie bey den gewöhnlichen Eulenarten — sind blaßbraun, schmutzig, gelb eingefaßt, Brust und Bauch gelblich weiß, Schenkel und Füße mit einfärbigen gelben Federn bekleidet. Der Schwanz dunkelbraun.

Von ihrer Fortpflanzung ist nur so viel bekannt, daß sie nie anders, als an der Erde, in einem Grasbusche, Weidengesträuche oder auf einer Kufe nistet.

Sie nährt sich von Feld- und Wassermäusen, Fröschen, Käfern, und fängt mitunter junge und alte Vögel, die an der Erde schlafen. Bey trübem und neblichtem Wetter raubt sie auch am Tage. Sie fliegt nicht, wie andere Eulen, nach den Mäusen, ihrer Hauptnahrung, herum,

*) Göze sagt von ihr, sie habe sehr kurze Ohren, die nur aus einer Feder bestehen, welche sie nicht eher aufrichtet, als bis sie aufgejagt und verfolgt wird.

herum, sondern lauert ihnen, auf einem Baume sitzend, wie eine Katze auf.

Die kurzöhrige Ohreule bewohnt vorzüglich das nördliche Europa und Asien, ingleichen das nördliche und südliche Amerika. In Hudsonsbay heißt sie der Mäusehabicht. In den waldigen Gegenden von Sibirien soll sie sehr gemein seyn, dort des Nachts nach dem angezündeten Feuer gehen, sogar Menschen angreifen, die sie daher oft mit Knitteln tödten. Bechstein ist ungewiß, ob sie in Deutschland einheimisch, oder nur ein Zugvogel aus dem Norden, wie in England sey. In der hiesigen Provinz findet sie sich jedoch ebenfalls nur als Zugvogel sehr häufig ein. Sie sitzt, wie Bechstein sehr richtig angiebt, am Tage allezeit an der Erde zwischen Gesträuch, im langen Grase, in Fahrgleisen und in Ackerfurchen. Ich habe im Herbste, wenn ich mit dem Hühnerhunde suchte, oft auf einem kleinen Distrikte mehrere gefunden und geschossen. Sie fliegen oft kurz vor dem Jäger, oder auch vor dem Hunde auf, und werfen sich gewöhnlich in einer kurzen Entfernung wieder nieder. Ihr Flug ist schwer und langsam. Ich habe übrigens die Beschreibung, die Bechstein von ihr macht, ganz übereinstimmend mit den von mir hin und wieder geschossenen Exemplaren gefunden.

Jagd.

Die Jagd der kurzöhrigen Ohreule ergiebt sich aus dem, was ich so eben von ihr angeführt habe. Man schießt sie nämlich gelegentlich, wenn man mit dem Hühnerhunde sucht.

Glatt-

Glattköpfe oder Käuze.

(Striges inauriculatae.)

Der Nachtkauz.

Naturgeschichte.

Der Nachtkauz heißt sonst auch: Nachteule — unter diesem Namen ist er am mehrsten bekannt — große Baumeule, graue Buscheule, gemeine, graue, gelbliche, rothe, braune, Wald-, Maus-, Knapp-, Punsch-, Gab-, Gar-, Weiden-, Stock-, Brand-, Schleyer- und Geyereule, Uhu, Huhu, Huheule, Waldteufel, Nachtrapp.

Göze führt sie in seiner Fauna IV. 25 unter dem Namen: die eigentliche Nachteule auf. In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel findet man sie III. 64 unter dem Namen: die Nachteule; große Baumeule: (Franz. Hulotte, auch Chat huant) in Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 930 unter dem Namen: Nachtkauz, in dem Beytrage zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands, von Beseke S. 25 unter dem Namen: die Nachteule (Stryx aluco). Die in Büffons Naturgeschichte Seite 69 besonders aufgeführte graue Eule scheint keine eigene Art, sondern das Weibchen der Nachteule zu seyn. Es herrscht übrigens, so wie unter mehrern Raubvögeln, so besonders unter den Eulen, ingleichen den eigentlichen Falkenarten, noch eine große Verwirrung, und man ist damit in der Naturgeschichte noch nicht auf dem Reinen. Nach Bechsteins Beschreibung hat der Nachtkauz einen sehr großen, runden, und dicht in Federn eingehüllten Kopf, der Federkreis um die Augen ist

sehr

sehr stark und dicht. Die Augen und der Schnabel darin gleichsam eingepackt *), das Kinn, so wie die großen Ohren, sind mit etlichen Reihen runder, steifer, brauner und schwarz gefleckter Federn umgeben, von der Stirn bis zum Scheitel läuft ein breiter kastanienbrauner Streif. Die gefiederten Füße und Zehen sind graulich oder schmutzig weiß, schwärzlich punktirt, der Oberleib ist röthlich aschgrau, der Unterleib weiß. Das Weibchen ist immer dunkler, mehr braun, rostbraun oder fuchsroth von Farbe. Das Männchen mehr aschgrau.

Der Schnabel an beyden ist anderthalb Zoll lang, sehr gekrümmt, an der Spitze weiß, in der Mitte grünlich, an den Seiten hornfarb, auch ganz blaßgelb oder grünlich; der Regenbogen schwarzblau oder dunkelbraun; die Krallen schwärzlich.

Die Länge des Vogels beträgt ein Fuß, vier, drey viertel Zoll; der Schwanz allein sieben Zoll; die Breite der ausgespannten Flügel drey Fuß vier Zoll. Nach Büffon ragen die Flügel ein wenig über den äußern Rand des Schwanzes heraus, nach andern legen sie sich an den Schwanzspitzen zusammen.

Der

*) Haller bemerkt, daß der Federkreis oder Schleyer durch Hülfe besonderer kleiner Muskeln aufgehoben und über das Ohr niedergelegt werden kann, um damit eine andere häutige Erhöhung zu verschließen, an welche die andere Hälfte des Schleyers gränzt. Wenn man diesen Kreis zusammengekräuselter Federn mit dem Finger öffnet, so erscheint unter demselben der wunderbare Bau des äußern Ohrs. Beyde Schleyer vereinigen sich in eine Höhle, die mit der äußern Einfassung des menschlichen Ohrs von einerley Durchmesser ist. Folglich kann das kleinste Geräusch dem nächtlichen Freybeuter, wie Haller sagt, so wenig entwischen, daß vielmehr der allzustarke Schall durch eine zweyte Nebenhöhle geschwächt und weiter verbreitet werden muß.

Der Nachtkauz nistet in hohlen Bäumen, großen Eichen, ingleichen in Felsenhöhlen. Er bezieht gewöhnlich verlassene Raben-, Krähen-, Dohlen- und andere Raubvögelhorste, und bauet selten ein eigenes Nest. Das Weibchen legt drey bis fünf runde, weißliche Eyer, und brütet wechselsweise mit dem Männchen. Ihr Brüten geht langsam von statten, wird selten unter vier Wochen vollendet. Die wolligen, unförmlichen Jungen, — Göze sagt, es sind die affrösesten Geschöpfe, die man sich denken kann, — wachsen sehr langsam *) und bleiben über drey Wochen im Neste. Sie sollen über neun Tage blind seyn. Von dem ersten Tage an geben sie einen Laut von sich, der gerade so klingt, als wenn ein Mensch mit den Zähnen knirscht. Die Alten sind, wenn sie Junge haben sehr grimmig. Des Nachts darf man sich nicht bey dem Neste sehen lassen, sie schlagen mit den Flügeln und Krallen nach dem Gesichte. Göze erzählt, ein Knecht in Upland habe sich zur Nachtzeit zu einem Eulenneste verfügt; aber auch eine so tüchtige Ohrfeige bekommen, daß er vom Baume gefallen sey. Wenn man ein Junges aus dem Neste nimmt, so schleppen die Alten die übrigen noch in derselben Nacht fort. Sie müssen sehr jung, und ehe sie flügge sind, aus dem Neste genommen werden, wenn man sie aufziehen will. Die Alten lassen sich gar nicht zähmen, und nehmen sogar in der Gefangenschaft keine Nahrung an.

Der Nachtkauz nährt sich von großen und kleinen Mäusen, Maulwürfen und Käfern. Er stellt aber auch den kleinen Vögeln, die er im Sitzen fängt, nach, ist den Taubenschlägen gefährlich, und beraubt zuweilen die Dohnen. Nach einigen soll er auch junge Hasen, Kaninchen und Repphühner fangen. Er zieht gewöhnlich in der Abend-dämme-

*) Nach Göze und Andern zeigen sich in den ersten Tagen kaum die Schwungfedern. Der Schwanz fehlt, und sie sind noch ganz rauch wie ein Wollklumpen.

dämmerung auf den Raub aus, und fliegt im Winter, wenn er im Felde zu wenig Nahrung findet, in die Scheunen, und fängt dort die Ratten und Mäuse weg, geht dann zuweilen nach den Taubenschlägen. Die alten Tauben flüchten, sobald der Nachtkauz herbeykömmt, und kehren oft in geraumer Zeit nicht wieder in den Schlag zurück. Ein Nachtkauz kann oft einen ganzen Taubenschlag zerstören. Er wird daher auch, wenn man ihn habhaft wird, wie Göze sagt, zur Strafe an das Thorweg genagelt. Der Nachtkauz hat wegen seiner äußerst weichen und zarten Flügelfedern einen noch leichtern und sanftern Flug, als die andern Eulen. Man vernimmt selbst, wenn er nahe vorbeyfliegt, nicht das mindeste Geräusch. Er läßt ein dumpfes, heiseres, zur Begattungszeit aber ein ängstliches Geschrey hören, bläst dabey den Kopf auf. Wenn sich das Wetter ändert, schreyt er besonders stark.

Der Nachtkauz wird in Europa fast in allen Waldungen, vorzüglich aber in solchen, die viele alte Eichen, Buchen und hohle Bäume haben und an Felder gränzen, dann auch in Felsenklippen angetroffen. Am Tage verbirgt er sich in hohlen Bäumen oder in den dichtesten Aesten, wo er wie unbeweglich sitzt und schläft, aber auch bey dem mindesten Geräusch erwacht und mit großer Schnelligkeit davon fliegt. Er fliegt zur Nachtzeit gerne nach den Nachtfeuern. Im Monat Oktober streicht der Nachtkauz gewöhnlich fort, welches man daraus schließen muß, weil man ihn dann selbst am Tage, oft viele beysammen, in den Stoppeln antrifft, wo sie oft von den Hunden aufgejagt werden, und sich dann auf die Feldbäume setzen, welches zugleich einen Beweis giebt, daß sie am Tage recht gut sehen können.

J a g d.

Da der Nachtkauz selten am Tage zum Vorschein kömmt, so wird er nicht leicht anders, als wenn er zufällig

von

von seiner Ruhestätte aufgescheucht wird und nahe genug abfliegt, sonst aber auch gelegentlich auf dem Anstande, wenn der Jäger sich des Abends auf Wildprett anstellt, geschossen. Wenn man das Mäusequicken nachzuahmen versteht, so lockt man ihn dadurch herbey. Am Tage verrathen die Raben und Holzheher dem Jäger oft durch ihr Geschrey den Aufenthalt der Nachteule.

Die Schleyereule.

Naturgeschichte.

Die Schleyereule wird sonst auch Schleyer-Perl-Gold-Herz-Thurm-Todten-Ranz-Kauz-Feuer-Flammen-Perücken-Schäfer-Busch-Kohl- und Kircheule, weiße und geflammte Eule, rothe und gelbe Schleyereule, Waldkauz, Schleyerauffe, Käuzlein, Nachteule, feurige Nachteule, Schnarchkauz, schwarzbraune Perleule, gemeine Eule genannt.

In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel findet man sie Th. III. S. 74 unter dem Namen: die Kircheule, Schleyereule, Perleule, (Fr. Effraie, oder Trefraie.) In Göze's Fauna, B. IV. S. 264 unter dem Namen: die Schleyereule, aufgeführt: in Bechsteins Naturgeschichte, Neue Auflage II. 947 unter dem Namen Schleyerkauz.

Der Name Schleyereule ist ihr deshalb beygelegt, weil ihr Gesicht mit einem ordentlichen Schleyer bedeckt ist. Sie heißt Perleule, weil ihre Federn mit runden, Perlenähnlichen Flecken geziert sind. Kirch- oder Thurmeule, weil sie sich gern auf den Kirchen und Thürmen aufhält.

Sie ist ihrem Gefieder nach mit einer der schönsten Nachtvögel.

Die Augen sind sehr regelmäßig mit einem dichten Kreise von zarten, weißen Federn umgeben, die nach dem Schnabel zu einen kaffeebraunen Fleck haben, und so weich wie Sammet sind. Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel sind schön aschgrau gewässert, unter dem Aschgrauen schimmert die rothgelbliche Grundfarbe etwas hervor. Der Unterleib ist blaß-fuchsroth, mit schwärzlichten Punkten, der After rostgelb, die Beine sind mit rostgelben wollichten Pflaumfedern bedeckt, die Zehen mit kurzen weißen Haaren. Die innere Seite der Schwung- und Schwanzfedern ist weißlich mit schwarzgrauen Streifen und Flecken. Die äußere rothgelb mit schwarzgrauen und aschgrauen bespritzten Fortsetzungen der innern Streifen. Das Weibchen ist dicker als das Männchen, und mit hellern Farben, auch regelmäßiger und deutlicher bezeichnet. Der Schnabel an beyden ist ein und ein viertel Zoll lang, sehr gekrümmt, ganz weiß, zuweilen an der Spitze braun, der Augenstern schön hochgelb, die Klauen schwärzlich, die mittlere am innern Rande gezähnelt, welches letztere ein dieser Eulenart eigenthümlich zukommendes Merkmal ist. Die Länge des Vogels beträgt sechszehn Zoll, die Flügelbreite drey Fuß, drey Zoll. Der Schwanz allein, über dessen Spitzen die zusammengelegten Flügel fast anderthalb Zoll hervorragen, ist fünf und ein halb Zoll lang. Die Schleyereule kann, wie Büffon nicht mit Unrecht sagt, gewissermaßen unter die zahmen Vögel gezählt werden, weil sie in den volkreichsten Städten wohnt. Sie ist so wenig scheu, daß sie zuweilen am Tage in Kirchthürmen auf dem Balken des Glockenstuhls ruhig sitzt, ohne das Geläute zu scheuen. In langen Sommerabenden setzt sie sich oft bey Anbruch der Nacht in die Lücken des Kirchendaches, und stimmt ihr klagendes, heiseres Geschrey an, und schnaubt und bläst dabey wie ein Mensch, der mit offenem Munde schläft. So hört man sie oft in stillen Nächten auf den Kirchen und Thürmen so stark

blasen,

blasen, daß abergläubische Menschen dadurch in Schrecken gesetzt werden. Diese betrachten sie, sagt Büffon, wie einen Abgesandten des Todes, und glauben, daß, wenn sie sich auf einem Hause niederläßt, und ihr widriges Geschrey anstimmt, Jemand aus dem Hause als Opfer des Todes abgerufen werde, daher sie auch in einigen Gegenden Todtenvogel heißt. Sie ist aber auch von jeher ein Gegenstand des Aberglaubens, der Furcht und des Schreckens gewesen. Die alten Römer hielten sie für eine abgesagte Feindin der Kinder, und die Kinderwärterinnen erzählten den Kindern, um sie in Schlaf zu bringen, der Strix (Eule) käme und würde ihnen das Blut aussaugen. In Sardinien sollen die Kinderwärterinnen noch jetzt die Kinder mit dieser Eule schrecken. Auch in Java, wo sie Kukapluk heißt, wird sie als ein Unglücksvogel betrachtet, und sie jagt dort dem gemeinen Mann, wenn sie in der Nacht ihr ängstliches Geschrey anstimmt, eben so viel Furcht ein, als bey uns. Sie fliegt des Nacht bey offenen Fenstern gern in die Zimmer, besonders wenn Licht brennt, das sie dann mit ihren Flügeln ausschlägt, und wodurch sie ebenfalls schon oft zu Gespenstergeschichten *) Anlaß gegeben hat. Sie hat das Eigene, daß sie stehend, den Schnabel zwischen die Brustfedern gesteckt, schläft, wo sie denn wohl zuweilen im Schlafe herunter fällt.

Sie

*) In Bocks Naturgeschichte von Preußen B. IV. S. 286. steht eine lustige Geschichte dieser Art, die sich im Jahre 1717. in der hiesigen Provinz in der Stadt Lyck zugetragen haben soll. Als ein Lehrer der dortigen Provinzialschule des Nachts um zwölf Uhr über den Kirchhof nach Hause gieng, wurde ihm seine Perucke mit großer Geschwindigkeit vom Kopfe gerissen, und man kann denken, wie er erschrack. Nach einigen Monaten fanden die Maurer, die das Kirchendach umlegten, die Perücke in einem Eulenneste. Bock erzählt dies zwar von der Steineule, es war aber höchst wahrscheinlich eine Schleyereule.

Sie macht, wenn sie brütet, kein eigentliches Nest und bezieht auch nicht, wie der Nachtkauz, fremde Nester, sondern legt ihre drey bis fünf weißen Eyer blos in die Klüfte der Mauern, unter die Dächer der Kirchen und Thürme, in leere Taubenhöhlen, auch wohl in Lehm, Geniste, Kehricht u. s. w. Das Fleisch der Jungen soll nach den ersten drey Wochen nicht übel schmecken, wozu aber, wie der launige Göze sagt, ein besonderer Appetit erfordert wird. Jung aufgezogen, soll man sie gewöhnen können, Hühnereyer auszubrüten. Sobald aber die Küchlein ausgekommen sind, muß man sie wegnehmen, weil sie sie sonst auffrißt. Sie nährt sich von Ratten, Mäusen, Fledermäusen, jungen Vögeln, beraubt im Herbste die Dohnen, besucht auch den Schnepfenfang und hat dabey das Eigene, daß sie die gefangenen Schnepfen zur Stelle verzehrt; die Drosseln aber und andere kleine Vögel mit sich fortnimmt. Auch den Taubenschlägen ist sie gefährlich. Sie nährt sich auch sonst von großen Käfern, nach denen man sie beym Mondenschein im Sommer, auf den Wiesen und im langen Grase, ingleichen im Kohl auf und abfliegen sieht. Auch sie hat wie mehrere andere die Gewohnheit, die größern Vögel erst zu rupfen, die kleinern aber und die Mäuse ganz zu verschlucken und dann die Knochen, Federn und Haare ballenweise auszuspeyen, das Gewölle zu werfen.

Sie ist in ganz Europa verbreitet, weniger jedoch in Norden, so wie man sie denn nicht über Schweden hinaus trifft. Sie kann das kalte Klima nicht gut ertragen, bey strenger Kälte findet man oft fünf bis sechs in einer Höhle, auch wohl in Heu und Stroh versteckt. Man findet sie im südlichen und nördlichen Asien, in Afrika, in Nord- und Süd-America. In der Tatarey soll sie häufig seyn. Die mongolischen und kalmuckischen Tatarn erzeigen ihr fast göttliche Ehre, weil sie ihr die Erhaltung des Cingis Chan, des Stifters ihres Reichs zuschreiben. Dieser Prinz wurde mit seiner kleinen Armee von seinen Feinden geschlagen

und verbarg sich in einem kleinen Gebüsche. Eine aufgeschreckte Eule setzte sich auf den Busch, und seine Verfolger unterließen das Nachsuchen, weil sie es für unmöglich hielten, daß ein Mensch da verborgen seyn könne, wo eine Eule säße. Von nun an hielten sie den Vogel für heilig. Jedermann trug von ihm einen Federbusch auf dem Kopfe, welche Gewohnheit die Kalmucken noch jetzt an allen hohen Festtagen beybehalten. Einige Stämme haben sogar ein Götzenbild, in Gestalt dieser Eule, dem sie Beine von einer wirklichen Eule einsetzen.

Jagd.

Man kann die Schleyereule am leichtesten schießen, wenn sie beym Mondenschein herumschwärmt, und sie läßt sich dann, wie der Nachtkauz, durch das nachgeahmte Quicken einer Maus sehr gut herbey locken. Um sie zu fangen, muß man ihre Schlupfwinkel ausmitteln und dann ein Netz oder Fischhaamen vorstellen. Sie entkommt dann nicht leicht.

Das Käuzchen.

Naturgeschichte.

Das Käuzchen; — unter diesem Namen ist sie den gemeinen Jägern und Landleuten am besten bekannt — kleines Käuzchen oder Käuzlein, gemeine Kauzeule, Steinkäuzchen, Todtenvogel, Stock-, Leichen-, Todten-, Zwerch-, Sperlings- und Spatzeneule, Leichenvogel, Leichenhühnchen, kleine Haus-, Wald- und Scheuneneule; heißt sonst

auch kleine und kleinste Eule; der kleine Kauz, Lerchenkäuzchen und Steinauffe.

In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel, III. 88. ist dieser Vogel unter dem Namen: Das Käuzchen, der Todtenvogel, (fr. Chevette, ou petite Chouette) in Göze's Fauna IV. 283. unter dem Namen, der kleine Kauz, und in Bechsteins Naturgeschichte, zweyte Auflage II. 963. ebenfalls unter dieser Benennung aufgeführt.

Der Kopf ist grün oder lichtbraune, mit vielen runden, röthlichweißen Flecken regelmäßig besetzt: der Rücken, die Deckfedern der Flügel und Schultern lichtbraun, zuweilen etwas dunkler gewässert, mit erbsengroßen, birnförmig gestalteten weißen Flecken. Das Kinn ist weiß, die Seiten des Halses, und vorne ein schmaler Queerstreifen rostgelb und lichtbraun gemischt. Die Brust weiß und dunkelbraun gefleckt, der Bauch, After und die befiederten Füße röthlich weiß, die Schwanzfedern lichtbraun, der Rand der Schwanzspitze rostgelblich weiß. Das Weibchen ist auf dem Rücken und am Schwanze etwas heller, der rostfarbene und lichtbraune Streifen am Halse fehlt. Die Beine sind ganz weiß, zuweilen ein wenig graulich gefleckt.

Der Schnabel an beyden ist zehn Linien lang, stark, sehr gekrümmt, spitzig, an der Wurzel schwärzlich, übrigens gelbgrün oder hellgrün. Der Augenstern blaßgelb oder Saatgrün. Die Zehen braun, die Klauen scharf und schwärzlich.

Die Länge beträgt zehn ein halb Zoll, die Flügelbreite ein Fuß eilf Zoll. Der Schwanz ist allein drey ein viertel Zoll lang. Das Gewicht beträgt zwölf Unzen. Gerupft hat diese Eule die Größe einer Misteldrossel *), wohl bemerkt,

*) Nach Linné ist sie nicht viel größer als ein Sperling, welches aber nur dann, wenn sie gerupft ist, der Fall seyn kann.

merkt, wenn diese gerupft ist. Mit den Federn sieht sie weit größer aus.

Auch diese Eule ist für die abergläubischen Leute beynahe noch mehr ein Gegenstand des Schreckens, als die Schleyereule. Sie schnaubt und bläßt ebenfalls wie jene, und stimmt häufig ein klägliches Geschrey an, das fast wie Kiwit! Kiwit! klingt. Sie wird in einigen Gegenden der Klivit genannt; und wenn man ihr Geschrey hört, von ihr gesagt: Der Klivit ruft zur Leiche. Was sie den Abergläubigen am furchtbarsten macht, ist die ihr mehr als andern Eulen eigene Gewohnheit, nach dem Lichte, dann aber auch besonders nach den Krankenstuben zu ziehen, zu denen sie vermuthlich durch ihre feinen Geruchsnerven, und weil sie die Ausdünstung der Kranken wittert, herbeygelockt wird; und sie kann daher oft zufällig ein Todtenprophet werden. Faulfieber, Friesel und andere dergleichen Krankheiten reizen sie am stärksten. Büffon läugnet dies zwar und behauptet, jene Gewohnheit sey blos der Schleyereule eigen. Die Erfahrung aber beweist das Gegentheil. Göze sagt, er habe es selbst erlebt, daß dieser Vogel des Abends an den Fenstern der Krankenstuben herumgeflattert ist, jämmerlich geschrieen und die Leute in kein geringes Schrecken gesetzt hat. Als er, Göze, einmal krank gewesen, hat sich das Käuzchen vor das Fenster in einen Baum gesetzt und ihm seine fatale Nachtmusik angestimmt, woraus mancher Nachbar nichts Gutes für sein Leben ominirt hat. Zuweilen flattert das Käuzchen auch am Tage herum. Man bemerkt aber auch an der Unregelmäßigkeit seines Fluges, daß es das Tageslicht nicht gut ertragen kann, sondern gar sehr davon geblendet wird.

Das

kann. Er hat ihr daher den Namen Strix passerina beygelegt; so wie sie denn von einigen auch Zwergeule genannt wird.

Das Käuzchen nistet in alten Gebäuden, unter dem Dache, auf dem Gebälke, in Mauerlöchern, in Felsenklüften, auch in hohlen Bäumen. Zuweilen, sagt Göze, ist der Patron so dreist, daß er in den Zuglöchern der Stuben, die in steinernen Gebäuden über den Fenstern sind, sein Wochenbett aufschlägt. Das kunstlose Nest besteht aus wenigem Reiswerk. Das Weibchen legt zwey bis vier weiße Eyer, die es abwechselnd mit dem Männchen in funfzehn bis sechszehn Tagen ausbrütet. Es hat die Gewohnheit, die alten Brutlöcher wieder aufzusuchen. Es kann gezähmt viele Jahre durch mit getrocknetem Schöpsenfleisch, welches aber, nachdem zuvor Haut, Knochen und Fett abgelöset sind, zwey Tage vor dem Füttern eingewässert werden muß, erhalten und gleichsam als Stubenvogel gehalten werden. In Thüringen bedient man sich seiner zum Vogelfange. Es wird an eine befestigte Stange mit einem Riemen gebunden, um welche eine Menge Leimruthen gesteckt sind, und dann so lange mit Wasser besprengt, bis es auf- und abfliegt, um die kleinern Vögel herbeyzulocken, von denen es häufig verfolgt, vom Habicht aber zuweilen gefangen und gefressen wird.

Das Käuzchen nährt sich hauptsächlich von Feldmäusen, Fledermäusen, Nachtfaltern, Käfern und andern Insecten. Es fängt aber auch kleine Vögel, als Lerchen und Schwalben, und holt diese aus ihren Nestern. Es setzt sich oft vor Tagesanbruch auf die Vogelheerde und hängt sich an die Käfige der Lockvögel, um diese herauszuholen. Es verirrt sich auch wohl in die Taubenschläge, thut aber weiter keinen Schaden, als daß es sie wild macht. Eine große Beute kann es nicht, wie die andern Eulen, ganz verschlucken. Es thut dies nur höchstens dann, wenn es einen kleinen Nestvogel raubt. Die andern rupft es, und zerreißt auch große Mäuse mit dem Schnabel und den Klauen, ehe es sie verzehrt.

Das Käuzchen ist in ganz Europa verbreitet. In Rußland ist es häufig, in Sibirien aber findet man es gar nicht. Sonst ist auch das nördliche Amerika, von der Hudsonsbay bis Neuyork herab, als sein Vaterland anzusehen. Es bewohnt mitunter die volkreichsten Städte und hält sich überhaupt meist immer in Städten, Kirchen, Thürmen, alten verfallenen Gebäuden, Begräbnissen u. s. w., selten in Wäldern auf.

Jagd.

Man kann das Käuzchen auf ähnliche Art, wie die Schleyereule, auf dem Anstande schießen, sonst in der Paarungszeit, wo man es zuweilen am Tage im Felde, auf einem Baume sitzen sieht, und wo man es anschleichen kann. Sie lassen sich, obwohl selten, verleiten, die Dohnen zu besuchen, und werden dort zuweilen gefangen, welches auch hin und wieder auf dem Vogelheerde der Fall ist. Am leichtesten fängt man sie, wenn man auf ähnliche Art, wie ich von der Schleyereule angeführt habe, ein Netz oder einen Fischhaamen vor ihren Schlupfwinkeln aufstellt.

Fünfte Gattung.

Würger oder Neuntödter. (Lanius.)

Die Würger *) können in mehrerer, und selbst in naturhistorischer Rücksicht, ganz füglich zu den Raubvögeln gezählt

*) Sie haben den Namen Würger daher erhalten, weil sie ihren Raub erwürgen und zerfleischen.

zählt werden. Sie geben diesen an Raubsucht und Gefräßigkeit nichts nach. So klein sie sind, so sind sie doch verwegen genug, Krähen, Elstern, Thurmfalken und andere Vögel, die sie an Größe und Stärke weit übertreffen, anzufallen.

„In der ganzen Natur giebt es," wie Büffon sagt, „kein deutlicher Bild von der Gewalt und den Vorrechten „des wahren Heldenmuths, als wenn man diesen Vogel, „der nicht viel größer als eine Lerche ist, (dies gilt nur „von der kleinsten Art) in Gesellschaft mit Sperbern, Fal„ken und andern Tyrannen der Luft herumziehen sieht, ohne „sie zu scheuen, wenn er muthig in ihren Revieren jagt, „ohne sich vor ihrer Ahndung zu fürchten." Sie haben aber auch sonst noch vieles an sich, worin sie mit andern Raubvögeln überein kommen.

Der Schnabel ist bey allen gerade, (ohne Wachshaut), an den Seiten sehr gedrückt; an der Spitze, wie bey den andern Raubvögeln, hakenförmig gekrümmt.

Die Nasenlöcher sind, wie bey vielen Raubvögeln, mit Borstenfedern bedeckt.

Die Zunge ist gespalten oder vielmehr ausgehackt, und sie ähneln auch hierin den Raubvögeln.

Die Füße sind mittelmäßig hoch, stark, unbefiedert, und ganz gespalten, den Krähenfüßen ähnlich.

Einige von ihnen haben das Eigene, daß sie verschiedene kleine Thiere, vorzüglich Insekten erst umbringen und von denselben, wie viele behaupten, eine Anzahl von Neun sammeln, ehe sie sie zu verzehren anfangen; daher man ihnen den Namen Neuntödter beygelegt hat.

Sie machen, wenn man will, gewissermaßen den Uebergang von den Raubvögeln zu den Singvögeln aus, daher sie denn auch Bechstein, wie ich bereits bemerkt habe, von den Raubvögeln, die nach seinem System in der ersten Ordnung aufgeführt sind, abgesondert

und unter den Vögeln der vierten Ordnung aufgenommen hat.

Die Naturkündiger geben für Europa und Deutschland vier, einige fünf Arten, Büffon für Frankreich nur drey Arten an. In der dreyzehnten Ausgabe des Linnéischen Natursystems von Gmelin werden mit Inbegriff der Ausländischen drey und funfzig Arten angegeben. Ich werde mich hier blos auf den großen gemeinen und kleinen grauen Würger — die andern beyden, der rothköpfige und rothrückige, nähren sich blos von Insekten und sind kein Gegenstand der Jagd — einschränken.

Der große gemeine Würger.

Naturgeschichte.

Der große, gemeine Würger, heißt auch sonst noch: großer, grauer, aschfarbiger, großer blauer Würger; größter, großer, Europäischer, gemeiner, blauer, aschfarbiger Neuntödter; Würg- und Worgengel, Busch- und Gebüschfalke, grauer, großer, Afterfalke, Wild-, Sper-, Griegel-, Krük-, Krieck-, Winter-, Berg-, Kraus-, Busch- und Strauchelster, Wächter, wachender Würgvogel, Thornkräzer, Thornkraser, Waldather, Neunmörder, Wildwald, bläulicher Ottervogel, Warrvogel, großer Dorndreher, Wankrengel, Warkrungel, Würgengel, Waldherr, Waldheber, Metzger, Abdecker.

Göze hat ihn in seiner Fauna IV. 293. unter dem Namen: der große graue Würger aufgeführt. In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel findet man ihn II. 173. unter dem Namen: der aschfarbige Würger. (Fr. Pie griche grise.) In Bech-

Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 1306. unter dem Namen: der gemeine Würger.

Der große gemeine Würger ist von der Größe einer Rothdrossel. Der Oberleib ist hellaschblau, an den Steißfedern, über den Augen, an der Stirn und den Schultern, ins weißliche übergehend, von den Nasenlöchern läuft durch die Augen ein starker, schwarzer Streifen, der sich von den weißen Wangen herabsenkt, die untere Seite vom Schnabel bis zum Schwanz ist weiß, an der Brust ein wenig ins röthliche spielend, und graulich gewäßert, im Frühling reinweiß. Die Deckfedern der Flügel schwarz, die Schwungfedern schwarz, mit zwey weißen Flecken auf den Flügeln. Der keilförmige Schwanz hat das Bemerkenswerthe, daß das Schwarze desselben mit vielen dunklern, noch schwärzern Bändern durchzogen ist.

Das Weibchen ist heller auf dem Rücken, und an der Brust mit deutlichen halbkreisförmigen, blaßbraunen Wellenlinien bezeichnet, und etwas schmutziger.

Der Schnabel an beyden ist neun Linien lang, schwarz, an der Wurzel des Unterkiefers, im Winter gelblichweiß, im Sommer bläulichweiß, an den Seiten sehr gedrückt. Der Haken und Zahn sehr groß und scharf; die eyrunden Nasenlöcher mit Borstenhaaren besetzt; die Augen groß und schwarzbraun, die Füße schwarz.

Die Länge des Vogels beträgt zehn dreyviertel Zoll. Die Flügelbreite ein Fuß, drey Zoll. Der Schwanz allein ist vier ein halb Zoll lang. Das Gewicht beträgt vier Loth. Das, was ich vorhin von der Raubsucht und Herzhaftigkeit der Würger im Allgemeinen gesagt habe, gilt vorzüglich von dem großen gemeinen Würger. Er fällt die größern Raubvögel, besonders den Falken und Sperber, sobald sie sich seinem Revier nähern, oft mit solcher Wuth und Grimmigkeit an, daß sie vor ihm fliehen. Oft muß er aber auch diese Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Wenn der Fal-

ke

ke oder Sperber sich von dem ersten unvermutheten Schrecken des Anfalls erholt, so fährt er zuweilen, seiner Ueberlegenheit eingedenk, wie ein Blitz auf ihn los, fällt mit ihm zur Erde, und erwürgt ihn. Für die kleinern Vögel, denen er unaufhörlich nachstellt, ist es nur wenigstens ein Glück, daß ihn die Natur nicht mit den scharfen Krallen und dem schnellen Fluge anderer Raubvögel versehen hat, weil er ihnen sonst noch furchtbarer seyn würde. Er ist bey seinen Räubereien zugleich so eifersüchtig auf andere Raubvögel, daß er bey dem Anblicke eines Habichts, Sperbers oder Falken sogleich ein scharfes, durchdringendes Geschrey hören läßt, wodurch die kleinen Vögel gewissermaßen gewarnt werden, daher er auch den Namen **Wächter** (excubitor) erhalten hat. Es ist dabey bemerkenswerth, daß die kleinern Vögel, ungeachtet er ihr erklärter Feind und Verfolger ist, sich minder vor ihm, als vor andern Raubvögeln scheuen, sondern oft sorglos in eben dem Baume zwitschern, auf dessen Gipfel er sitzt. In seinem Fluge hat er das Eigene, daß er weder weit, noch gerade, noch sehr hoch fliegt, sondern kurz und abwechselnd, schnell auf und nieder, aber schwankend, fast wie der Specht. Man kann ihn daher, bey einiger Aufmerksamkeit, selbst in der Entfernung an seinem Fluge erkennen. Sitzend schnellt er den Schwanz oft auf und nieder, besonders wenn er im Affect ist. Er gleicht sowohl hierin, als in seinem Fluge, der Elster, und wird daher an einigen Orten **Bergelster** genannt. Der große gemeine Würger nistet in Wäldern und gebirgigen Gegenden, auf hohen, auch auf einzelnen Bäumen, besonders auf Obstbäumen im Felde vor dem Gehölze, und zwar nie im Gipfel, sondern meist immer an den untersten Zweigen, ingleichen im Gesträuche. Das weder dicht noch regelmäßig gebaute Nest ist ziemlich groß, und gemeinhin auf einem dreygablichten Aste ausgebreitet, und mehrentheils von Reisern, Grashalmen, Moos, Heydekraut angelegt, oft an den Seiten mit Heu ausgestopft, sonst inwendig mit Wolle und Haaren, unter denen sich bisweilen Hasenhaare

(Hasen-

(Hasenwolle) befinden, gefüttert. Das Weibchen brütet seine fünf bis sieben weißgraulichen, mit blaßolivengrün und aschgrau gefleckten Eyer in funfzehn Tagen aus. Sie brüten zuweilen zweymal im Jahr. Die Jungen, welche in ihren Stoppelfedern grünlich aussehen, werden von den Alten mit Raupen, Heuschrecken und Käfern genährt, und selbst dann noch lange von ihnen verpflegt, wenn sie schon ausgeflogen sind, daher man die Familie oft lange beysammen findet. Die Alten sind in der Brütezeit vorzüglich grimmig, und vertheidigen ihre junge Brut gegen die Anfälle größerer Raubvögel mit vieler Herzhaftigkeit. Sobald ein großer Raubvogel in einiger Entfernung von ihrem Neste vorbeystreicht, stürzen die Alten, oft vereint, mit großem Geschrey auf ihn und nöthigen ihn zur Flucht. Sowohl die Jungen als die Alten lassen sich leicht zähmen und zur Jagd auf kleine Vögel abrichten. Sie werden so zahm, daß sie sich auf die Hand setzen und das ihnen vorgehaltene Futter nehmen. Nur muß man sie nicht mit andern Stubenvögeln frey herumfliegen lassen, weil sie diese gleich anfallen und erwürgen. Sie bringen sich aber auch selbst einander um, wenn man ein Paar beysammen in einen Käfig steckt. Sie haben eine Art von Gesang, der nicht ganz unangenehm ist, und in einzelnen flötenden, schnurrenden Tönen besteht, und den sie besonders vom März bis zum May hören lassen. Sie machen, wie der Tannenheher, mancherley Stimmen nach, den Gesang anderer Vögel ausgenommen, womit es ihnen nicht glücken will. Es ist daher ein Irrthum, wenn von einigen Schriftstellern behauptet wird, daß sie die Gesänge kleiner Vögel nachzuahmen, und zur Zeit der Hungersnoth sogar diese Geschicklichkeit zu nützen verstehen, um andere Vögel herbeyzulocken. Bechstein glaubt, daß man sie vielleicht zum Sprechen bringen könnte, weil sie Töne von sich geben, die der Menschenstimme nahe kommen. Im Winter nehmen sie zwar zum Theil mit Feldmäusen vorlieb, stellen aber dann auch vorzüglich den Goldammern, Finken,

Stieg-

Stieglitzen und Meisen nach. Im Frühjahre sind sie eine Geißel aller kleinen Vögel, die sich in ihrem Bezirke aufhalten. Da ihre Füße, der scharfen Krallen ungeachtet, nur schwach sind, so fangen sie ihren Raub allezeit mit dem Schnabel, treten mit den Füßen drauf und erwürgen ihn. Wenn sie Zeit haben, so zerreißen sie ihn in kleine Stücken, ehe sie ihn verschlucken; klemmen ihn gern hinter einen Erdklos, in ein Fahrgeleis, oder spießen ihn an einen Dorn *), daher der Name **Dorndreher**, und reißen ihn mit dem Schnabel in Stücken. Werden sie aber verscheucht, so tragen sie ihre Beute mit sich fort, und wechseln dann, wenn der Vogel oder die Maus zu schwer ist, im Fluge mit Schnabel und Füßen oft ab. Wenn sie auf ihren Raub herabstoßen, so machen sie allezeit eine Schwenkung, um den Vogel oder die Maus von der Seite zu fassen, stoßen aber auch oft fehl und müssen dann, wie Bechstein sagt, mit einem Schnabel voll Federn vorlieb nehmen, weil sie sich nicht der Fänge bedienen können. Oft flattert er in der Luft, fast wie der Thurmfalke, auf einer Stelle über seinem Raube, bis er glaubt, seinen Stoß anbringen zu können. Im Winter fallen sie zuweilen auch größere Vögel, als: Repphühner, Krammetsvögel, u. s. w. an, obwohl meist immer ohne Erfolg. Auch finden sie sich häufig auf den Vogelheerden ein, und stoßen theils auf die angebundenen Läufer auf dem Heerde, theils auf die Lockvögel im

*) Diese Gewohnheit ist vorzüglich dem rothrückigen Würger eigen, und dieser eigentlich der Vogel, der im May eine große Niederlage unter den Maykäfern, und im Sommer unter den Mistkäfern, Feldgrillen und Heuschrecken anrichtet; und diese Insekten an die Dornen der Schwarz- und Weißdornstaude anspießt, daher man häufig im Felde solche Büsche findet, wo eine Menge dergleichen Insekten durchbohrt stecken. (S. Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage, II. 1342.)

im Käfiche. Ungeachtet sie den Vogelstellern von dieser Seite, und dann auch überhaupt, weil sie die Vögel, die sich auf dem Heerde einfinden, verscheuchen, manchen Verdruß machen, so sind sie ihnen doch auch wieder in anderer Hinsicht nützlich. Sie bedienen sich der gezähmten Würger auf den Vogelheerden, im vollen Sinne des Wortes als Wächter. Sie stellen sie nämlich bey dem Heerde in Doppelkäfichen auf, die innerhalb und außerhalb Gemeinschaft haben. Sobald der Würger, welcher sich gewöhnlich im Vorkäfiche aufhält, einen Raubvogel in großer Entfernung wahrnimmt, so zieht er den Kopf ein, sieht starr nach ihm hin und drückt sich, wenn er näher kommt, immer mehr und mehr. Sobald der Raubvogel Schußnahe ist, und im Begriff auf den Heerd zu stoßen, schlüpft der Würger mit großem Geschrey in den Innkäfich, und macht den Vogelsteller dadurch aufmerksam.

Die Jäger nützen ihn auf ähnliche Art bey den Krähenhütten. Auch die Falkenier bedienen sich seiner bey dem Falkenfange, und zwar auf folgende Art. Sie läufern (befestigen) ihn auf einem Bügel sitzend an, und beobachten seine Bewegungen. Sobald sich ein Falke nähert, hüpft der Würger von dem Bügel in einen für ihn gemachten Rasenkäfich herab, und macht durch die Bewegung seines Kopfes die Gegend bemerklich, wo der Falke ist. Sobald dieser nach der Taube stößt, thut der Würger seinen hellen Schrey. Er muß aber auf dem Fange immer was zu fressen haben, denn er kann nicht eine halbe Stunde Hunger leiden.

Der große gemeine Würger wird in ganz Europa, von Italien an bis über ganz Rußland, angetroffen, nur nicht in Sibirien, weil ihm dort das Klima vermuthlich nicht ansteht. In der hiesigen Provinz ist er häufig, und bleibt, wie in den mehrsten Gegenden von Deutschland, die gebirgigen ausgenommen, Sommer und Winter hier. In den gebirgigen Gegenden soll er sich nur als Strichvogel einfinden,

den, und der Strich, welcher von Anfang des Septembers bis November dauert, in Familien geschehen.

Jagd und Fang.

Der große gemeine Würger ist sehr scheu, und es hält schwer, ihn anzuschleichen.

Man fängt ihn dagegen auf verschiedene Art, theils auf Vogelheerden, wo er, wie ich schon erwähnt, häufig auf die Läufer und Lockvögel stößt, theils auf Leimspindeln, wenn man nämlich einen kleinen Vogel auf einen Busch mit Leimspindeln bindet und diese in ihrer Nähe aufstellt. Einige pflegen auch, und dieser Fang glückt vorzüglich im Sommer, in der Gegend ihres Aufenthalts einen Busch mit Leimruthen zu bestecken und unter demselben ein Nest mit jungen Vögeln aufzustellen, von denen er, wenn sie durch Hunger gereizt schreyen, gar bald herbeygelockt wird. Andere stellen an einem Vogelhause Schlingen von Pferdehaaren auf, noch Andere setzen einen kleinen Vogel in einen Käfich, in eine Steige, welche aber größer, als die in dem zweyten Theile meines Werkes beschriebene Hühnersteige, und so eingerichtet ist, daß die Thür, welche mit einem Stellholze offen gehalten wird, über den Vogel zufällt, sobald er auf das Stellholz tritt. Noch Andere, und dies ist die leichteste und sicherste Methode, bedienen sich eines gewöhnlichen Meisenschlages, der inwendig queerdurch eine von Draht geflochtene Abtheilung hat, durch die der Neuntödter den in der untern Abtheilung befindlichen Vogel gewahr wird. Sobald er auf diesen von oben herabstößt, wirft er vermittelst des Stellholzes den Schlag über sich zu. Er wird endlich auch in der Schneuß gefangen, wenn man Vögel vorhängt.

Kleiner grauer Würger.

Naturgeschichte.

Der kleine graue Würger wird sonst noch kleiner, kleiner grauer, und gemeiner aschgrauer Würger; kleiner, grauer und kleiner aschgrauer Neuntödter, kleine Bergelster, Stein- und Schäckelster, grauer Schäckdikkopf Sommerkrikelster, kleiner Krikelster und Italiänischer Würger, Dorndreher und Dorntreter genannt.

Göze hat ihn in seiner Fauna, IV. 200, und Bechstein in seiner Naturgeschichte, zweyte Auflage, II. 1319. ebenfalls unter dem Namen, der kleine graue Würger, aufgeführt. In der Martinischen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte der Vögel, Theil II. ist dieses Vogels, den Büffon blos für eine Abänderung des gemeinen Würgers, Bechstein aber mit andern für eine eigene Art hält, S. 179 erwähnt.

Er sieht zwar dem großen gemeinen Würger ähnlich, ist aber kleiner als dieser, und unterscheidet sich von selbigem, von welchem er selbst in seiner Lebensart abweicht, durch folgende Kennzeichen.

Der Kopf, Nacken, Hintertheil und die Seiten des Halses, der Rücken und die obern Deckfedern des Schwanzes sind aschgrau, die Stirn schwarz, durch jedes Auge geht ein schwarzer Strich. Der ganze Unterleib ist weiß, die Brust und die Seiten rosenroth überlaufen, die Deckfedern der Flügel schwarz, die Schwungfedern schwarz, mit einem weißen Flecke auf den Flügeln. Der Schwanz keilförmig, die zwey äußersten Federn weiß, die übrigen schwarz, die dritte und vierte mit einer weißen Spitze.

Das Weibchen unterscheidet sich blos dadurch von dem Männchen, daß es kleiner ist, einen kürzern und etwas

etwas schmälern, schwarzen Backstreifen, als jenes, und nur eine einzige weiße Seitenfeder am Schwanze hat. Der Schnabel an beyden ist acht Linien lang, sehr stark — unter allen Würgerarten der stärkste — mit einem großen Zahn, aber kleinen Haken, am Oberkiefer glänzend schwarz. Die Augen kaffeebraun, die Füße schwärzlich. Die Krallen schwarz und nicht so scharf, aber gekrümmter als bey andern Würgerarten. Die Länge des Vogels beträgt neun Zoll, die Flügelbreite vierzehn Zoll. Der Schwanz allein ist drey Zoll zehn Linien lang.

Durch diesen Vogel gränzen die Raubvögel noch mehr wie durch den vorhergehenden an die Singvögel. Er hat das seltne Talent, nicht nur einzelne Töne anderer Singvögel, sondern ihren ganzen Gesang bis zur Täuschung nachzuahmen. Man hört ihn bald wie einen Hänfling, bald wie eine Grasemücke, bald wie eine Lerche, bald gar wie eine Nachtigall singen, je nachdem einer oder der andere dieser Vögel sich in seiner Nähe aufhält. Nur singt er leiser, wie die Vögel, deren Gesang er nachahmt. Bechstein erzählt: er habe einmal in seinem Garten eine Nachtigall ganz leise singen, nach der Jägersprache dichten hören. Als er näher gegangen, habe er auf dem obersten Zweige eines Birnbaums den kleinen grauen Würger entdeckt, der den erborgten Gesang der Nachtigall so laut und schön, und so vollständig, als es seine Kehle vermochte, nachgeahmt habe, daß Bechstein davon getäuscht worden. Er hatte sein Lied, wie Bechstein hinzusetzt, von etlichen Nachtigallen, die an einem, in der Nähe befindlichen Berge saßen, gelernt. Als diese schwiegen und die Lerchen noch sangen, so trillerte er diesen ebenfalls vollkommen nach. Das sonderbare hiebey ist, daß er keinen eigenen Gesang zu haben scheint, nur immer den der andern Vögel nachahmt, und zwar mit einer gewissen Auswahl. Bechstein sagt, es scheint, als wenn er nur das, was schön klingt, einer Nachahmung würdig hielt.

Er nistet gern in Gärten auf einem Apfel- oder Birnbaum, sonst auch auf hohen Erlen und Weiden, und sein großes, unregelmäßiges Nest baut er von Kräutern, Wurzeln und Reisern, und füttert es inwendig mit Wolle und Federn aus. Das Weibchen legt sechs grünlich gefleckte Eyer, brütet gemeinschaftlich mit dem Männchen, und heckt wie der große Würger oft zweymal in einem Jahre. Die Jungen lassen sich leicht aufziehen und als Stubenvögel halten. Sie sind aber, wie der große Würger, so zanksüchtig, daß man sie nicht mit andern Vögeln zusammen bringen muß. Im gezähmten Zustande ahmen sie vorzüglich den Wachtelschlag nach. Die Elstern beunruhigen ihn oft in seinem Neste, und suchen ihm seine Eyer und Jungen zu rauben. Er vertheidigt diese, in Gemeinschaft mit seinem Weibchen, mit vielem Muthe, und meist immer mit gutem Erfolge. Der kleine Würger stößt nicht so häufig, wie der große, auf andere Vögel. Nur beym Regenwetter soll er, wie viele behaupten, den jungen Vögeln nachstellen, und er dann von den Bachstelzen, die sonst friedlich neben ihm wohnen, häufig und mit großem Geschrey verfolgt werden. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Käfern, Feld- und Maulwurfsgrillen, Schmetterlingen und andern Insekten. Er hat eine eigene Art, die Insekten zu haschen. Er sitzt entweder auf einem Baumgipfel, sieht mit unverwandten Blicken auf die Erde herab, und schießt, sobald er einen Käfer oder anderes Insekt gewahr wird, wie ein Pfeil herab, nimmt es auf und verfügt sich wieder auf den Baum, um den Raub, den er unter die Füße nimmt, in Ruhe zu verzehren, oder er setzt sich auf ein Feldgesträuche, und paßt dort seinem Raube auf. Zuweilen flattert er, wie der große Würger, auf einer Stelle, um seine Beute auszuspüren und zu erhaschen. Er tödtet die Insekten oft aus bloßer Mordsucht, und läßt sie liegen. Sein Flug ist leichter, sanfter und regelmäßiger, wie der des großen Würgers. Er schwimmt beynahe wie der Falke in der Luft.

Er ist in ganz Europa verbreitet. In der hiesigen Provinz wird er nicht so häufig wie der große Würger angetroffen. Er zieht im Herbste fort und kehrt im Frühjahr zurück.

Jagd.

Der kleine Würger ist bey weitem nicht so scheu, wie der große gemeine Würger, und man kann ihm mit der Flinte leicht beykommen, ihn aber auch eben so leicht in Leimruthen, Schlingen, Steigen und Meisenschlägen fangen.

Zweyte Abtheilung.

Raubvögel, denen diese Benennung, zwar nicht in naturhistorischer Rücksicht, wohl aber dem allgemeinen Sprachgebrauche zufolge beygelegt wird.

Es gehören hieher alle Raben und Krähen, Dohlen, Elstern und einige Heherarten, welche sich von lebenden Thieren nähren und dem Wildstande allerdings viel Schaden zufügen, daher ich Herrn Bechstein nicht beystimmen kann, wenn er in seiner Naturgeschichte sagt, daß gedachte Vögel von den Jägern mit Unrecht als Raubvögel behandelt werden.

Sie unterscheiden sich von den übrigen Landvögeln durch folgende allgemeine Kennzeichen.

Der Schnabel ist gerade, erhaben, rund, messerförmig, vorne etwas abwärts gebogen, die Wurzel mit

vorwärts liegenden, borstenartigen Federn besetzt, welche die rundlichen Nasenlöcher bedecken. Die Füße sind Gangfüße mit drey gespaltenen Vorderzehen und einer Hinterzehe, ohne Lappen, bis an die Wurzel gespalten.

Die Schenkel sind stark geschuppt. Der Kopf ist verhältnißmäßig größer, als bey andern Vögeln. Bechstein führt alle hieher gehörigen Vögel, unter denen einige aber nicht vom Fleische anderer Thiere leben, in der vierten Ordnung seines Systems unter der Gattungsbenennung, Krähen, (Corvus), an, Göze unter der Benennung Rabenartige Vögel.

Bechstein giebt für Deutschland zehn Arten an, unter denen ich nur diejenigen, die von den Jägern, weil sie den lebenden Thieren nachstellen, zu den Raubvögeln gezählt werden, ausheben werde.

Rabe.

Naturgeschichte.

Der Rabe wird sonst auch gemeiner, eigentlicher, großer, größter, schwarzer, Kiel-, Stein-, Aas-, Kohl-, Kolk-, Kulk- und Goldrabe, großer Aasrabe, Rab, Raab, Rapp, Raue, Golker, Kolkraue, Colgrave, Kolkrave, Volkrabe, gemeiner schwarzer Rabe, großer Galgenvogel, große Krähe, auch, obwohl mit Unrecht, gemeine Krähe genannt.

In der zweyten Auflage von Bechsteins Naturgeschichte ist er II. 1148. unter dem Namen: die große Krähe oder der Kolkrabe — ich habe den Namen Rabe beybehalten, weil er den Jägern mehr unter diesem bekannt ist, in der Fauna von Göze IV. 413. unter der Benennung:

nung: der Kolkrabe, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Otto *) VII. 27. unter dem Namen: der Rabe, (franz. Corbeau) in Döbels Jagd-Praktika, I. 82. unter dem Namen, der Kolkrabe, aufgeführt.

Dieser allgemein bekannte Vogel ist durchaus schwarz, oben mit einem violetten, unten und an den Schwungfedern, auf dem Schwanze, wie an den großen Rückenfedern mit einem grünen, und an der Brust mit einem purpurfarbenen Glanze oder Widerschein, den man besonders gewahr wird, wenn er in der Sonne sitzt. Der Körper ist stark und kraftvoll, wie sein ganzes Ansehen; das Weibchen ein wenig kleiner, sonst dem Männchen durchaus gleich.

Der glänzend schwarze Schnabel, — diese Schwärze geht bis in den Schlund hinab — ist drey Zoll lang, stark, etwas gewölbt, gerade, an der Spitze etwas abwärts gekrümmt, mit einem kleinen, schwarzen, blauglänzenden Zahn an jeder Seite. Der Augenstern hat einen doppelfarbigen, nach außen zu weißgrauen, nach innen graubraunen Ring, die Füße sind stark geschildert, und drey Zoll hoch.

Die Länge des Vogels beträgt zwey Fuß drey Zoll, die Flügelbreite vier Fuß, die Länge des keilförmigen, abgestumpften Schnabels für sich allein neun ein halb Zoll. Das Gewicht bis drey Pfund.

Die Naturkündiger geben als Farbenvarietäten den weißen, schwarz und weißbunten, den semmelgelben und den weißbärtigen Kolkraben an.

Dieser Vogel ist von jeher wegen mancher Eigenheiten berühmt gewesen. Der Ruf von ihm ist, wie Büffon

*) Büffons Naturgeschichte ist bis zum sechsten Theile, dieser mit inbegriffen, von Martini, die übrigen Theile nach Martini's Ableben, von Otto übersetzt.

Büffon sagt, noch viel übler, als er ausgebreitet ist. Man hat ihn jederzeit als den schlechtesten, schändlichsten und ekelhaftesten Raubvogel angesehen.

Es ist nun wohl der Mühe werth, die manchen merkwürdigen Eigenschaften dieses Vogels ein wenig näher auseinander zu setzen.

Er besitzt zuförderst viel Muth und Kühnheit, und ist verwegen genug, es selbst mit dem weit größern, stärkern Steinadler aufzunehmen, wenn dieser in seiner Nachbarschaft nistet, oder sonst seinem Neste zu nahe kömmt. Ein einziger Rabe ist dem Steinadler freylich nicht gewachsen. Wenn er den letzteren aber in Gesellschaft seines Weibchens anfällt, muß jener meist immer sein Heil in der Flucht suchen.

Er hat einen außerordentlich scharfen Geruch, übertrifft darin meist alle bekannte Vögel, und wittert das Aas auf eine Stunde weit. Göze erzählt zum Beweise seiner feinen Witterung, daß sich in der hiesigen Provinz die Raben einmal angeblich alle verlohren, aber auch im Jahre 1774, als eine Viehseuche einriß, in großer Menge wieder eingestellt hätten, wovon ich aber, aufrichtig gestanden, weder etwas gehört, noch es als Jäger bemerkt habe. Der Rabe ist von jeher in der hiesigen Provinz häufig vorgefunden worden. So viel ist aber gewiß, daß er selbst den Jäger in einer großen Ferne wittert, wozu freylich sein scharfes Gesicht viel beyträgt. Es ist aber auch unläugbar, daß er die Witterung vom Schießpulver hat; weil er den Jäger, — und es ist dies auch bey andern Raubvögeln der Fall — ohne Flinte, oft nahe genug herankommen läßt, dagegen er, sobald man eine Flinte mit sich führt, äußerst scheu ist *). Sein Hang zu Diebe-

*) Göze ist der Meynung, daß ihn nicht sowohl der Pulvergeruch, als die Witterung von der Person des Jägers und die ihm

Diebereyen ist eben so allgemein bekannt, wie das Sprichwort: Er stiehlt wie ein Rabe. Er hat dies zwar mit allen seinen Gattungsverwandten gemein, die ebenfalls die Neigung haben, alles, was Glanz hat, besonders Geld und anderes Metall, in ihr Nest zu tragen, oder sonst zu verbergen. Der Rabe ist aber, wie Göze sagt, unter allen seines Gleichen der ärgste Dieb. Man erzählt davon viele auffallende Beyspiele, und unter diesen solche, wo zuweilen unschuldige Personen, besonders Dienstboten, in den Verdacht des Diebstahls gekommen sind. Hier unter mehrern Geschichten eine, die auch Göze in seiner Fauna erzählt. In älteren Zeiten wurde einem gewissen Könige ein kostbarer Ring gestohlen und die Schuld dem Kammerdiener gegeben. Der Mensch wurde ohne weitere Untersuchung gehenkt, der Ring aber eine geraume Zeit nachher in dem Neste eines Raben wieder gefunden, den sich der König zu seinem Vergnügen hielt *). Die Reue des Königs

ihm bekannt gewordene Kleidung so scheu macht. Er erzählt, er habe es mit eigenen Augen gesehen, daß ein Jäger, der einen Raben in der Ferne erblickte, seine Flinte einem Köhler gegeben habe und zurückgeblieben sey, der Köhler aber in einer Entfernung von sechzig Fuß den Raben erlegt habe. Ich will dies nicht geradehin bestreiten, kann aber andere Beyspiele anführen, wo Jäger das nämliche versuchten und der Rabe demungeachtet nicht Stand hielt; ein Beweis, daß er nicht sowohl den Jäger, sondern den Pulvergeruch der Flinte von weitem wittert.

*) Während meines Aufenthalts in Wien wurde mir von mehrern glaubwürdigen Personen ein ähnlicher Vorfall, der sich dort ereignet hatte, erzählt. In einem der ersten Häuser war ein brillantener Ring von großem Werthe verschwunden. Der Verdacht fiel auf eine Kammerjungfer. Sie wurde durch die damals noch übliche Tortur zum Bekenntniß gebracht und hingerichtet, der Ring aber hinterher in einem Schlupfwinkel gefunden und mit Ueberzeugung ausgemittelt,

Königs war nun zu spät. Indessen ließ er zum Andenken dieser Geschichte einige Dukaten mit einem Raben, der einen Ring in dem Schnabel hielt, schlagen, welche noch jetzt den Namen Rabendukaten führen.

Der Rabe ist äußerst gelehrig und lernt leicht Worte sprechen, zu welchem Ende ihm das Zungenband in der Jugend gelöset wird, obwohl viele behaupten, daß dies unnöthig ist und zur Erleichterung seiner Redegabe wenig beyträgt. Die Geschichte vom Kaiser August, den, als er von einem Siege zurückkam, ein abgerichteter Rabe mit dem Gruß empfieng: Ave! Caesar, Victor, Imperator! (zu deutsch: Willkommen! Kaiser! Sieger! Herrscher!) ist sehr bekannt. Ein anderer Rabe im alten Rom war so gelehrig, daß er des Morgens den Tiberius, Germanikus, Drusus und das römische Volk begrüßte, daher er denn auch von diesem sehr geachtet wurde. Als er einmal einem Schuster seine Schuhe mit Koth bewarf, und von diesem im Zorn getödtet wurde, so erschlug das Volk den Schuster, und dem Raben wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gegeben *).

Göze erzählt mehrere, zum Theil lustige Anekdoten von sprechenden Raben, unter denen er aber auch manche aufgenommen hat, die einem Mährchen ähnlich sind. So erzählt er unter andern von einem: er sey zuweilen so eigensinnig gewesen, daß er durchaus nicht habe sprechen wollen. Man habe dann sogleich einen Apothekerburschen, der sich viel mit ihm abgab, hereingerufen. Dieser habe ihn mit den

telt, daß er von einem Raben, den man im Hause hielt, dorthin getragen sey.

*) Der Rabe stand in dem alten Rom überhaupt in großem Ansehen. Die Wahrsager achteten besonders auf ihn. Sie beobachteten die Art seines Fluges und seiner Stimme, und richteten darnach ihre Deutungen ein.

den Worten angeredet: Du! willst Du nicht sprechen? und nun habe er ihm eine derbe Ohrfeige gegeben. Der Rabe habe dann gleich erwiedert: so mot eck jo wohl (so muß ich ja wohl) und nun habe er alles gesprochen, was er gewußt hätte.

Der Rabe hat einen schönen, hohen Flug. Im Frühjahr, zur Paarungszeit, schweben Männchen und Weibchen in schönen Kreisen hoch in der Luft, besonders bey heiterm Himmel. Sie sollen eine Vorempfindung von Veränderung des Wetters haben. Wenn sie bey gutem Wetter ihr tiefes, heiseres, krächzendes Geschrey hören lassen, so soll es schlechtes Wetter, bey schlechtem aber, gutes bedeuten. Wenn ein Gewitter in der Nähe ist, sollen sie, wie viele behaupten, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Felde in den Wald zurück eilen. Andere wollen sie im Sturm und Gewitter hoch in der Luft gesehen, und dann einen hellen, leuchtenden Streif an der Spitze des Schnabels bemerkt haben, welches nach Büffon von der elektrischen Materie, herrührt, wovon die obere Atmosphäre zur Zeit des Gewitters erfüllt ist. — Daher villeicht die dem Raben in ältern Zeiten neben dem Zeus angewiesene Stelle.

Sie erreichen ein sehr hohes Alter. Man sagt, sie sollen über hundert Jahre alt werden. Man erzählt von einem Raben in Spanien bey Renda, der sogar seit drey hundert Jahren alle Jahre wieder gekommen ist, und den man sehr gut an einigen weißen Federn in den Flügeln und im Schwanze erkannt hat *).

Ge-

*) Bechstein rügt diese offenbar übertriebene Erzählung in seiner Naturgeschichte mit Recht. Wer ein wenig in der Natur zu Hause ist, sagt er, weiß, wie wenig Vögel im Freyen nur das zehnte bis zwanzigste Jahr erreichen. — Im gezähmten Zustande, wo sie vor den Nachstellungen der Menschen und anderer Thiere sicher sind, mögen einige nun freylich ihr Leben höher hinausbringen.

Gezähmt richten sie, wenn man sie frey herum gehen läßt, manchen Unfug im Hause an, stehlen und schleppen oft Sachen von Werth fort, zerreißen Papiere, Strickzeuge, leben mit Hunden und Katzen im beständigen Kriege, und was der muthwilligen Streiche mehr sind. Bey der Zergliederung des Raben hat man gefunden, daß sie an ihren Luftröhren besondere Muskeln haben, vorne vier, und hinten zwey, die sich mit den Spitzen in den Seitenmuskeln der Ringe verlieren, und die vermuthlich zur Bildung der Stimme dienen, weil beyde Geschlechter damit versehen sind.

Der Rabe nistet entweder in dem Gipfel der höchsten Bäume, besonders in Tannen und Eichen, oder in unersteiglichen Felsenklüften und Mauern alter zerstörter Bergschlösser, meist immer an unzugänglichen und nicht leicht aufzuspürenden Oertern. Das kunstlose große Nest besteht aus Reisern und Rasenstücken, und ist inwendig mit Gras, Moos, Wolle u. s. w. ausgefüttert.

Das Weibchen legt im März oder April, nach Verhältniß des Klima und der Witterung früher, auch später, vier bis fünf, selten sechs blaßgrüne, mit vielen braunen Flecken und Strichen gezeichnete Eyer, und brütet, wie einige wollen, gemeinschaftlich mit dem Männchen, nach andern ohne mit diesem abzuwechseln, in zwanzig Tagen die Jungen aus. So viel ist gewiß, daß das Männchen während des Brütens für reichliche Nahrung sorgt, auch wenn die Jungen ausgebrütet sind, oft in Gesellschaft des Weibchens ausfliegt, um Vorräthe einzusammeln. Im Anfange nähren sie die Jungen bloß mit Insekten, späterhin tragen sie ihnen aber auch Vögel zu. Doebel erzählt, er habe einmal einen Raben zur Brütezeit im Fluge geschossen, der einen jungen Hasen gefangen hatte, um diesen nach dem Neste zu tragen. Die Stein- und Baummarder stellen den Jungen häufig nach. Wehe aber diesen Schleichern, sagt Göze, wenn sie die Alten dabey ertappen! Sie strafen sie auf fri-

scher

scher That, hacken ihnen die Augen aus, und erwürgen sie für ihre Jungen. Sie vertheidigen diese eben so herzhaft gegen die Anfälle anderer Raubvögel, und jagen diese, sobald sie sich dem Neste nähern, aus dem Reviere. Die Jungen sehen im Anfange nicht so schwarz als im Alter aus, nach einigen sind sie eher weiß als schwarz. Die Alten sollen sie daher, wie viele behaupten wollen, in den ersten Tagen vernachlässigen, und sie nicht eher füttern, bis sie schwarze Federn bekommen. Büffon, der dies ebenfalls anführt, setzt hinzu, er sähe bey dieser Diät, wie er sich ausdrückt, nichts, als was man beynahe bey allen Thieren beobachtete. Alle bedürften etwas Zeit, um sich an ein neues Element und ihr neues Daseyn zu gewöhnen. Die jungen Vögel wären in dieser Zeit nicht aller Nahrung beraubt, sondern erhielten diese durch den Rest vom Dotter, der in ihrem Bauche vorhanden wäre. Sobald die Jungen flügge sind, fliegen die Alten mit ihnen ins Feld, und weisen ihnen ihre Nahrung an, leiden sie aber dann nicht weiter um sich, jagen sie vielmehr, sobald sie sich selbst ernähren können, aus ihrem Reviere. Der Rabe leidet kein anderes Nest neben dem seinigen, und wenn es auch das Nest seiner eigenen Kinder wäre. Sie hecken oft, wenn die Witterung günstig ist, zweymal im Jahr, bauen dann aber und zwar oft auf demselben Baume ein neues Nest, weil das alte gemeinhin so verunreinigt ist, daß man es schon von weitem riecht. Viele wollen schon zwanzig Rabennester auf einem Baume gefunden haben. Es ist dies aber ein Irrthum, und es haben diejenigen, die dies behaupten, die Nester der Saatkrähe, von denen man oft mehrere auf einem Baume antrifft, mit den Rabennestern verwechselt. — Daß sie leicht zu zähmen und sehr gelehrig sind, ist schon erwähnt worden. Sie werden unter andern auch zum Vogelfange abgerichtet. Sie werden so zahm, daß sie dem, der sie füttert, wie die Hunde nachlaufen, oft Viertelstunden weit wegfliegen, und von selbst zurückkehren. Ich habe einen gezähmten Raben gekannt, der seinen Herrn, einen Domä-

nen-

nen-Beamten in der hiesigen Provinz, wenn dieser in die Felder ritt, beständig begleitete, sich dann immer im Fluge nahe bey dem Pferde hielt, sogar mit ihm auf die Jagd zog, dadurch aber auch so aus Schießgewehr gewöhnt wurde, daß er am Ende, als er einmal allein ausflog, von einem fremden Jäger, der ihn für einen wilden Raben hielt, und dem er sich ungescheut näherte, zum Leidwesen seines Herrn erschossen wurde.

Das Fleisch der Raben soll von einigen nördlichen Völkern gegessen, die schwärzliche Haut aber zu Kleidern genützt werden. Die Rabenkiele werden, wie allgemein bekannt ist, zum Zeichnen und Schreiben, besonders aber zur Befiederung der Tangenten am Klavecin gebraucht. Im Norden werden aus den gespaltenen Federkielen Angelschnüre, aus den Flügeln aber Bürsten verfertigt.

Der Rabe kann mit vollem Rechte zu den gefährlichsten Raubvögeln gezählt werden. Er raubt Hasen, junge Rehe, Repphühner, Fasanen, hohlt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten, Gänse vom Hofe weg, und trägt seine Beute in den Klauen, oft auch im Schnabel fort. Außerdem frißt er Heuschrecken, Frösche, Mäuse, Schnaken, Eidechsen, Mistkäfer und alles, was ihm vorkömmt. In Ermangelung des Aases, welches er sehr liebt, und wie schon gesagt worden ist, in großer Ferne wittert, geht er auch nach Kirschen, Aepfeln, Birnen, Kartoffeln, und wenn diese fehlen, selbst nach Unrath und Mist. Im Norden soll er gemeinschaftlich mit dem weißen Bären, dem arktischen Fuchse und dem Adler rauben, dort dem Eydervogel und andern Vögeln die Eyer aussaufen, den Abfall vom Robben, ingleichen Uferfische und Schaalthiere fressen, welche letztere er von einer großen Höhe herabwirft, daß die Schaalen zerbrochen werden, und er das inwendig befindliche Thier zu sich nehmen kann. Er soll auf dem Harze sogar die Forellenbäche besuchen, auch nach Krebsen sehr lüstern seyn.

Man

Man will zwar behaupten, daß der Rabe sogar die Ochsen anfällt, ihnen die Augen aushackt, und sie dann stückweise auffrißt. Es ist dies aber offenbar ein Irrthum. Wenn man zuweilen gesehen hat, daß er auf die Ochsen fliegt, so geht er hier bloß den sogenannten Enderlingen nach.

Der Rabe ist in der ganzen bewohnten Welt verbreitet. In Europa bis Finnland, Island und Grönland hinauf. In Asien, Sibirien, Kamtschatka, bis Syrien herab, in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Im nördlichen Amerika bis Neuspanien. Nur in Sardinien soll er, wie Cetti in seiner Naturgeschichte von Sardinien II. 68 anführt, selten seyn, weil die große Menge von Geyern dort fast alles auffrißt, und dem Raben nichts übrig läßt. Die wenigen dort vorhandenen sollen sich größtentheils von Feigen nähren, und man diese durch Schildwachen vor ihnen zu sichern suchen.

J a g d.

Der Rabe hält als ein äußerst scheuer Vogel dem Jäger selten Stand, ausgenommen im Winter, wo man ihnen zuweilen beym Aase und auf Misthaufen beykommen kann. Sie sind selbst auf den Krähenhütten sehr scheu, und setzen sich selten auf. Wenn man beym Schnee einen Platz mit Rinderblut beschüttet, und sich an einem verborgenen Orte in der Nähe anstellt, so kann man sie noch am leichtesten schießen. Einige Jäger pflegen klein gestoßene Krähenaugen — ein amerikanisches Saamenkorn (Nux vomica) — auf das Rinderblut zu streuen. Sie fallen dann, wenn sie es genossen haben, betäubt hin, und man kann sie dann erhaschen. Es muß dies aber in dem ersten Augenblick, wo sie zu taumeln anfangen, geschehen, weil sie sich sonst bald, obwohl nur auf eine kurze Zeit, in so weit erholen, daß sie davon fliegen, hinterher aber sterben. Die Grönländer sol-

len sie, wie viele erzählen, auf eine leichte Art fangen. Sie verstecken sich in einer in Schnee vergrabenen Höhle, und bedecken die Oeffnung, wo die Lockspeise angebracht ist, sehr dünne mit Schnee. Sobald sich der Rabe aufsetzt, fällt er durch, und wird dann bey den Füßen ergriffen. Sie werden auch mit Falken gebaizt.

Rabenkrähe.

Naturgeschichte.

Die Rabenkrähe heißt sonst auch Krähe, *) gemeine, schwarze, Haus-, Aas- und Feldkrähe, gemeiner, schwarzer Feld- und Mittelrabe, Krährabe, schwarzer Krährabe, schwarze Raubkrähe, Rabe, Krabe genannt.

In Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage II. 1167 findet man sie unter dem Namen: Rabenkrähe: unter eben dieser Benennung aber auch in Göze's Fauna IV. 429; in der von Otto übersetzten Naturgeschichte der Vögel von Büffon, VII. S. 77 gleichfalls unter dem Namen: Rabenkrähe, (Franz. Corbine ou Corneille noire) in Besekes Naturgeschichte der Vögel Kurlands aber, S. 31 unter dem Namen: die schwarze Krähe (Corvus Corone) aufgeführt.

Die

*) Wenn man sich hier zu Lande, ingleichen in Churland, auch in Pommern, des Worts: Krähe, ohne weitern Zusatz bedient; so wird darunter nicht die Rabenkrähe, sondern die graue Krähe, welche hier unter allen Krähenarten die gemeinste und häufigste ist, verstanden.

Die Rabenkrähe unterscheidet sich beym ersten Anblick von dem Raben bloß dadurch, daß sie etwas kleiner ist. Sie ist, wie der Rabe, dunkelschwarz, am Oberleibe mit violettem oder bläulichem Glanze. Das Weibchen ist etwas kleiner wie das Männchen, sonst aber von diesem fast gar nicht zu unterscheiden.

Der glänzend schwarze Schnabel ist zwey ein halb Zoll lang, stark, gewölbt, oben an der Spitze gekerbt, aber nicht so stark und auch nicht so gekrümmt, als an dem eigentlichen Raben. Die runden Nasenlöcher sind mit schwarzen, starken Borsten bedeckt. Der Augenstern kastanienbraun, die Füße schwarz. Die Länge des Vogels beträgt ein Fuß zehn Zoll, die Flügelbreite drey Fuß vier Zoll. Der Schwanz für sich ist acht und ein halb Zoll lang.

Die Rabenkrähe hat mit dem eigentlichen Raben sowohl in ihrem Bau und Farbe, als in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit. Sie hat aber auch manches Eigene, wodurch sie sich von dem Raben auszeichnet. Ihr Gang ist, wie bey allen ihren Gattungsverwandten, schreitend und hin und her wankend, aber minder stolz und gravitätisch wie der des Raben. Ihr Geschrey ist heißerer und schnarrender. Ihr Flug ist langsam, aber fest und gewiß. Sie kann den stärksten Windstoß aushalten, der andere Vögel niederwirft *). Ihr Geruch ist, wie der des Raben, äußerst scharf und fein. Sie wittert, wie er, das Aas in

*) Es gilt dies indessen von allen Raben = und Krähenarten. Ihre Schwingen sind an den Spitzen wie Finger ausgespreitet, dagegen sie bey andern Vögeln aneinander gefügt und geschlossen sind. Es kann sich daher auch kein Vogel den Stürmen so aussetzen, wie diese. Der Sturm wirft die Krähen oft thurmhoch, ohne daß sie ihre Richtung verlieren.

einer großen Entfernung, die Maden und Mäuse sogar unter der Erde, den ausgefallenen Hafer unter dem Schnee. Sie ist nicht völlig so scheu wie der Rabe, und nähert sich dem Ackersmann, z. B. beym Pflügen, auf eben die Art, wie die Saat- und graue Krähe, ungescheut, um in der durch den Pflug aufgewühlten Erde Regenwürmer, Käfer u. s. w. aufzusuchen. Sie soll aber, sobald sich ein anders gekleideter Mensch an den Pflug stellt, diesen gleich an der Kleidung erkennen und ihm auf zwey, drey hundert Schritte ausweichen. Ihr Schlaf ist sehr leise. Wenn sie des Nachts beunruhigt werden, so fahren sie mit großem Geschrey auf und schwärmen so lange herum, bis alles wieder ruhig ist. Sie leben mehr in Gesellschaft wie der eigentliche Rabe, und halten sich sowohl Sommer als Winter beysammen. Von ihnen ist das Sprichwort: Keine Krähe hackt der andern die Augen aus, entlehnt *). In Gegenden, wo sie als Standvögel leben, begeben sich, wie Bechstein anführt, einige Familien im October zusammen, wählen, wie es scheint, einen Anführer, der sie des Morgens ins Feld, und des Abends wieder nach Hause führt. Sie werden, wie der Rabe, sehr alt. Daher hieß bey den Alten ein Krähentod ein solcher, der bejahrte Leute traf. Man erzählt von ihnen, daß sie eine treue Ehe

*) Man hat von den Krähen mehrere Sprichwörter entlehnt: eine Krähe sitzt gerne bey der andern; welches mit dem andern bekannten Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, übereinkömmt.

Es heckt keine Krähe einen Zeisig aus. Von ungesunden Aeltern werden gemeinhin ungesunde Kinder zur Welt gebracht. Die Krähe läßt das Hüpfen nicht, böse Gewohnheiten legen sich nicht ab. Eine Krähe über den Rhein geflogen, kommt eine Krähe wieder; dem andern bekannten Sprichworte gleich: Eine Gans flog über das Meer, eine Gans kam wieder daher.

Ehe führen, daß Männchen und Weibchen sich bey der Paarung sehr zärtlich gegen einander betragen, sich sogar wie die Tauben schnäbeln sollen *). Die Alten beobachteten sie daher, wenn sie ihr Glück in der Liebe wissen wollten, und besorgten einen Wittwenstand, wenn sie eine einzelne Rabenkrähe antrafen. Die Rabenkrähe nistet gewöhnlich in Eich- und Kieferhölzern. Es soll in Thüringen Gegenden geben, wo sich funfzig bis hundert Nester in einem kleinen Districte befinden. Nach Bechstein bauet nie mehr als ein Paar auf einem Baume; dagegen Göze versichert, daß auf einem Baume oft zwanzig bis dreyßig Nester angetroffen werden. Es ist hier ebenfalls, wie bey dem Raben, eine Verwechslung mit der Saatkrähe eingetreten. Die Unterlage des Nestes, in welches das Weibchen vier bis sechs blaugrüne, aschgrau und olivenbraun gefleckte Eyer legt, besteht gemeinhin aus Dornen, die zweyte aus Wurzeln, die dritte aus Borke und Schaalen, und die vierte aus Moos. Das Nest ist sonst mit Kuh- und Hasenhaaren, auch Schweinsborsten gefüttert. Das Weibchen brütet gemeinschaftlich mit dem Männchen in achtzehn Tagen aus. Sie vertheidigen ihre Jungen gegen die Anfälle der Marder und Wiesel, die den erstern häufig nachstellen, ingleichen gegen andere Raubvögel eben so herzhaft, wie der Rabe. Wenn sich ein Thurmfalke oder Bussart ihrem Neste nähert, so greifen ihn die Alten muthig an, und sollen oft mit solcher Wuth auf sie stoßen, daß sie ihnen den Kopf spalten. Der große Würger gehört zu ihren gefährlichsten Feinden. Ungeachtet er kleiner ist, als sie, so soll es ihm doch zuweilen glücken, sie in die Flucht zu schlagen und sich der Brut zu bemächtigen. Die Jungen sind leicht zu zähmen, und lernen wie der Rabe Worte nachsprechen. Im Morgenlande sollen sie, wie häufig erzählt wird, gleich den

*) Daher das in alten Zeiten hin und wieder geglaubte Mährchen, daß sich die Rabenkrähe durch den Schnabel begattet.

den Schwalben und Tauben zu Briefträgern gebraucht werden. Sie richten aber, wenn man sie gezähmt frey herumgehen läßt, ebenfalls manchen Unfug im Hause an, und haben, wie der Rabe, die Gewohnheit, alle blanke Sachen zu entwenden und in Schlupfwinkel zu tragen.

Die Rabenkrähe nährt sich zwar hauptsächlich von Regenwürmern und Erdmaden, Engerlingen und Maulwurfsgrillen, und man sieht sie daher gleich der Saat- und grauen Krähe dem Pfluge folgen, um in der aufgewühlten Erde Beute zu suchen. Sie raubt aber auch, wie der Rabe, junge Gänse, Enten, Repphühner, Fasanen und Hasen. Sie besucht die Schlingen und Fallen, um sich der gefangenen Vögel zu bemächtigen. Im Frühjahr stellt sie häufig den Vogeleyern, und unter diesen vorzüglich den Repphühnereyern nach, und soll die Geschicklichkeit haben, ein Loch darein zu machen und sie mit der Spitze des Schnabels ihren Jungen zu bringen. Wenn im Winter eine Rabenkrähe über einem Volk Repphühner schwebt, so soll sich, wie viele erzählen und auch Bechstein versichert, das schwächste sogleich freywillig ergeben, sich im Schnee hinkauern und getödtet werden, unterdessen die übrigen unter ängstlichem Geschrey die Flucht ergreifen. Außerdem frißt die Rabenkrähe Feldmäuse *), nackte Erdschnecken,

*) Bechstein theilt hierüber eine artige Beobachtung mit. In Schnepfenthal hatte ein Lehrer einen Hund, der im Herbst und Winter täglich aufs Feld ging und den Mäusen nachgrub. Sobald er aus dem Hause ging, kamen allezeit zwey Rabenkrähen und setzten sich neben ihm, wenn er ein Mäusenest ausgrub. Er biß dann die Mäuse todt und reichte sie den Rabenkrähen hin. Diese Vögel suchten sich den ganzen Herbst und Winter durch schlechterdings keine Nahrungsmittel selbst, sondern ließen sie sich durch den Hund herbeyschaffen. Wenn er nach Hause ging, so flogen sie in den Wald, sobald er wieder auf das Feld kam, waren auch sie sogleich bey der Hand.

schnecken, Wasserschnecken, Käfer, Krebse, ausgesäetes Getreyde, grüne Saat, Graskeime und Wurzeln, Kirschen, Birnen, Eicheln, Vogelbeeren, Hagebutten u. s. w., ja sogar Pferde-, Vieh-, Menschenkoth und Aas. Wenn sie einen Krebs fangen, so beißen sie ihm, wie unter mehrern andern auch Bechstein als Augenzeuge versichert, beyde Scheeren ab, um sich vor Verletzung zu sichern. Auch haben sie die Gewohnheit, wenn sie Ueberfluß, z. B. von Aas haben, Stücke davon unter Moos und Laub, wie die Füchse, zu verstecken, und sehen dann fleißig nach, ob es noch da ist. In harten Wintern gehen sie da, wo sie sich den Winter aufhalten, in die Städte und Dörfer, um dort Nahrung zu holen, und man sieht sie dann, gleich der grauen Krähe, auf den Straßen herum wandern. Die Rabenkrähe ist zwar in allen Welttheilen verbreitet; in Europa scheint sie aber mehr die südlichen als nördlichen Gegenden zu ihrem Aufenthalte zu wählen. In der hiesigen Provinz, ingleichen in Pommern, ist sie äußerst selten. Beseke versichert dies von Kurland ebenfalls und sagt, er habe noch nie eine erhalten können. In Thüringen gehört sie dagegen, nach Bechstein, unter die allergewöhnlichsten Vögel, so wie sie denn auch in manchen andern Gegenden von Deutschland, z. B. in Sachsen und Böhmen, Sommer und Winter in Menge angetroffen wird.

Jagd und Fang.

Die Rabenkrähe wird, wie der Rabe, beym Aase, auf Misthaufen, und dann auf der Krähenhütte, wo sie sich weniger scheu als der Rabe einfindet, geschossen: sonst aber in eisernen Mäusefallen, welche Schlagbügel haben, auch da, wo sie als Standvogel ist, im Winter auf dem Vogelheerde, in Finkennetzen gefangen. Büffon giebt folgende Art, sie zu fangen an, die nach seiner Versicherung die einfachste und leichteste seyn soll, die aber, wie Bechstein sagt,

und

und zwar mit Recht, die unwahrscheinlichste ist. Es wird nämlich eine lebendige Krähe, auf der Erde oder auf einem Brette, vermittelst zweyer Haken, welche auf beyden Seiten über den Anfang der Flügel fassen, so befestigt, daß die Füße in die Höhe stehen. Die Krähe bewegt sich in dieser ängstlichen Lage, und schreyt ohne Aufhören, bis ihre Verwandten herbey kommen, um ihr Hülfe zu leisten. Die Gefangene greift dann zu, und hängt sich mit dem Schnabel und den Krallen an die herbeykommenden an, um sich zu retten, überliefert aber jene nach einander dem Vogelfänger. In Frankreich tödtet man sie auch mit Sumpf- oder Saubohnen, (Feves de marais) nach denen sie sehr begierig seyn sollen, wenn man vorher verrostete Nadeln hineingesteckt, und sie dann ausgeworfen hat. Man bedient sich auf ähnliche Art, wie vorhin unter dem Artikel vom Raben angeführt ist, der Krähen-Augen, (Nux vomica) um ihrer habhaft zu werden.

Saatkrähe.

Naturgeschichte.

Die Saatkrähe wird sonst noch Hafer-, Acker- und Feldkrähe, schwarze Acker-, Saat- und Feldkrähe, gesellschaftliche und schwarze Krähe, schwarze Kreye, schwarze Krau, Saatrabe, Pommerscher, Sächsischer und Altenburgischer Rabe, Kranveill, Karachel, Karechel, Kurock, Rücke, Haferrücke, Rooke, Rooche, Raube, Raub, Rauch, Roeck, Rouck, Racktschnabel, Grindschnabel genannt. In Bechsteins Naturgeschichte zweyte Auflage ist sie II. 1199. unter dem Namen: Saatkrähe, in Göze's Fauna IV. 437. unter dem Namen: die schwarze

Acker-

Ackerkrähe, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Otto VII. 98. unter dem Namen: Saatkrähe, in Döbels Jagdpraktika, I. 83. unter dem Namen: die Rucke, aufgeführt. Beseke hat sie gar nicht.

In der hiesigen Provinz, wo man sie sehr häufig antrifft, ist sie den Landleuten und dem gemeinen Jäger allgemein unter dem Namen Kareckel bekannt.

Die Saatkrähe ist, beym ersten Anblick, dem Raben wie der Rabenkrähe sehr ähnlich, und man kann sie, wenn man sie von weitem erblickt, leicht mit diesen verwechseln.

Der ganze Körper ist, wie bey jenen, schwarz, fast ins Purpurrothe glänzend, die Schwanzfedern und erste Reihe Schwungfedern ausgenommen, die dunkelgrün schimmern. Sie unterscheidet sich aber von dem Raben und der Rabenkrähe theils durch ihre Größe, — sie ist noch etwas kleiner als die Rabenkrähe — theils dadurch, daß ihr Leib gestreckter, der Kopf dünner, der Schwanz aber nicht wie bey dem Raben keilförmig zugespitzt, sondern wie bey den Tauben zugerundet ist. Das auffallendste und deutlichste Kennzeichen an ihr ist, nach Büffon, die nackte, weißliche, schuppichte, bisweilen räudige Haut, welche den Schnabel, an der Wurzel und über den Nasenlöchern, umgiebt. Auch ist der zwey Zoll vier Linien lange Schnabel dünner, schwächer, zugespitzter, bläßer, und, nach Büffon, weniger geglättet, als bey der Rabenkrähe, der sie, wie gesagt, sehr ähnlich ist. Das Weibchen ist von dem Männchen fast gar nicht zu unterscheiden. Nach Bechstein ist es etwas kleiner, und unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß der Purpurglanz nicht so hoch wie bey jenem ist, und durch weniger Muth, Lebhaftigkeit und Glanz.

Bechstein giebt, als Farbenabänderungen, die weiße, bunte und braune Saatkrähe an.

Göze erzählt viel von den Eigenheiten der Saatkrähe, hat aber unter diesen manches aufgenommen, das sie mit der

der grauen Krähe gemein hat. Wenn er z. B. von ihnen anführt, daß sie sich gern in Gesellschaft einander necken und mit einander spielen, daß, wenn eine etwas gefunden hat, die andere zuläuft, es ihr zu nehmen, und sie dann, wie ein Paar Athleten, gegen einander stehen, daß sie im Herbst gleich nach Bartholomäi, wenn die Jagd aufgegangen ist, auf den Feldern herumschwärmen, ingleichen, daß sie oft schaarenweise auf den bedüngten und gepflügten Feldern liegen, theils um des Mistes willen, aus welchem sie die Fliegen und Käferlarfen ausklauben, theils um die durch den Pflug zu Tage gebrachten Maykäferlarven und Mäuse zu fangen, daß sie dem Pfluge und dem Säemann folgen, daß sie sich öfters auf die Schweine setzen, um von diesen lebendigen Warten, wie er sagt, den Mäusen aufzupassen; *) so sind dies lauter Dinge, die die graue Krähe, und zum Theil auch die Rabenkrähe an sich hat. Sie kommen wirklich mit diesen in manchen Stücken in ihrer Lebensart überein, und ich kann, unter denen von Göze ihnen beygelegten Eigenschaften, vielleicht nur ihre größere Geselligkeit einräumen, durch die sie sich in der That von der andern unterscheiden, und wornach man sie, besonders im Spätherbst, wo wenigstens hier die mehresten fortziehen, in größern Schaaren, als die graue Krähe, welche den Winter über hier bleibt, beysammen trifft.

Die Saatkrähe nistet hier zu Lande häufig. Wenn sie im Frühjahre ankömmt, so versammelt sie sich in großer Anzahl bey den Nestern, die sie den Sommer vorher verlassen hatte, und bessert diese aus, dagegen die Jungen sich neue Nester bauen. Sie wählen hiezu gewöhnlich hohe, in Feldhölzern, an Dörfern und Kirchhöfen befindliche Bäume, besonders Eschen und Kiefern, und suchen unter diesen gern solche aus, die unten kleine Zweige haben, und von denen

*) Sie thun dies vielmehr, um die auf dem Rücken der Schweine befindlichen Läuse aufzusuchen.

denen mehrere bey einander stehen, wahrscheinlich deshalb, damit die Katzen und andere Thiere nicht so leicht heran klettern, und ihnen ihre Brut rauben können. Wenn sie das Nest verfertigen, so brechen sie kleine Zweige von den Bäumen, sammeln Reiser, Strauchwerk und dergleichen, legen diese Materialien an mehrern Orten auf einen Baum, streiten unter vielem Geschrey um den Platz, zerreißen sich oft gegenseitig die Grundlagen der Nester, bis sie alle hinlänglich mit Baumaterialien versehen sind, und jedes die Stelle, um die es streitet, behauptet hat. Sie füttern alsdann das Nest mit Moos, Wolle, Haaren u. s. w. aus, und wohnen, wenn der Bau fertig ist, ruhig neben einander. Man findet oft auf einem Baume zwanzig Nester, die durch kleine Zweige, Dornen und anderes Genist, mit einander, oft mit denen auf andern Bäumen, die neben einander stehen, befindlichen Nestern, in Verbindung gesetzt sind. Es scheint, daß sie deshalb gemeinschaftlich beysammen nisten, um andere, ihrer Brut nachstellende Raubvögel, denen sie einzeln nicht Widerstand leisten können, mit vereinten Kräften, und wo nicht mehr, so doch durch ihr betäubendes Geschrey zu verscheuchen. Das Weibchen legt drey bis fünf grünliche, mit braunen Flecken bezeichnete Eyer. Sie hecken meist immer zweymal im Jahre. Ob das Männchen gemeinschaftlich mit dem Weibchen brütet, ist ungewiß und schwer zu behaupten, weil Männchen und Weibchen sich so ähnlich sind, daß man sie nicht leicht unterscheiden kann. Die Jungen werden von den Aeltern gemeinschaftlich gefüttert. Sie fliegen Anfangs Junius aus. Zu dieser Zeit ist das Geschrey, das die Alten und Jungen machen, so groß, daß man, wie Otto in der Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte, in dem Anhange zur Geschichte der Saatkrähe sagt, bisweilen des Morgens um drey Uhr, in den benachbarten Häusern nicht mehr schlafen kann. Sie verlassen nicht leicht den einmal zum Nisten gewählten Ort. Otto erzählt, er habe alle Jahr einige Saatkrähen bey den Nestern geschossen; auch wären einige Jungen und Eyer

ausge-

ausgenommen, die Nester deshalb von den Alten nicht verlassen, sondern selbige von ihnen im Frühjahre wieder bezogen worden. Ein Habicht hätte die Jungen geholt, und nach dem Geschrey, welches die letztern bisweilen in der Nacht hören lassen, zu urtheilen, wären sie von den Eulen beunruhigt worden: Alles dieses habe aber die Gesellschaft nicht gestört. Als aber, am Ende, ein Paar Raben sein Nest in der Nachbarschaft angelegt, so hätten die Saatkrähen ihre Nester nicht mehr in den gewohnten Bäumen errichtet, sondern alle alte Nester verlassen, und eine kleine Meile davon eine neue Kolonie angelegt. Sie nisten auch zuweilen, wie unter mehrern auch Otto anführt, zwischen den kleinen Säulen und Thürmen, und an den Giebeln alter gothischer Gebäude.

Obwohl die Saatkrähe sich blos von Getreyde, Gras und Graswurzeln, Insekten, Würmern, Feldmäusen, auch Aas nährt, mithin nicht zu den Raubvögeln gehört, so habe ich sie demungeachtet, und zwar, blos deshalb hier angeführt, um den angehenden Jagdliebhaber, dem sie in der hiesigen Provinz häufig vorkommt, und der sie oft mit dem Raben verwechselt, mit diesem Vogel näher bekannt zu machen.

Die Saatkrähe ist in ganz Europa verbreitet. In Deutschland ist sie, nach Bechstein, in manchen Gegenden eine Seltenheit, in andern aber sehr häufig. Im südlichen Deutschlande bleibt sie mehrentheils das ganze Jahr hindurch, im nördlichen dagegen zieht sie im Herbste fort; welches auch in der hiesigen Provinz, wo sie sehr häufig angetroffen wird, der Fall ist.

J a g d.

Die Saatkrähe ist nicht so scheu wie der Rabe, und wird, obwohl sie dem Wildstande keinen Schaden zufügt, in der hiesigen Provinz, wo ihre Fänger den Jägern wegen

des

des Nachtheils, den sie dem Getreyde, besonders den Erbsen verursacht, gleich den Raubvögeln ausgelöst werden, häufig geschossen. Von ihrem Fange gilt das nämliche, was ich bey der Rabenkrähe angeführt habe.

Graue Krähe.

Naturgeschichte.

Die graue Krähe, welche sonst auch Nebelkrähe, Krähe, Kräge, Holz-, Ast-, Luder-, Aas-, Schnee-, Winter-, Schild-, Mantel-, bunte, gemeine, graue Krähe, Nabelkraye, graubunte Krähe, Winter-Krähe, grauer Rabe, grauer Krährabe, Mehlrabe, Graumantel, Graurücken heißt, wird in der hiesigen Provinz Krähe schlechthin genannt, unter welcher Benennung sie hier allgemein bekannt ist.

In Bechsteins Naturgeschichte neue Ausgabe II. 1186., ingleichen in der Fauna von Göze IV. 45. ist sie unter dem Namen: die Nebelkrähe, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Otto: VII. 114. unter dem Namen: die graue Krähe (Fr. *Corneille mantelée*), in Beseckes Naturgeschichte der Vögel Kurlands 31. unter dem Namen: die Näbelkrähe (C. Cornix), in Döbels Jagd-Praktika I. 82. unter dem Namen: Krähe, aufgeführt.

Die graue Krähe hat in ihrem Naturell und Lebensart vieles mit der Rabenkrähe und auch mit der Saatkrähe gemein, gehört aber, da sie dem Federwildprett und andern Vögeln, ingleichen den jungen Hasen nachstellt, mit vielem Rechte zu den Raubvögeln. Sie hat eine unange-

nehme

nehme heißere Stimme, die ihr, wie Bechstein sagt, sehr sauer werden muß, weil sie dabey mit Kopf und Hals eine gar tiefe ängstliche Verbeugung macht. Sie hüpft selten, sondern setzt einen Fuß wechselsweise vor dem andern, wodurch sie sich auch von der Elster unterscheidet. Sie fliegt nicht in so zahlreichen Schaaren, wie die Saatkrähe, und lebt den Sommer über größtentheils einzeln. Im Herbst aber sammelt sie sich in kleinern und größern Heerden, und zieht in Gegenden, wo sie als Strichvogel ist, fort: in andern aber, wie z. B. in der hiesigen Provinz, nach den Städten und Dörfern, wo sie auf den Kirchen und auf den Dächern hoher Häuser schlafen, und von wo sie des Morgens in die Felder fliegen, um Nahrung zu suchen, dagegen sie des Abends, sobald es dunkel wird, in großen Schaaren zu ihrem Nachtquartier zurückkehren. Bey strenger Winterkälte halten sie sich, selbst den Tag über, in Dörfern und Städten auf. Man sieht sie dann in den Straßen ungescheut umher wandern, Knochen und Abgänge von der Küche vor der Thür sammeln, in Dörfern, auf den Misthaufen, die Getreydekörner aus dem Pferdemiste suchen; den Hühnern und Schweinen das ihnen gegebene Futter entwenden und sich mit diesen wohl hin und wieder darüber herum zanken.

Ihre Gestalt ist sehr bekannt. Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Schwanz sind schwarz mit violettem und grünem Widerschein, die Farbe der übrigen Theile hellaschgrau *). Die halben Beine über dem Fußgelenke grauschwarz. Das Weibchen ist etwas kleiner, die schwarze Farbe läuft nicht so weit, wie bey dem Männchen, in die Brust hinein und die helle Körperfarbe fällt mehr ins röthlichaschgraue.

Der

*) Das Schwarze ist durch eine Art von grauem Mantel gleichsam abgeschnitten; daher der Name: Mantelkrähe.

Der zwey Zoll vier Linien lange Schnabel ist stark, vorn gekerbt, etwas abwärts gebeugt, die kleinen runden Nasenlöcher dicht mit barschen Haaren besetzt, der Stern graulich, Schnabel und Füße glänzend schwarz.

Als Farbenabänderungen giebt Bechstein die weiße, schwarz und = weißbunte schwarze Nebelkrähe, die Nebelkrähe mit dem Halsbande, und die Nebelkrähe mit grauem Bauche, die Nebelkrähe mit einem grauen Kopfe, und die Nebelkrähe mit einem dreyeckigen Flecken auf dem Rücken, sonst fast schwarz an. Ich habe von diesen Abänderungen in der hiesigen Provinz nur die beyden letztern, obwohl auch diese höchst selten, angetroffen.

Die graue Krähe nistet gerne in Feldhölzern auf Eichen, Eschen, Erlen und andern Bäumen, wählt aber nicht wie die Saatkrähe hohe Bäume, mit einem unten astlosen Stamme, sondern baut ihr Nest, welches aus kleinen Reisern und Zweigen zusammengesetzt und inwendig mit Moos, Wolle und Haaren gefüttert ist, auf niedrigen, stark belaubten Bäumen, oft selbst in den krausen Apfelbäumen der Obstgärten, nahe bey den Häusern. Man findet nie mehr, als ein Nest auf einem Baume, und sie weichen hierin ganz von der Saatkrähe ab. Das Weibchen legt vier bis sechs hellgrüne, mit feinen, braunen Strichen bezeichnete Eyer, die größer als die Taubeneyer, und etwas länger als die Eyer der Saatkrähe sind, aber nicht immer eine gleiche Farbe und Figur haben, indem man hin und wieder ein weißes Ey unter den grünlichen, oft auch welche, die an einem Ende viel spitziger, als die übrigen sind, antrifft *). Das Weibchen brütet gemeinhin achtzehn

*) Die Eyer der grauen Krähe haben einige Aehnlichkeit mit den Kybitzeyern, und werden hier zu Lande, von gewinnsüchtigen Leuten, wohl hin und wieder den Liebhabern für Kybitzeyer verkauft.

zehn Tage. Sie hecken oft zweymal in einem Jahre, besonders dann, wenn die erste Brut zerstört wird. Die Alten versorgen die Jungen reichlich mit Nahrung, als Mäusen, Würmern *), Schnecken, auch Fischen, und tragen ihnen außerdem im May und im Junius kleine junge Hühner, Enten und Gänse zu. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, halten sie sich noch einige Zeit bey den Alten auf dem Felde, und laufen ihnen mit einem Gepfeife nach, um von ihnen Futter zu erhalten. In den Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde III. 198. wird einer Nebelkrähe mit einem Kreuzschnabel, als eines besondern Naturspiels erwähnt, die auch dort auf der vierten Tafel, Fig. 10. abgebildet ist. Die graue Krähe soll sich, wie von einigen behauptet wird, im Nothfalle mit der Rabenkrähe begatten. Bechstein hält die unter den Farbenänderungen angegebene Nebelkrähe mit dem Halsbande für einen aus jener Paarung entstandenen Bastard.

Die Nebelkrähe gehört zu den gefräßigsten Vögeln ihrer Gattung. Sie ist so wenig ekel, daß sie beynahe alles frißt, was ihr vorkommt. Sie nährt sich von Raupen, Heuschrecken, Feldmäusen, Maulwürfen, Schnecken und Muscheln, welche letztere beyde sie an den Flüssen und an den Ufern des Meers aufsucht, geht im Herbste die Weinbeeren, Kirschen, Birnen und Wallnüsse an, liest hinter dem Pfluge in der aufgewühlten Erde Insekten, Larven und Gewürme auf, sucht in Städten und Dörfern Knochen, Kartoffeln, Ueberreste von Kraut und Rüben, Kuh- und Pferdemist auf, zupft die Aehren, die aus den Scheunen hervorragen, aus, raubt aber auch häufig junge, zahme Hühner,

*) Frisch sagt: daß sie sehr geschickt die Fischernetze auszuklauben verstehen, und wenn man die Fischhälter verläßt, sie sehr bald die am Ende derselben zurückgebliebenen Fische bemerken und herausziehen. — Ich habe dies mehrmalen von ihnen am hiesigen See- und Haffstrande gesehen.

Hühner, Enten, Fasanen, Birkhühner, Repphühner, Wachteln, Lerchen, und stellt den Eyern aller Vögel nach. Bey dem angeschossenen Wildprett findet sie sich, wenn sie in der Nähe ist, gleich ein, verfolgt schwach verwundete Vögel und müde gehetzte Hasen, die ihr, wie die angeschossenen, zuweilen zur Beute werden. Aas und abgestandene oder erfrorne Fische sind ihre Lieblingskost. Sie werden daher für die unreinlichsten Vögel gehalten *).

Ungeachtet nun ihr Fleisch hiernach einen widrigen, unangenehmen Geschmack hat und man es für ungenießbar hält; und ungeachtet es selbst die Hunde verschmähen, so wird es doch nicht nur in einigen außerhalb Europa belegenen Ländern, wie z. B. in der Hudsonsbay; sondern selbst in der hiesigen Provinz, auf der sogenannten kurischen Nehrung, einer schmalen Erdzunge zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haffe, von den dort wohnenden armen Fischern häufig gegessen. Diese, beynahe von allen Lebensmitteln, Fische ausgenommen, entblößten Leute nähren sich, besonders im Winter, größtentheils von eingepöckeltem und geräuchertem Krähenfleische, und halten es sogar für wohlschmeckend. Die jungen, aus dem Neste genommenen Krähen sollen übrigens, wie viele behaupten, wirklich einen nicht unangenehmen Geschmack haben.

Die graue Krähe ist in ganz Europa verbreitet. Im südlichen Deutschland ist sie seltener, als im nördlichen, wo sie, wie in der hiesigen Provinz, einer der bekanntesten Vögel ist.

*) Die Krähe erhält von ihrer unreinlichen Nahrung eine so widrige Ausdünstung, daß sie der Hühnerhund, welcher überhaupt ungern Raubvögel aufträgt, unter diesen beynahe am mehrsten verabscheut. Diese Ausdünstung theilt sich sogar den Federn mit, die daher nicht sehr gebraucht werden. Der gemeine Mann hat, beyläufig erwähnt, den Aberglauben, man könne auf Betten, die von Krähenfedern gestopft sind, nicht sanft sterben.

ist. In Asien bewohnt sie ebenfalls mehr die nördlichen als südlichen Gegenden. In Amerika soll sie dagegen auch in dem nördlichen Theile anzutreffen seyn.

Jagd.

Die graue Krähe ist zwar nicht so scheu, wie der Rabe; es gilt dies aber nur von solchen Gegenden, wo ihr wenig nachgestellt wird. Sie ist zum Beyspiel hier zu Lande, wo man ihr häufig nachstellt, sehr scheu, weniger jedoch, wenn man ihr am Aase und in Krähenhütten auflauert, wo sie am häufigsten geschossen wird, daher ich mich denn auch hier über die Einrichtung der sehr oft erwähnten Krähenhütte ausführlicher auslassen werde. Man wählt zu dieser Anlage einen etwas erhabenen Ort, im freyen Felde, am besten zwischen zwey Feldhölzern in der Nähe eines Dorfes, auch wenn es sich so trifft, in der Nähe eines Schindangers, und überhaupt da, wo man bemerkt, daß die Krähen und andere Raubvögel am meisten vorbeystreichen. Hier läßt man eine acht Fuß lange, und eben so breite, und etwa vier und ein halb bis fünf Fuß tiefe Grube auswerfen, und diese entweder mit Steinen ausmauern, oder mit Bohlen, die anderthalb Fuß über der Erde hervorragen, ausschürzen. Im ersten Falle wird über der Grube ein vier Fuß hohes, rundes Gewölbe, im andern aber von Sparren und Latten ein vier Fuß hohes Dach aufgeführt, dieses aber, wie im andern Falle das Gewölbe, durchaus mit Rasen belegt, damit das Ganze das Ansehen eines runden Erdhügels erhält. Oben im Mittelpunkte des Daches wird ein so großes, rundes Loch gelassen, daß man eine Stange durchstecken kann, auf welcher der Uhu, wie man in der Folge sehen wird, zu stehen kömmt. Der Eingang zu der Hütte wird schräg in die Erde gegraben, und die Thür, um sie besser zu verdecken, ebenfalls mit Moos oder Rasen benagelt. Auf den andern Seiten der Hütte werden zwey Reihen Schießlöcher oder Schießscharten angebracht, die drey Zoll im Gevierte halten,

ten, durch den auswendigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und so eingerichtet sind, daß man sowohl auf die auf der Erde sitzenden, als auf die im Fluge herbeykommenden, oder auf die in einer Schußweite von der Hütte befindlichen trockenen Bäume aufsußenden Krähen und Raubvögel schießen kann. Die vorerwähnten trocknen Bäume, (auch Fallbäume, oder Hackreiser genannt) werden, und zwar gemeinhin drey, den Schießlöchern gegen über, in einer Entfernung von zwanzig Fuß gesetzt. Sie müssen wenig Aeste und gar kein Laub haben, damit man die darauf anfußenden Krähen und Raubvögel desto besser ins Auge fassen kann. Durch die Oeffnung im Dache wird nun eine vier bis fünf Fuß hohe, und etwa zwey Fuß über der Hütte hervorragende Stange gesteckt, auf dieser aber eine mit einem Hasenbalge überzogene Scheibe angebracht, die dem Uhu zum Sitz dient und auf der er jedesmal, wenn man Krähen oder Raubvögel schießen will, angefesselt wird. Man begiebt sich nun, mit einem hinlänglichen Vorrathe von Pulver und Bley und zwey bis drey Flinten versehen, in die Hütte. Es währt gemeinhin nicht lange, so vernimmt man schon aus der Hütte das Geschrey der sich um den Uhu versammelnden Krähen. Sie stürmen anfangs heftig auf ihn, setzen sich dann theils auf die Erde, theils auf die Hackreiser, und man kann oft mehrere auf einen Schuß erlegen. Die übrigen werden weder durch den dumpfen Knall noch durch den Rauch aus den Schießlöchern, auch eben so wenig durch den Tod ihrer Kameraden abgeschreckt. Sie schwärmen vielmehr, anstatt davon zu fliegen, um den Uhu herum, fallen ihn oft mit verdoppelter Wuth an, setzen sich aufs neue auf die Hackreiser, und erleiden eine zweyte, oft eine dritte Niederlage. Der Ueberrest fliegt zwar endlich davon; es stellt sich aber oft gar bald ein neuer Schwarm ein, und man kann in zwey, drey Stunden eine große Anzahl erlegen. Nur muß man nach dem Schusse nicht aus der Hütte gehen und die erlegten Krähen erst dann, wenn sich keine mehr einfindet, aufnehmen. Wenn man gewahr wird, daß

die Krähen scheu zu werden anfangen, so hebt man die Stange, auf der der Uhu sitzt, in die Höhe und rüttelt ihn. Er sperrt dann gewöhnlich die Flügel auseinander, und die Krähen werden dadurch zu erneuerten Anfällen gereitzt. Außer den Krähen kommen auch andere Raubvögel, als Milanen und Hühnerhabichte, diese aber immer nur einzeln, und zwar ohne großes Geräusch herbey. Sie schwärmen gemeinhin nur einigemal um den Uhu herum, fallen ihn zuweilen thätlich an und lassen sich dann auf dem Fallbaume nieder. Wenn der Sperber sich einfindet, so läßt er, wie immer, ein klägliches Geschrey hören, und man vernimmt seine Ankunft oft schon von weitem.

Eine gut eingerichtete Krähenhütte gewährt wirklich viel Vergnügen. Mein theurer Kollege von Wildungen, welcher in seinem Neujahrsgeschenke für Forst- und Jagdliebhaber 1795 S. 70 eine Beschreibung, und S. 17 eine Abbildung von dieser Anlage giebt, sagt am Schluß mit seiner gewohnten Laune:

„Wirklich, meine lieben Jagdkollegen, ist es eine „recht artige Sache um eine solche Krähenhütte. Sie ver„schafft uns in derjenigen Epoche des Jahrs, wo es eben „sonst nichts zu jagen giebt, manches Vergnügen, und „reinigt unsere Forste und Fluren von manchem listigen „Raubvogel, dem man sonst nicht beykommen kann. Vom „übrigen Erdengeräusche entfernt, könnt ihr in dieser kühlen „unterirdischen Klause, die jeder nach seinem Geschmack „ausstaffiren kann, ungestörter, als in der Oberwelt philo„sophiren oder lesen *); bis der Raubvögel hier sehr will„kommene Ankunft euch unterbricht. Wem die Einsamkeit „nicht behagt, dem ists ja auch, dieser Jagd unbeschadet, „vergönnt, von einem nicht allzulaut werdenden Gesellschaf„ter, oder einer trauten Gesellschafterin sich hinabbegleiten

„zu

*) Durch die Schießlöcher wird das Innere der Krähenhütte hinlänglich erhellt.

„zu lassen. — Diejenigen aber, die selbst unter der Erde „ohne Spiel nicht sollten leben können, mögen dann die „geliebten Karten auch dorthin mitnehmen."

Vorerwähnter Verfasser hat zugleich die Einrichtung der Krähenhütte durch eine Erfindung verbessert, die nachgeahmt zu werden verdient. Um den jedesmaligen Transport des Uhu auf die Hütte zu ersparen, ließ er im Dache derselben einen kleinen, mit unbemerkbaren Luftlöchern und einer verschlossenen Thüre versehenen Boden anbringen, in welchen der Uhu nach gehaltener Jagd jedesmal zurückkehren mußte und bis zum nächsten Besuche mit der ihm vorgeworfenen Beute sich füglich behelfen konnte. Die graue Krähe kann in Tellermäusefallen, auf die man ein Stückchen Fleisch bindet, ingleichen an einem Angelhaken, auf den man Fleisch steckt, der aber nicht größer seyn muß, als daß sie ihn schlucken können, gefangen werden. Die Bewohner der Kuhrischen Nehrung stellen eine angebundene Krähe auf, und fangen die durch das Geschrey herbeygelockten Kameraden mit Netzen.

Eine an sich drollige, aber in der That bewährte Methode, die Krähen zu fangen, ist folgende: Man macht aus steifem Papier, am besten aus blauem Zuckerpapier, große Düten, beschmiert diese inwendig mit Vogelleim, legt dann ein Stückchen Fleisch hinein und stellt die Düten zur Winterszeit da, wo sich die Krähen versammeln, mit dem spitze zulaufenden Ende nach unten gekehrt auf. Die nach dem Fleische lüsternen Krähen stecken den Kopf in die Düte hinein, können ihn aber, weil die Düte, vermöge des Vogelleims, an den Federn kleben bleibt, nicht wieder zurückziehen. Sie taumeln dann entweder auf der Erde herum, oder fliegen in gerader Richtung in die Höhe, fallen aber bald wieder zur Erde, und man kann sich ihrer nun bemächtigen.

Die graue Krähe wird auch mit Falken gebaizt.

Dohle.

Dohle.

Naturgeschichte.

Die Dohle wird sonst auch Thurmkrähe, gemeine und graue Dohle, Schneedohle, Thul, Tahle, — von dem hiesigen gemeinen Manne auf Plattdeutsch Tahlke, — Schneekrähe, Schneedahle, Dachlicke, Doole, Tole, Thole, Tahe, Doel, Zschokerl, Tugerl, Aelke, Kayke, Gacke, Schneegäcke, Schneegacke, Thalk, Klaas, Wachtel genannt.

In der neuen Auflage von Bechsteins Naturgeschichte ist sie II. S. 1231 unter dem Namen: die Thurmkrähe oder Dohle; in der Fauna von Göze IV. S. 668 unter dem Namen: Dohle, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Otto, VII. S. 137 auch unter dem Namen: Dohle, (Fr. Choucas) in der Naturgeschichte der Vögel Kurlands von Beseke S. 32 auch unter der Benennung: Dohle, (C. Monedula) in Döbels Jagdpraktika I. S. 83. gleichfalls unter jenem Namen aufgeführt.

Die Dohle ist von der Größe einer Taube. Die Stirn, der Scheitel, der Rücken, der Schwanz sind glänzend schwarz, der anderthalb Zoll lange, an den Seiten gedrückte, keilförmige Schnabel und die Füße schwarz; die Kehle, Brust, Unterleib und Lenden grauschwarz, der Hinterkopf aber und die Seiten des Kopfs nebst dem Nacken schwarzgrau. Das Weibchen ist, wie bey allen Krähenarten, schwer zu unterscheiden. Nach Bechstein geht die helle Farbe des Hinterkopfs und Nackens am Weibchen nicht so weit in den Rücken hinein; der Schnabel ist nicht so schwarz, und der Unterleib mehr schwarzaschgrau. Bechstein giebt sieben Farbenabänderungen an:

1. Die Dohle mit dem Halsbande.

2. Die

2. Die weiße Dohle.
3. Die schwarze Dohle.
4. Die bunte Dohle.
5. Die Dohle mit weißem Hinterkopfe.
6. Die bräunliche Dohle mit weißen Schultern.
7. Die Kreuzdohle.

Er sagt von der letztern, die gleich dem Kreuzschnabel einen übers Kreuz geschlagenen Schnabel hat, daß es mehr gezähmte als wilde von dieser Abart giebt. Vögel, die den Schnabel fleißig wetzen, sind dieser Ausartung nicht ausgesetzt. Findet man sie im Neste; so ist es eine Mißgeburt *)

Die Dohle ist ein äußerst lebhafter, munterer Vogel. Er ist bey weitem gewandter als seine Gattungsverwandten, und zeichnet sich von diesen auch durch seinen schnellen Flug aus, wozu nun freylich sein schlanker Körperbau, und seine zugespitzten Schwingen das ihrige beytragen. Wenn die Dohlen in der Luft herumschwärmen, so kann man sie, selbst in großer Entfernung, durch ihre hurtigen Bewegungen, und durch die mannigfaltigen Schwenkungen, die sie bald hoch, bald tief machen, und dann auch durch ihr unaufhörliches Geschrey von den Raben und Krähen unterscheiden. Wenn sie einzeln fliegen, so gehört schon ein geübtes Auge dazu, um sie von weitem zu erkennen, und sie nicht mit einer Taube zu verwechseln, denen sie im Fluge sehr ähneln. Sie sind sehr gesellschaftlich. Man findet sie

*) Auch Beseke hält sie dafür: „Ich besitze," sagt er, „eine „Anomalie, die einen völligen Kreuzschnabel hat, dessen „krumme Spitzen lang hervorstehen. Es muß dem Thiere „sehr schwer geworden seyn, sein Futter zu nehmen. Wenn „das Thier noch mehrere Jahre gelebt hätte, so wäre nach „der Regel, daß Zähne, Schnäbel u. s. w., die keinen Widerstand leiden, in infinitum wachsen, dieser Schnabel „seiner Anlage nach gewiß äußerst ungestaltet geworden."

sie immer in größern oder kleinern Schaaren beysammen, oft auch in Gesellschaft der Raben und Saatkrähen, zu denen sie sich gerne halten. Sie haben in ihrem Naturell und in ihrer Lebensweise viel eigenes. Niemand hat sie vielleicht so genau beobachtet, als Göze. Sie sind, seinem Geständnisse nach, von Jugend auf seine Lieblinge gewesen. Das, was er aus eigener Erfahrung über ihre Lebensart und Eigenheiten niedergeschrieben hat, verdient seinem ganzen Inhalte nach gelesen zu werden. Ich kann es mir nicht versagen, eine Stelle aus seiner interessanten Beschreibung auszuheben, die in der That sehr charakteristisch ist.

„Wo sie in den Stadtthürmen wohnen, ist ihr beständiges Geschäft, den ganzen Tag um den Thurm herumzufliegen, zu schreyen, sich zu jagen, und zuweilen eine Exkursion über die Stadt und ins Feld mit allgemeinem Geschrey zu machen, und langsam und einzeln ohne Geschrey wieder zu kommen. Wenn sich zuweilen an dem hohen Ascherlebenschen Thurme keine einzige sehen ließ, und es wurde am Sonntage mit allen Glocken geläutet, so kamen sie aus allen Löchern hervor, und schwärmten so lange, als geläutet wurde, um den Thurm herum."

„Während des Schwärmens geschieht es zuweilen, daß sie ein allgemeines Geschrey machen, und mit einmal über die Stadt weg und ins Feld ziehen. Kommen sie bald wieder, so sagt man, es werde ein Gewitter kommen, wie auch öfters geschieht. Nicht allezeit bedeutet dieses eine Wetterveränderung *), sondern es wird auch durch andere Vorfälle veranlaßt. Wenn z. B. ein Raubvogel überzieht, so ist der ganze Schwarm hinter ihm her, und verfolgt ihn so lange, als er ihn sehen kann. Nicht leicht wird es einer Hühnerweihe (dem rothen Milan) gelingen,

„zu

*) Sie scheinen, wie mehrere andere Vögel, eine Vorempfindung des Wetters zu haben, wovon Göze mehrere merkwürdige Beyspiele anführt. A. d. V.

„in der Stadt oder in dem Dorfe, wo Dohlen wohnen *), „ein junges Huhn oder Puter zu holen. Die wachsamen „Dohlen lassen ihn nicht dazu kommen, sondern thun aus „Dankbarkeit den Einwohnern eben die Dienste, als die „Karolinische kleine Purpurschwalbe, welche in den Hö„fen an aufgesteckten Kürbissen nistet, und durch ihr Ge„schrey die Ankunft des Habichts verkündigt."

„Ich habe diese Jagd oft auf dem Felde mit Vergnü„gen angesehen. Der Raubvogel wurde zuweilen über eine „Meile verfolgt. Zwischen Quedlinburg und Aschersleben „liegt ein kleiner Schaumburgscher Flecken Hoymb, von „beiden Städten eine gute Meile entfernt. Bis hieher ver„folgten ihn die Quedlinburgischen Dohlen. Sobald die „Ascherslebenschen von ihrem entsetzlichen Geschrey etwas „vernahmen, so kamen sie auch von der Seite wie eine „Wolke gezogen, und setzten auf den Raubvogel an. Als„dann aber zogen sich die Quedlinburgischen gemeiniglich zu„rück, die Ascherslebenschen aber, deren Armee ungleich „stärker war, verfolgten ihn öfters so hitzig, daß sich das „arme Thier nach Frosa, eine halbe Stunde von Hoymb, „in die See in das Rohr retiriren mußte, wie ich genau „beobachten konnte, wenn ich eben auf der Reise nach diesem „Orte war. Alsdann zogen auch die Ascherslebenschen „Dohlen mit großem Siegesgeschrey wieder nach ihrem „Thurme zurück."

„Versah es eine Eule, und flog am Tage aus dem „Thurme, so konnte man kein lustiger Schauspiel sehen. „Augenblicklich war sie von Dohlen umgeben. Ihr Ge„schrey verrieth den Flüchtling. Aengstlich suchte er aus „dem Haufen zu kommen. Er sank, er stieg, er überwarf „sich. Alles vergeblich. Endlich gewinnt er die freye Luft, „und

*) In der Regel bewohnen sie lieber die Städte als die Dörfer. Sie ziehen große Städte den kleinen, und diese den Dörfern vor. A. d. V.

„und zieht nach dem Felde. Nun aber kommt er erst in den „Schlagregen. Schwalben, Bachstelzen, Neuntöd„ter u. s. w., alles gesellt sich dazu. Dann ist für den „armen Schelm keine andere Rettung, als eine sehr dicke „Pappel. Langsam und einzeln kehren die Verfolger als „Sieger zurück."

„Im Frühjahr, wenn die Paarungszeit herannaht, „suchen sie sich eifrig auf, und schwatzen dann unaufhörlich „mit einander. Man sieht sie dann, wie Büffon sagt, sich „auf mannichfaltige Weise liebkosen und ihre Schnäbel zu„sammenstecken, als wenn sie sich küssen wollten." — Selbst im Zustande der Gefangenschaft verfehlen sie, wie er dem Aristoteles nacherzählt, nicht, diese Liebkosungen vorhergehen zu lassen.

Sie nisten, und zwar meist immer mehrere in Gesellschaft, in den Thürmen, in alten Schlössern, auf Kirchen- und Stadtmauern, *) zuweilen, obwohl nur selten, in Baumhöhlen, auch auf den Taubenschlägen, welches nach Göze, Bechstein und andern, insgemein nur diejenigen thun, welche von den andern abgebissen und verdrängt werden. Denn es giebt, wenn sie ihre Nester bauen, einen beständigen Zank und Krieg unter ihnen. Sie streiten und kämpfen nicht nur um den Platz, sondern auch um die Baumaterialien, nehmen einer dem andern die zur Ausfütterung zusammengetragene Wolle, Haare, Moos u. s. w. fort. Das Weibchen legt vier bis sieben, grün, dunkelbraun und schwarz gefleckte Eyer, und brütet diese in vierzehn Tagen aus. Die Jungen kommen bald aus den Nestern hervor, setzen sich ins Freye und sonnen sich. Die Jungen sind leicht zu zähmen, und lernen fast deutlicher und vernehmlicher sprechen, als eine Elster, besonders wenn ihnen die Zunge gelöset, oder die Spitze weggeschnitten wird, damit sie eine brei-

*) In England sollen sie da, wo sie keine hohen Gebäude antreffen, in Kaninchenhöhlen nisten.

breiterte Zunge erhalten. Die Kinder pflegen die gezähmten Dohlen mit einer Krone von rothem Tuche zu schmücken, ihnen auch wohl Schellen an die Beine zu hängen. Ueber ihr Betragen im gezähmten Zustande muß man das, was Göze darüber aus eigener Erfahrung beybringt, nachlesen.

Sie spielen, wie er erzählt, die Rolle eines wahren Harlekins und machen die drolligsten Streiche. Er, Göze, hatte in seiner Jugend mehrmalen ein Paar auferzogen und abgerichtet, die ihm, weil er sie selbst fütterte, wie Hunde nachliefen und nach den verschiedenen Namen hörten, die er ihnen beylegte. Nie kam Kaspar, wenn er Hans rief, und dieser nie, wenn er jenen rief. Mit den Katzen und Hunden lebten sie sehr vertraulich, übten aber auch an den letztern zuweilen manche Neckerey aus. Wenn der Hund im Winter unter dem warmen Ofen lag und Hans Lust hatte, seine Stelle einzunehmen, so hackte er ihn so lange in den Schwanz oder in die Ohren, bis er brummend aufstand und ihm seinen Platz überließ. Göze hatte an seinem Hans einen sichern Wetterpropheten. Sobald er auf die Gallerie spazierte, durch das Geländer sah und Stunden lang für sich krickelte und krackelte, so erfolgte gemeinhin noch an demselben Abend oder in der Nacht Gewitter und anhaltender Regen. Selbst die Wäscherin richtete sich darnach.

Auch Zeichen der Klugheit will Göze an seinen gezähmten Dohlen bemerkt haben. „Hatten sie unrecht gethan," sagt er, „oder hatte Hans z. B. in der Küche genascht und es „wurde davon gesprochen, (?) so machte er sich gleich un„sichtbar und kam erst gegen Abend wieder zum Vorschein. „Wurde er ausgescholten und des Naschens wieder erwähnt, „so verkroch er sich unter den Stuhl, recht wie der Hund, „wenn er unrecht gethan hat."

Sie haben, wie die Raben, einen Hang, blanke Sachen zu entwenden. In Erfurt auf dem Dome hat man in den Löchern, wo sie nisten, alte römische Denkmünzen gefunden, die sie auf den Aeckern gesammelt hatten.

Sie

Sie nähren sich größtentheils von Regenwürmern, Insektenlarven, Mistkäfern u. s. w., gehen daher, gleich den Saat- und Rabenkrähen, dem Pfluge nach, setzen sich, wie die Staare, auf den Rücken der Schaafe, um ihnen die großen Schaafläuse abzulesen, stellen häufig den Eyern anderer Vögel, besonders den Repphühner- und Lercheneyern nach; fressen im Winter auch Aas und Mist.

Ob sie Getreyde, Hülsenfrüchte und die grüne Saat angehen, scheint ungewiß. Einige behaupten, andere läugnen es. Göze versichert, nie dergleichen in ihrem Magen gefunden zu haben. Man sieht sie da, wo sie sich im Winter aufhalten, zu dieser Jahrszeit gleich den grauen Krähen, obwohl nicht so häufig wie diese, in den Städten auf den Straßen herumlaufen und ihr Futter suchen. Sie sind aber nicht so dreist, wie die graue Krähe, die sich zur Winterzeit ungescheut in den Gärten und Höfen einfindet, und in den letztern den Hühnern ihr Futter streitig zu machen sucht. Im gezähmten Zustande fressen sie Brod, Fleisch, kleine Fische, junge kahle Sperlinge, Weintrauben, Wallnüsse, nur, wie Göze bemerkt, kein Obst, obwohl andere das Gegentheil behaupten. Regenwürmer und Taubendärme sind, wie Göze an seinen gezähmten Dohlen wahrgenommen, ihre liebste Speise. Mit den letztern schleppten sie sich den ganzen Tag auf dem Hofe herum, und was sie nicht verzehrten, wurde versteckt.

Die Dohle ist in ganz Europa, in Sibirien und Persien zu Hause. Sie scheint aber mehr die kalten als warmen Länder zu lieben. Im nördlichen und mittlern Deutschlande wird sie häufiger als im südlichen angetroffen. In der hiesigen Provinz sind sie sehr häufig, jedoch als Zugvögel; in Thüringen und auch am Harz sind sie Strich- oder auch Standvögel, die den ganzen Winter dort bleiben.

Jagd und Fang.

Die Dohle ist, ungeachtet sie nahe bey Menschen wohnt, ein äußerst scheuer Vogel, und sie läßt sich nicht

leicht

leicht beykommen. Wenn man sie in Gesellschaft der Saat- und grauen Krähen antrifft, so wird man die Dohlen immer zuerst auffliegen und früher als die Krähen davon fliegen sehen. Man kann sie nicht leicht anders, als wenn man ihnen beym Aase, oder bey ausgeschüttetem Rinderblute auflauert, schießen, zuweilen aber auch, wenn ein Schwarm nahe genug überzieht, einen Schuß anbringen.

Man fängt sie in Schlagnetzen, besonders da, wo sie sich im Winter aufhalten, und man kann, wie Bechstein anführt, im Winter einen ordentlichen Heerd auf sie stellen, wenn man ein Paar zahme Dohlen auf sie anläufert. Sie werden auch mit Falken gebaizt.

Elster.

Naturgeschichte.

Die Elster wird sonst auch Gartenkrähe, Aelster, Europäische und gemeine Elster, Azel, Hutsche, Schalaster, Alaster, Alster, Aegerst, Agelaster, Algaster, Agerluster, Agelbetsch, Algarte, Häster, Heister — so nennt sie der gemeine Mann, hier zu Lande — Egester, Aster, Heste, Hetze, Aelster, Egerste, Elsterrabe, gemeiner Heher genannt.

In der neuen Auflage von Bechsteins Naturgeschichte ist sie 1267. unter dem Namen: die Gartenkrähe oder Elster, in Büffons Naturgeschichte der Vögel von Otto übersetzt VII. 173. unter dem Namen: Elster (Fr. Pie) in der Fauna von Göze IV. 502. unter gleicher Benennung, in Besekes Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands 32. ebenfalls unter dem Namen Elster (C. Pica) in

in Döbel I. 83. unter dem Namen: Alaster oder Elster aufgeführt.

Die Elster hat im Aeußern einige Aehnlichkeit mit den Krähen: Belon meint, man habe nur nöthig, der Elster den Schwanz abzukürzen, und ihr das Weiße ihrer Federn zu nehmen, um aus derselben eine Krähe zu machen. Sie ist aber bey weitem schöner als diese. Sie ist im Ganzen schwarz und weißbunt, gleichsam geschäckt. Kopf, Hals, die obern und untern Deckfedern der Flügel, Kehle und Brust sind Sammtschwarz, der Rücken grünglänzend schwarz. Der Bauch, die Federn am Flügelrande und die Schulterfedern schön weiß. Durch letztere bildet sich ein großer eyrunder, weißer Fleck auf den Flügeln, die Deckfedern der letztern sind schwarz: die eilf ersten Schwungfedern auf ihrer äußern Seite und an der Spitze schwarz, und so wie die Deckfedern mit einem goldgrünen Glanz überzogen, auf der innern Seite aber stufenförmig abnehmend, schön weiß, die folgenden Schwungfedern ganz schwarz, so wie die Deckfedern stahlblau glänzend. An dem langen, keilförmigen Schwanze die beyden äußersten Federn kaum fünf Zoll lang, von Farbe schwarz, die zwey mittelsten ganz, und an den vier folgenden die äußere Fahne, stark goldgrünglänzend, alle aber mit Spitzen, die sich aus dem Purpurrothen ins Stahlblaue sanft übergehend endigen, und mit purpurrothen Schäften versehen. Der Vogel erhält durch die vielen durchkreuzenden weißen Streifen und Flecken ein so buntes Ansehen, daß man daher von einem geputzten Menschen zu sagen pflegt: er ist geputzt wie eine Elster.

Das Weibchen ist fast gar nicht von dem Männchen zu unterscheiden. Wenn man beyde beysammen sieht, so wird man, nach Bechstein, bey genauerer Untersuchung an dem Weibchen einen kleinern Kopf, weniger schwarz an der Brust, und schwächer glänzende, weiße und schwarze Farbe gewahr.

Der anderthalb Zoll lange, Messerartige und nach der Seite zu abwärts gebogene Schnabel ist schwarz; die runden Nasenlöcher mit Borstenfedern, der Mundwinkel mit Borstenhaaren besetzt, der Regenbogen hellnußbraun, die geschilderten Füße glänzend schwarz.

Die Länge des Vogels beträgt neunzehn ein halb Zoll, die Flübelbreite zwey Fuß. Der Schwanz für sich allein ist zehn Zoll lang.

Bechstein giebt sechs Farbenvarietäten, und unter diesen auch die ganz weiße Elster an, die von mehreren für einen Schwächling gehalten wird.

Die Elster ist ein schlauer, munterer und äusserst geschwätziger Vogel, welches man besonders im Frühjahr, wenn sie sich paaren, an ihnen wahrnimmt. Bey den Römern war sie daher dem Bachus heilig. Von ihrer Geschwätzigkeit hat man das Sprichwort: er schwatzt wie ein Elster, entlehnt. In einigen Gegenden Deutschlands sagt man auch von einem Menschen, der nichts verschweigen kann: er habe Elsterever gegessen. Sie hat ein sehr scharfes Gesicht und eine so feine Witterung, daß sie selbst im Winter unter dem Schnee die Puppen in der Erde entdeckt und sie mit ihrem Schnabel herausholt. Sie fliegt wegen ihrer kurzen Flügel und des langen keilförmigen Schwanzes sehr schwer, und muß die Flügel beständig und schnell zusammen schlagen. Ihr langer Schwanz erschwert ihr aber, besonders bey starkem Winde, gar sehr ihren Flug, wenn er ihr sonst gleich zum Ruder dient. Sie fliegt dann gewöhnlich nur kleine Strecken, oder läßt sich vom Winde treiben und lehnt sich dabey oft auf die Seite. Auf der Erde ist ihr Gang stets hüpfend. Wenn sie sich an Maulwurfshügeln einfindet, so springt sie oft über dieselben auf und ab. Sie trägt den Schwanz im Sitzen und Hüpfen immer hoch, um ihn nicht zu verunreinigen, und bewegt ihn beständig wie eine Bachstelze auf und ab. Sie hat eine heißere, aber scharfe, durchdringende Stimme.

Ihr

Ihr Gekrakel gleicht fast dem Lachen eines Menschen; daher das Sprichwort: er lacht wie eine Elster.

Sie sind im gezähmten Zustande noch gelehriger, wie die Dohlen und lernen fast alles nachsprechen. Sie wissen das Blöcken der Schaafe, das Mauen der Katze, das Bellen der Hunde und das Glucken der Henne bis zur Täuschung nachzuahmen *). Sie schwatzen aber auch dann den ganzen Tag und werden dadurch oft so überlästig, daß man sie aus der Stube jagen muß. Sie werden so zahm, daß man sie zum Aus- und Einfliegen gewöhnen kann. Bechstein sagt, sie gehören unter diejenigen Vögel, die die größte Zähmung aushalten, denn andere, noch so zahme Vögel lassen sich nicht gerne angreifen. Ein Bekannter von Bechstein hatte eine Elster aufgezogen, die sich so lange wie eine Katze an ihn herumschlich, bis er sie streichelte. Sie lernte das Ausfliegen von selbst, folgte ihrem Herrn oft Stunden lang und gewöhnte sich so an ihn, daß er sie einsperren mußte, wenn er sie nicht mitnehmen konnte. Sie hat aber auch wie der Rabe und die Dohle die böse Gewohnheit, alles Blanke bey Seite zu tragen **).

In Hallers Naturgeschichte der Vögel Seite 257. findet man davon eine Geschichte, die derjenigen ähnlich ist,

*) Büffon erwähnt einer Elster, die völlig das Geschrey eines Kalbes, einer jungen Ziege, eines Schaafes, und selbst die Schäferflöte nachgeahmt hat. Eine andere soll sogar eine Trompeten-Musik nachgeahmt haben. Otto zitirt hierüber in der Uebersetzung eine Stelle aus dem Plutarch, wornach die Elster, als sie die Trompete erschallen hörte, plötzlich schwieg. Dann aber mit einemmale das Stillschweigen brach und die Töne der Trompete mit denselben Wendungen, Gesang und Takt nachahmte.

**) Büffon führt an, er habe einer zahmen Elster Geld und kleine Stückchen Glas vorgelegt, sie aber den Diebstahl so sorgfältig verborgen, daß es bisweilen schwer gefallen sey, den Ort, wo sie ihn versteckt hatte, zu finden.

ist, die ich im Artikel vom Raben erzählt habe. Ein Bedienter wurde des Diebstahls eines diamantnen Ringes beschuldigt, und sollte mit dem Schwerdte hingerichtet werden. Es wurde noch zur rechten Zeit entdeckt, daß eine Elster den Ring in ihr Nest, das im Hofe stand, getragen hatte.

Die Elster nistet im Frühjahr unter allen Vögeln fast zuerst, in wärmern Gegenden schon bisweilen im Februar, sicher in den ersten Märztagen, hier zu Lande später. Sie bauet ihr Nest am liebsten auf hohen Erlen und Pappeln, sonst auch auf Weiden, Obst- und andern Bäumen, fast immer auf solchen, die nahe bey Häusern, in Gärten und an den Säumen der Feldhölzer stehen. Das Nest ist im Verhältniß des Vogels von großem Umfange und sehr künstlich und fest von Reisig, Wurzeln und andern Materialien geflochten, und mit einer Haube oder Bedachung von Dornen, zum Schutz vor Hagel, Regen und Raubvögeln versehen *). Der Eingang ist an der einen Seite **), und an der andern ein Loch, durch welches der Vogel seinen langen Schwanz steckt, der daher oft zum Verräther an ihm wird, wenn man seinem Neste nachspürt. Oft ist es so dicht mit Erde belegt, daß ein oder mehrere Schüsse mit Schroot nicht durchdringen. Das Weibchen legt drey bis sechs weißgrünliche Eyer mit vielen aschgrauen und olivenbraunen Punkten und Flecken, und brütet sechszehn Tage. Die Jungen haben schon nach acht Wochen den ausgewachsenen

*) Beseke sagt: Das künstliche Nest der Elster gleicht dem Russischen Fahrwerke, Kibitke genannt, ohngefähr wie eine Postkalesche mit halbem Verdeck.

**) Man erzählt häufig, daß die Elster die Oeffnung im Neste allezeit der Seite gegenüber macht, wo in demselben Jahre die mehrsten Stürme und Gewitter herkommen. Es ist dies aber völlig ungegründet und noch nie durch Erfahrung bestätigt worden.

senen langen Schwanz, *) und die Alten machen dann gemeinhin Anstalt zu einer zweyten Brut. Man sagt, daß sie sich sehr treu sind und Männchen und Weibchen Jahr aus Jahr ein bey einander bleiben.

Die Elster nährt sich im Sommer, wie die Dohle, von Regenwürmern, Larven, Raupen und andern Insekten, ingleichen von Kirschen, Obst und Eicheln, und im Winter von Mäusen, Graswurzeln, Getraydekörnern, Aas, Mist u. s. w. Sie stellt aber auch den Eyern und Jungen in den Vogelnestern nach, raubt junge Hühner, Puter, Gänse, Repphühner und Fasanen, plündert mitunter die Dohnen, und ist im Winter den Sperlingen gefährlich, die sie in den Strohdächern beschleicht, und dort hervorhohlt. Sie pflegen da, wo sie häufig sind, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu machen, diesen zu verstecken, und bis zu einer andern Mahlzeit zu bewahren, welches man selbst an den Jungen im gezähmten Zustande wahrnimmt.

Die Elster hält sich in ganz Europa, bis zum 70ten Grade nördlicher Breite auf. In einigen Gegenden von Hessen, und im ganzen Waldeckschen wird sie nach Göze und Bechstein gar nicht angetroffen, ungeachtet sie sonst in Deutschland nicht selten ist. In der hiesigen Provinz gehört sie zu den gemeinsten Vögeln, und man findet sie oft in Menge nahe bey den Dörfern, auf den Wiesen und Feldern, auch in den Bauergärten.

In einigen Gegenden des nördlichen Asiens, bis Japan hinab, sollen sie häufig wohnen. Man findet sie in Kamt-

*) Nach Büffon bekommen die Jungen erst im zweyten Jahre den langen Schwanz, welches aber eben so unrichtig ist, als die in seiner Naturgeschichte aufgenommene Behauptung, daß die Kopffedern bey der Mauserung alle auf einmal ausfallen.

Kamtschatka, in Amerika in der Hudsonsbay, ja sogar auf der Insel Madera.

Jagd.

Bechstein sagt, die Elster sey so mistrauisch und scheu, daß kein Jäger im Stande ist, sich ihr ohne Hinterhalt schußrecht zu nähern. Ich kann dies nicht einräumen. Sie ist bey weitem nicht so scheu wie die Dohlen. Ich habe mehrmalen Elstern geschossen,*) die recht gut Stand hielten, besonders wenn ich sie nahe bey einem Dorfe antraf. Sie findet sich auch auf den Krähenhütten ein. Man fängt sie zuweilen auf Leimruthen.

Der Holzheher.

Naturgeschichte.

Der Holzheher wird sonst auch Eichelkrähe, Häher, Nuß-, Wald-, Eichen- und Eichel-Heber, Heyer, Nußheyer, Eichelrabe, Nußbeißer, Hatzel, Hatzler, Hätzler, Hatzler, Baumhazel, Jäck, Markolf, Holzschreyer, Holzschrank, Hornvogel, Herrnvogel, Hayart, Markwart, Markolphus, Heerholz, Herold, Nußhacker, Nußbicker, Eichelkehr, Bräsapter, Jäckel in der hiesigen Provinz, meist immer

*) Die Elster wird hier zu Lande häufig geschossen, und dann todt in den Pferdeställen aufgehängt. Der Geruch soll, wie durch hier zu Lande gemachte Erfahrungen bestätigt scheint, den Mäusen und Ratten zuwider seyn.

immer Herold, Holzschreyer und Nußhacker genannt *).

In Bechsteins Naturgeschichte, zweyte Auflage, ist er II, 1243., in der Fauna von Göze IV. 489. unter dem Namen: der Eichelheher, in Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Otto, VII. 219. unter dem Namen der Heher (Franz. Geai.) im Döbel I. 80. unter dem Namen: Heyer, Nußheyer oder Holzschreyer, auch Markolphus, in Besekes Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands Seite 32. unter dem Namen: Holzheher (Corvus Glandarius) aufgeführt.

Der Holzheher hat ein so schönes Gefieder, daß, wenn er ein Ausländer wäre, und mit andern fremden Thieren zu uns gebracht würde, wir gewiß nicht aufhören würden, ihn zu bewundern. Der Körper ist im Ganzen aschgrau, mit etwas purpurröthlichem gemischt. Rücken und Brust sind mehr röthlichgrau, und der Hals mehr grauröthlich, der Bauch röthlich weiß, Kehle, After und Steiß weiß, der Kopf ist mit langen, an der Spitze purpurröthlichen Federn bedeckt, die wie ein Federbusch aufgerichtet werden können. Von der untersten Kinnlade liegt an jeder Seite ein länglichter, schwarzer Flecken, der fast bis zur Hälfte des Halses herunterläuft. Die Flügel sind unten grau, die ersten Schwungfedern braunschwarz, die der zweyten Ordnung glänzend schwarz, die letzte ausgenommen, welche kastanienbraun und schwarz gerändert ist. Die Deckfedern der ersten Schwungfedern haben auf ihrer Außenseite schöne

*) Die Jäger pflegen ihn auch Planteur (Baumpflanzer) zu nennen, weil er von denen im Schlunde aufbehaltenen Eicheln hin und wieder eine im Fliegen, und besonders wenn man nach ihm schießt, von sich giebt, oder auch in die Erde versteckt, und hinterher vergißt, die dann aufgehen, daher man dann zuweilen an Oertern, wo weit und breit keine Eichen stehen, junge Pflänzchen antrifft.

schöne, weißliche, himmelblaue und schwärzliche Vierecke, deren Farben, wie beym Regenbogen, sanft in einander fließen. Die Schwanzfedern sind beym Ursprunge grau, übrigens schwarz, die beyden äußern auf der untersten Seite schwarzgrau. Alle kleine Federn sind wie Dunen und Seide anzufühlen.

Das Weibchen ist blos durch die weniger glänzende Farbenzeichnung, und den minder hohen Federbusch vom Männchen zu unterscheiden.

Der schwarze Schnabel ist anderthalb Zoll lang, stark, gerade, an der Spitze der obern Kinnlade etwas gebogen, an der obern Schnabelwurzel liegen lange, schwarze Borstenhaare vorwärts, die runden Nasenlöcher sind mit röthlich weißen Borstenfedern bedeckt: die Iris fällt ins Nußbraune — Otto hat einmal an einem Heher eine weißblaue Iris, mit braunen Flecken am äußern Rande, gesehen — die Füße bräunlich, ins Fleischfarbene fallend; die Nägel lang, krumm und braun.

Die Länge des Vogels beträgt funfzehn ein halb Zoll, die Flügelbreite zwey und zwanzig ein halb Zoll. Der fast keilförmig zugerundete Schwanz für sich allein ist sieben Zoll lang.

Als Farbenvarietäten werden der weiße und der bunte oder geschäckte Holzheher angegeben. Bey der Zergliederung hat man gefunden, daß der Rachen inwendig schwärzlich ist; der Magen nicht so dick und muskulös als bey den körnerfressenden Vögeln, der Schlund und Vormagen sehr weit, wornach sie auch mehrere Eicheln, Nüsse und Kastanien auf einmal verschlucken und nöthigenfalls wieder von sich geben können. Göze hat in den Federn Milben und Zangenläuse, und in den Gedärmen Raben- und Krähenbandwürmer angetroffen.

Der

Der Holzheher ist ein äußerst lebhafter, munterer, lustiger Vogel *), der, wie Göze sagt, lauter Harlekinaden oder spashafte Stellungen macht. Er sizt fast nie still, ist immer in Bewegung, hüpft auf dem Baume von einem Zweige auf den andern, nimmt dabey mannigfaltige Stellungen an, sträubt die Federn am Leibe und Kopfe, wirft den Schwanz in die Höhe, streckt den Kopf bald vor, bald niederwärts u. s. w. Wenn er im Gehölze einen Menschen kommen sieht, so fliegt er, obwohl er eben nicht scheu ist, mit großem Geschrey auf, aber nie weit, meist immer von einem Baume zum andern. Wenn man ihn aus dem Gesicht verlohren hat, so verräth er sich bald wieder durch sein Geschrey. Wenn er einen Fuchs, oder ein anderes Raubthier im Walde erblickt, so erhebt er ein lautes Geschrey, und ruft seine Kameraden herbey, die sich dann gleich versammeln, und in sein Konzert einstimmen. Es ist dies für den Jäger oft sehr angenehm, besonders auf Treibejagen, und wenn man mit Jagdhunden auszieht. Sobald man die Holzheher plötzlich schreyen hört, darf man sich zum Schuß bereit halten. Es währt nicht lange, so kömmt der Fuchs oder anderes Wildprett herbey. Auf eben die Art verräth er auch dem Jäger gar oft die Stelle, wo sich das angeschossene Wildprett niedergethan hat, oder nach dem Schusse gefallen ist **). Er kann zwar als Nestling

*) Büffon sagt: „die Heher sind von Natur muthwillig, haben „lebhafte Empfindungen, ungestüme Bewegungen an sich; „und in ihrem häufigen Anfall vom Zorn lassen sie sich ganz „hinreißen und vergessen die Fürsorge für ihre eigene Erhaltung so sehr, daß sie bisweilen den Kopf zwischen Zweige klemmen und so aufgehangen sterben.“ Auch Gesner erzählt dies zwar; ich gestehe aber, daß ich es nicht für gegründet halte. Weder mir noch andern Jägern, bey denen ich mich erkundigte, ist diese Erscheinung vorgekommen.

**) Döbel sagt: „Man kann diesen Vogel wohl mit Recht den „Holzschreyer nennen, wegen dieser seiner Eigenschaft, daß, da „er

ling gezähmt werden — die Alten werden nie zahm — er wird aber nie so kirre als der Rabe, die Elster und die Dohle. Auch darf man ihn nicht im Hause frey herum laufen lassen, weil er alles zerhackt, besonders Blumen, und unter diesen vorzüglich die Nelke, von der er die Blätter abrupft, um zu dem Saamen zu kommen, den er gerne frißt. Er treibt aber auch sonst manchen Unfug, und hat wie der Rabe die Gewohnheit, Sachen zu entwenden und zu verstecken. Man kann ihn zwar im Käfig aufbehalten; er ist aber so unruhig, daß er seine schönen Federn, durch seine heftigen Bewegungen und durch das Reiben am Käfich, abnutzt, ja oft zerreißt und zerbricht. Er ist übrigens sehr gelehrig und hat eine so große Biegsamkeit der Kehle, daß er nicht nur sprechen, sondern alle Töne, und das Geschrey aller Vögel, auch anderer Thiere nachahmen lernt. Das Wort Richard soll er, wie Büffon sagt, am leichtesten und deutlichsten aussprechen. Die männlichen Jungen haben eine vollere Stimme, und lernen das sogenannte Trompeterstückchen und andere kurze Strophen pfeifen. Daß sein natürliches Geschrey, wie Göze und andere behaupten, wie das Gemaue der Katze klingen sollte, kann ich nicht finden. *) Er hat vielmehr eine krätschende, dabey durchdrin-

„er etwa ein verwundetes oder ein geschossenes wildes Thier „findet, oder sein junges Wildkalb, Reh oder Hasen ge„wahr wird, derselbe ein über die Maaßen vielfältig und „starkes Geschrey macht, und seine Geschlechtvögel zusam„men ruft."

*) Die Naturhistorischen Schriftsteller suchen gewöhnlich die Stimmen und das Geschrey der Vögel, durch artikulirte Töne, oder irgend ein zu diesem Behuf gewähltes Wort, wie z. B. bey dem Heher durch Gä, äck: Aetsch u. s. w. zu versinnlichen. Es giebt aber nur immer einen unvollkommenen Begriff. Wenn man das Geschrey der Thiere selbst hört, wird man finden, daß es mit dem gewählten Worte wenig

dringende Stimme. Sein Flug ist schwer und langsam. Wenn mehrere beysammen fliegen, so fliegt gewöhnlich jeder einzeln hinter dem andern. Der Holzheher nistet in Wäldern und Vorhölzern, vorzüglich auf Eichen und Fichten, auch Buchen, Birken u. s. w. nach Büffon gern auf solchen Bäumen, deren Stamm mit Epheu umgeben ist. Sein Nest hat die Gestalt einer offenen Halbkugel und ist von dürren Reisern, Moos und Heidekraut geflochten. Das Weibchen legt fünf bis sieben grünlich graue Eyer mit kleinen braunen Pünktchen bezeichnet. Das Brüten währt sechszehn Tage. Die Jungen bleiben oft bis zum Frühling des folgenden Jahrs bey den Alten. Der Holzheher zieht die Eicheln jeder andern Kost vor. Er verschluckt sie zwar ganz, erweicht sie aber erst in seinem Kropfe, sammelt auch Vorräthe davon, und verbirgt diese im Moose und abgefallenen Laube, wo er sie, wie ich schon vorher in einer Anmerkung gesagt habe, zuweilen vergißt. Er nährt sich aber außerdem von Buch- und Haselnüssen, Kastanien, Kirschen, Birnen, Vogelbeeren, Erbsen, Bohnen, ingleichen von Würmern und Insekten. Er raubt Eyer *) und junge Vögel aus den Nestern, ist deshalb den Fasanerieen sehr gefährlich, besucht häufig die Dohnen, theils um diese auszubeeren, **) theils um sich der gefangenen Vögel zu bemächtigen, denen er dann wenigstens das Gehirn aushackt. Die

wenig oder gar keine Aehnlichkeit hat. Es läßt sich nun einmal nicht durch Worte versinnlichen.

*) Bechstein führt an, daß, wenn man im Frühjahr einen zur Heckzeit schießt, und ihn unter dem Schlunde drückt, man gewöhnlich den verschluckten Eyerdotter aus dem Rachen laufen sehen wird. Es ist dies sehr wahr, und ich kann es aus eigener Erfahrung bestätigen.

**) Im Herbste findet man fast immer rothe Ebereschbeeren (hier zu Lande Quitschen genannt) in seinem Magen.

Die erste Näscherey, nemlich das Ausbeeren, muß er oft mit dem Leben bezahlen, indem er sich nicht selten in den Dohnen fängt.

Er ist beynahe in allen Welttheilen verbreitet, in ganz Europa, bis Sandmar hinauf. In der hiesigen Provinz ist er in zahlreicher Menge anzutreffen.

Jagd und Fang.

Der Holzheber hat zwar ein sehr gutes Gesicht und einen feinen Geruch; ich finde aber nicht, daß er so scheu und schwer zu schießen ist, wie Bechstein anführt. Er bleibt freylich nicht lange auf einer Stelle, und fliegt bey Herannäherung des Jägers von einem Baume zum andern, läßt sich aber oft nahe genug beykommen, und ich habe sie oft im Sitzen geschossen. Im Fluge ist er, weil er schwer und langsam fliegt, leicht zu schießen. Man kann sie, wie Bechstein sehr richtig sagt, durch das nachgeahmte Geschrey des Vogels herbeylocken. Er bleibt, wenn man es irgend nachzuahmen versteht, und es ist dies leicht, selten die Antwort schuldig. Wenn er angeschossen ist, erhebt er ein entsetzliches Geschrey.

Sie werden auf den Vogelheerden, und wie ich schon angeführt habe, hin und wieder in den Dohnen gefangen.

In Thüringen fängt man sie, wie Göze und auch Bechstein anführt, mit Leimruthen auf folgende Art: Man wählt eine Tanne oder Fichte, die isolirt steht, schneidet einige Zweige kahl, und befestigt die Leimruthen des Morgens frühe, damit der Leim nicht fließe, in Kerben. Um den Stamm herum wird eine Hütte von dichten Aesten errichtet, in der der Vogelsteller sitzt, oben auf der Hütte aber eine Eule angebunden, die man aus der Hütte mit einem Faden anregen kann. Der Vogelsteller setzt sich vor Aufgang der

Sonne,

Sonne, oder vor Untergang derselben in die Hütte, und ahmt durch ein gewisses Instrument, die Eulenpfeife, auch Richtel genannt, womit man allerhand Töne der Vögel hervorbringen kann, das Geschrey der Eule nach. Die Holzheher kommen dann gar bald mit großem Geschrey herbey, setzen sich auf die Leimspindeln und fallen mit diesen in die Hütte herab, die zu dem Ende oben ganz dünne belegt ist. Bechstein, in dessen Naturgeschichte man die ausführliche Beschreibung dieser Fangmethode nachlesen kann, versichert, daß außer dem Holzheher noch eine Menge andere Vögel herbeykommen, und daß man oft in einigen Stunden bis sechzig großer und kleiner Vögel, als Holzheher, Spechte, Elstern, Rothkehlchen, Drosseln u. s. w., und wenn man den Fang des Abends anstellt, und bis in die Nacht fortsetzt, auch oftmals Eulen fangen kann.

Der Holzheher wird auch mit Falken gebaizt.

Jagdkalender

zur Uebersicht der in jedem Monat vorkommenden Jagdbeschäftigungen.

Januar.

In diesem Monat wird vorzüglich die Hasen-, Fuchs- und Wolfsjagd betrieben, auch auf die Lüchse, Marder, Fischotter bey frischem Schnee (Neue) Jagd gemacht. Wenn der Schnee tief ist und nicht knittert, sich ballen läßt, so kann man die Repphühner, die sich bey tiefem Schnee auf die Weitzen-Felder begeben und so tief einscharren, daß sie zur grünen Saat kommen, mit Schneenetzen überdecken, auch mit Schneehauben fangen, sie auch, wenn sie beisammen liegen, anschleichen und oft nahe zum Schuß kommen. Bey fugsamer Witterung geht der Fang auf dem Vogelheerde noch gut von Statten. Die Ziemer, hier zu Lande ausschließend Krammetsvögel genannt, welche bey tiefem Schnee auf der Erde nicht zu den Wacholderbeeren kommen können, ziehen dann oft in großen Schaaren wie Wolken umher und setzen sich gern auf die Vogelbeerbäume, wo man sie anschleichen und oft einen guten Schuß anbringen kann. Von Raubvögeln trifft man

man in diesem Monate in der hiesigen Provinz nur wenige an. Der Sperber und Stockfalke, welche letztere aber selten bey uns überwintern, kommen aus den Wäldern und stoßen jener auf zahme Tauben, dieser vorzüglich auf Feld- und Haushühner. Von den Würgern kommt blos der große graue zuweilen zum Vorschein, der auf den Feldbäumen den Feldmäusen und kleinen Vögeln auflauert. Auch die Eulen verzehren jetzt viele Mäuse und fliegen diesen sogar in den Scheunen nach. Der gemeine Rabe streicht in diesem und dem folgenden Monate allenthalben nach Aas herum. Die Nebel- und Saatkrähe halten sich jetzt vorzüglich in den Städten und Dörfern auf dem Miste auf.

Die Hundeställe müssen in diesem Monate warm gehalten und die Hunde bey guter Witterung um die Mittagszeit aus dem Zwinger gelassen, auch muß sorgfältig darauf gesehen werden, daß sie hinlängliches Wasser zum Saufen erhalten und ihnen, wenn es einfriert, anderes vorgesetzt wird. Die zum Jagdzeuge nöthigen Furkeln, Heftel, Schlegel, Hacken werden jetzt zum Gebrauch in Vorrath angeschafft.

Februar.

Da der Hase in diesem Monate bey gelinder Witterung schon zu rammeln anfängt, so muß man, wenn die Kälte sichtbar nachläßt, mit der Hasenjagd inne halten. Die Füchsin wird in diesem Monat, oft schon Ausgang Januars, hitzig. Der Fuchs geht daher im Februar zu Bau und es läßt sich größtentheils nur mit zum Stöbern tauglichen Dachshunden auf ihn Jagd machen. Für die Wolfsjagd ist der Februar um desto günstiger, weil die Wölfe nicht mehr so weit umher traben, auch besser das Zeug halten. Die Ausrottung der Marder und Lüchse wird, wie die Jagd auf den Fischotter, bey Spurschnee fortgesetzt.

gesetzt. Die Raubvögel kommen allmählich mehr in den Feldern zum Vorschein und man kann sie in Garnen und Fallen wegfangen. Auch die Repphühner kann man jetzt noch mit Schneenetzen decken und in Schneehauben fangen. Bey sehr gelinder Witterung fangen sie sich oft Ende dieses Monats bereits zu paaren an — in der hiesigen Provinz ist dies jedoch selten der Fall — und man muß dann den Fang der Nachzucht halber einstellen. Auch sollte eigentlich von Fastnacht bis Johannis kein Geflügel mehr gefangen oder geschossen werden.

März.

In diesem Monat geht hier zu Lande die eigentliche Rammelzeit der Hasen an. Die Repphühner fangen bey gelinder Witterung sich zu paaren an. Die Setzzeit tritt ein und es wird höchstens nur auf Zugvögel Jagd gemacht, von denen aber hier zu Lande in diesem Monate gewöhnlich nur die wilden Gänse und Enten und bey langen Wintern selbst diese erst später einzutreffen pflegen. Wenn der Winter früh abgeht, so kommt auch wohl schon die Lerche, ingleichen der Kiebitz an, dem unmittelbar die Waldschnepfe folgt. Der Ziemer (Krammetsvogel) zieht dagegen von uns weg in seine nördliche Heymath, theils streicht er aus wärmeren Gegenden hier durch nach Norden. Von Raubvögeln findet sich gewöhnlich der rothe Milan (die Gabelweihe) ingleichen der Thurmfalke ein, welches alles inzwischen von der Witterung abhängt, und nicht als Regel angenommen werden kann. Bey langen Wintern, die hier zu Lande oft bis zum April anhalten, ist es freylich anders. Es giebt Jahre, wo sich in diesem Monat noch kein Zugvogel sehen läßt, und wo alsdann die Jagd nur blos auf die Ausrottung der Wölfe eingeschränkt wird, die bey langen Wintern in diesem Monat oft mit vielem Erfolg fortgesetzt werden kann.

April.

April.

Ich habe vorhin gesagt, daß es hier zu Lande Jahre giebt, wo sich im Monat März, des anhaltenden Winters wegen, noch kein Zugvogel sehen läßt. Es ist dies zuweilen selbst noch Anfangs April der Fall. In der Regel pflegt indessen der Winter früher abzugehen und die von den Jagdliebhabern sehnlich erwartete Waldschnepfe, wo nicht Anfangs, so doch in der Mitte dieses Monats einzutreffen. Dann kommen aber auch bald die Pfuhlschnepfe, Becassine, stumme Schnepfe in großen Schaaren an, gehen aber gewöhnlich in zwey, drey Tagen, mit Ausnahme derjenigen, die zum Brüten hier bleiben, weiter nach Norden, dagegen die Waldschnepfe auf ihrem Durchzuge länger, oft 8 — 10 Tage verweilt. Wenn sie bey sehr langen Wintern erst Ausgangs April, ja zuweilen gar erst Anfans May hier eintrifft — und es war dies in dem Jahre 1809 der Fall — so zieht sie schnell und eilig durch. Bey günstiger Witterung finden sich hier zu Lande Ende Aprils, zuweilen, obwohl selten, schon in der Mitte des Monats die Rauch-, Haus- und Uferschwalbe, die Grasmücke, ingleichen die Strandläufer ein. So lange indessen keine anhaltend gute Witterung ist — im Monat April ist sie hier zu Lande sehr veränderlich — so verändern vorzüglich die Strichvögel ihren Aufenthalt nach den Bedürfnissen ihrer Nahrung und schwärmen in kleinen oder großen Gesellschaften bald hier bald dort herum. So ereignet es sich zuweilen z. B., daß die Lerche, welche sich beim Abgange des Schnees und wenn warme Witterung eintritt, häufig auf den Feldern einfindet, auch wiederum, sobald Schneegestöber einfällt, davon eilt und nicht eher, als wenn die Felder wieder vom Schnee entblößt sind, zurückkehrt. Es hängt dies alles, wie gesagt, lediglich von der Witterung ab, und man kann in Ansehung der Monate März und April über die Ankunft der Zug- und Strichvögel hier zu Lande nichts Gewisses bestimmen. Die Jagd beschränkt

schränkt sich in diesem Monate blos auf die Waldschnepfe, wilde Gänse und Enten.

Wer einen Vogelheerd anlegen will, muß, jedoch immer vorausgesetzt, daß die Witterung günstig ist, in diesem Monate die Lockvögel einzufangen suchen.

M a y.

Wenn die Witterung günstig ist, so kommt in der Mitte dieses Monats gewöhnlich der Storch, ingleichen die Wachtel, Ende des Monats aber der Wachtelkönig an. Die mehresten andern Zug- und Strichvögel sind wie die Standvögel schon mit Brüten beschäftigt. Mit der Jagd ist jetzt wenig oder gar nichts zu thun. Der Jäger muß jetzt nur vorzüglich darauf aufmerksam seyn, daß das Federwildprett nicht durch Menschen, Eulen, Raubthiere und Raubvögel im Brüten gestöhrt werde. Er muß die Raubvögelnester zu tilgen, junge Wölfe aus dem Neste zu nehmen und zu tödten, die Alten aber zu erlegen suchen.

J u n i u s.

Einige und zwar die mehresten Vögel haben nun schon ihre Brütezeit vollendet — andere, wie z. B. der Trappe, brüten zum Theil noch, der Storch und der Rohrdommel selten früher, als in diesem Monat. Das Repphuhn führt seine Jungen jetzt in die Weitzenfelder und Sommersaaten. Die alten Raubvögel jagen Ende dieses Monats ihre Jungen schon von sich, die nun allein für ihren Unterhalt sorgen müssen. Der Jäger sucht daher fleißig die Raubvögelnester (Horste) auf, um die noch in diesen befindlichen Jungen zu vertilgen, oder die zum Repphühner- und andern Vogelfange tauglichen herauszunehmen. Die

wilden Enten fangen sich zu mausern an, und es ist jetzt die Zeit, wo man auf die im Schilf und Rohr sich aufhaltenden Erpel Jagd machen kann. Es ist dies aber auch beynahe die einzige, die in diesem Monate vorkommt. Wem es indessen um die Vertilgung der Füchse ernstlich, d. h. mehr als um ihren Balg, zu thun ist *), kann ihnen gerade jetzt den mehresten Abbruch thun, wenn er die nun halbwüchsigen Jungen auszugraben sucht. Die Vogelheerde werden nun allmählich ausgeputzt und zugerichtet, auch die Wachtelmännchen zu Stubenvögeln weggefangen.

Julius.

Es wird jetzt vorzüglich die Entenjagd betrieben, und auf die sich noch mausernden Erpel, nach Jacobi aber auch auf die jungen Enten, die nun flugbar zu werden anfangen, Jagd gemacht. Die Pfuhlschnepfe und Becassine fällt da, wo sie brütet, jetzt in die den Brüteörtern nahe belegenen Wiesen ein und wird nun, wie der Wachtelkönig, welcher jetzt häufig in den Wiesen anzutreffen ist, von dem Hühnerhunde aufgesucht, und geschossen. Wenn man ein Volk frühe gebrütete Repphühner antrifft, so sucht man den alten Hahn wegzuschießen, weil dieser, wie ich bey der Repphühner-Jagd angemerkt habe, wenn er bey den Jungen bleibt, bis sie völlig ausgewachsen sind, solche, sobald ihnen bey der Jagd stark zugesetzt wird, auf eine weite Entfernung fortführt und oft dadurch die ganze Jagd vereitelt. Nach Jacobi geht der Vogelfang mit dem Käuzchen an, ingleichen der mit Leimruthen. In Gebirgen gehen die Misteldrosseln schon auf die Strauchbeer-

*) Daß viele gewinnsüchtige Jäger die Ausrottung der Füchse größtentheils bis zum Monat October aussetzen, weil alsdann der Balg gut ist, habe ich schon gelegentlich bemerkt.

de. Die zum späterhin eintretenden Vogelfange gehörigen Utensilien werden jetzt bey Zeiten herbeigeschafft, die Garne und Netze nachgesehen und ausgebessert, auch die zum künftigen Drosselfange nöthigen Dohnen und Sprenkel angefertigt.

August.

Die Pfuhlschnepfen- und Becassinenjagd fängt nun schon an reichhaltiger zu werden. Die Zug-Schnepfe kommt in der hiesigen Provinz zuweilen schon Anfangs August, spätestens aber gegen Mitte des Monats an, und fällt dann häufig — die Brüteschnepfe früher — in den Wiesen, besonders in den Grummet ein, und liegt, wenn sie nur erst einige Tage vom Zuge geruht hat und auseinander gefallen ist, sehr fest, worüber ich mich bey der Schnepfenjagd ausführlich ausgelassen habe. Am Bartholomäi-Tage, den 24ten August, geht die Hasenjagd auf. Wem es indessen um Schonung des Hasenwildprettes zu thun ist, der bringt den Jagdhund, wie ich bereits bey Gelegenheit der Hasenjagd gesagt habe, erst Anfangs October ins Feld und begnügt sich im August selbst hinsichtlich der Hasenjagd mit der vor dem Hühnerhunde. Die Hetzer achten leider wenig oder gar nicht auf Schonung. Sobald die Felder leer sind, geht die Hasen-Hetze mit Windhunden an und es wird dann mancher Mutterhase, noch ehe er gesetzt hat, ohne Barmherzigkeit fortgehetzt. Um Bartholomäi geht auch die Repphühnerjagd vor dem Hühnerhunde, und wenn die Felder völlig leer sind, der Fang mit dem Steckgarn und Tyras an, so auch der Wachtelfang. Die wilden Tauben fallen jetzt Schaarenweise in die den Feldhölzern nahe belegenen Felder ein und können nun — sie sind gerade jetzt am fettesten und wohlschmeckendsten — geschossen und gefangen werden. Der Reiher geht in diesem, wie in dem vorigen Monat stark auf den

Raub aus, und man muß ihm an den Fischteichen, wo er vielen Schaden thut, nachzustellen und ihn wegzuschießen suchen. Die Vorbereitungen zu dem Vogelheerde und Dohnenfange werden noch immer fortgesetzt, auch sobald die Ebereschbeeren reif sind, diese in Vorrath gesammelt.

September.

Die Hasen-, Repphühner- und Schnepfenjagd wird stark betrieben. Der Dachs fängt an feist zu werden und man kann nun mit dem Ausgraben vorgehen, ihn auch, wenn er bey Eintritt der Nacht seiner Nahrung nachgeht, auf dem Anstande schießen, oder hetzen. Auch wird der Repphühner- und Wachtelfang fortgesetzt. Da die Repphühner aber jetzt schon stark werden, so halten sie, wenn es um die Mitte des Monats kommt, selten mehr den Hund, noch den Tyras, lassen sich auch dann nicht gern mehr in die Stecknetze treiben, dagegen um Michaelis der Fang mit dem Hochgarne sehr gut von Statten geht. Vierzehn Tage vor Michaelis fangen die Lerchen zu streichen an, und es ist dann die beste Zeit, sie in Nachtgarnen, und wenn sie erst Schaarenweise auf den Feldern beysammen liegen, mit Tagnetzen zu fangen. Von Egydi an bis drey Wochen nach Michaelis muß der Vogelfänger täglich auf dem Vogelheerde seyn, und er hat nach einer allgemein angenommenen Regel, wenn der Sommer trocken gewesen ist — in nassen Jahren kommen viele Jungen, vorzüglich die der auf der Erde brütenden Vögel, um — einen reichhaltigen Fang zu erwarten. Jetzt werden auch die Dohnen zugerichtet und eingebeert. Die Schneußvögel fangen jetzt stark zu ziehen an. Der Fang ist besonders dann sehr reichhaltig, wenn kalte Frühnebel eintreten. Mehrere Zugvögel bereiten sich jetzt zum Abzuge, einige, wie der Storch z. B., haben bereits Ausgang des vorigen Monats die hiesige Gegend verlassen. Gegen Ende September, oft früher, versammeln sich die wilden

Gänse

Gänse auf den Feldern zum Abzuge und man kann sie dann mit dem Schießpferde, noch besser mit dem Schießkarren anziehen. Die Pfuhlschnepfe macht sich allmählich auf den Weg. Die stumme Schnepfe findet sich nach und nach ein und bleibt, wie die Becassine, bis Frost eintritt, hier. Der Trappe ist jetzt sehr fett und kann nun auf den Saatfeldern angeritten oder angefahren werden.

October.

Die Hasenjagd kann nun schon ohne Nachtheil mit Jagdhunden betrieben werden. Die Fuchsjagd geht an, weil nun der Balg gut ist. In Gegenden, wo sich Wölfe einfinden, werden Hazardjagen angestellt. Bey eintretendem stürmischen Regenwetter findet sich die Waldschnepfe oft in großen Schaaren auf ihrem Durchzuge ein, welches hier zu Lande besonders in denen am Haf- und Seestrande belegenen Gegenden der Fall ist. Sie wird dann vor dem Hühnerhunde geschossen, auswärtig aber um diese Zeit häufig in Garnen, besonders in der sogenannten Schnepfenpanthera, gefangen. Das Dachsgraben und Dachshetzen, ingleichen der Lerchen- und Dohnenfang werden diesen ganzen Monat durch fortgesetzt. Die noch etwa vorhandenen Zugvögel eilen jetzt allmählich alle davon, die Becassine und stumme Schnepfe ausgenommen, welche, wenn die Witterung irgend günstig ist, selten vor Ausgang dieses Monats, oft erst Anfangs November, die hiesigen Gegenden zu verlassen pflegt. Der Fuchsfang mit dem Schwanenhalse und Tellereisen nimmt nun seinen Anfang.

November.

Die Hasen- und Fuchsjagd, ingleichen die Hazardjagen auf Wölfe werden fortgesetzt, auch Klapper- und Treibjagden auf Hasen und Füchse angestellt. Der

Fang mit dem Schwanenhalse und Tellereisen wird, so lange es noch nicht stark friert und man noch in die Erde kommen kann, fleißig fortgesetzt, besonders aber den Mardern und Iltissen nachgestellt. Der Ziemer kommt allmählich an und wird nur auf dem Strauchheerde gefangen.

December.

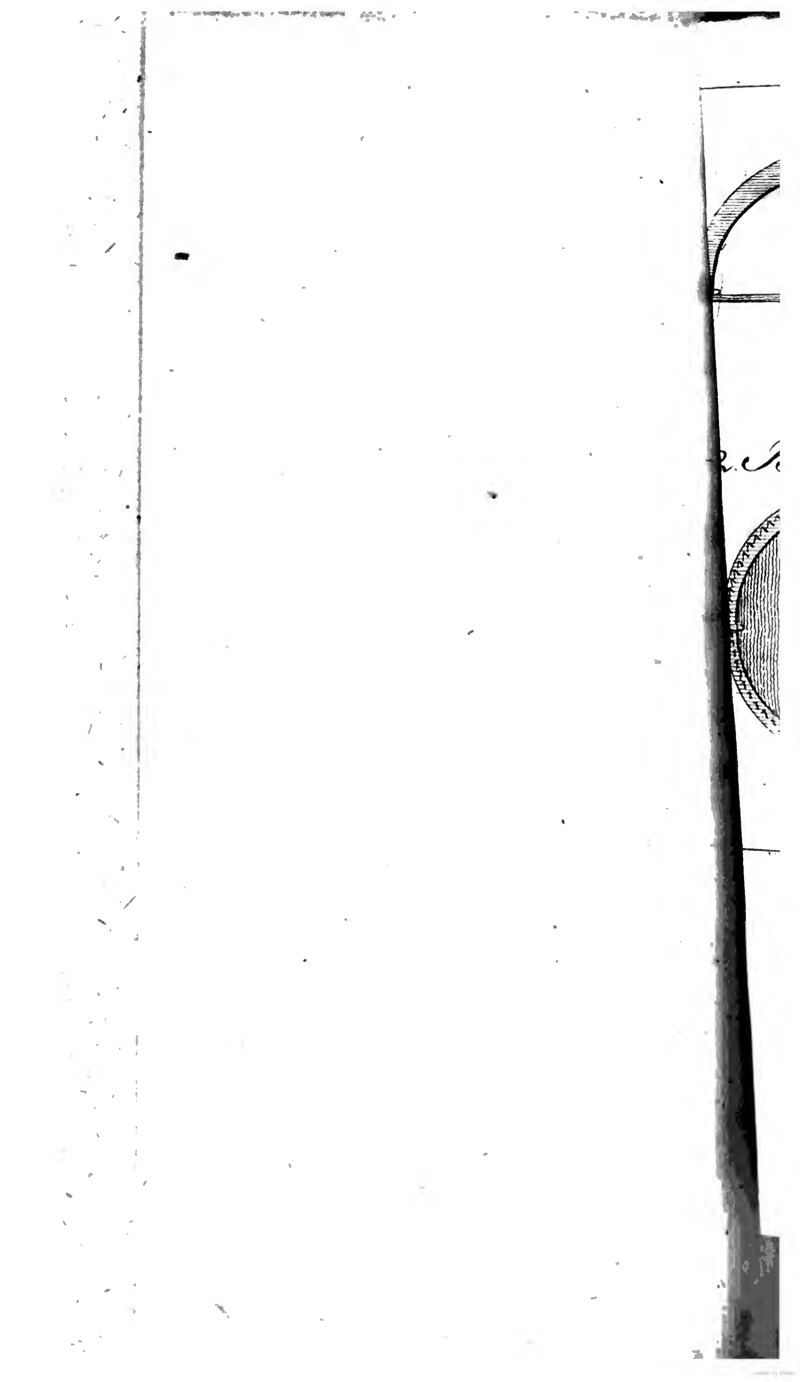
Die Hasen- und Fuchsjagd wird fortgesetzt und bey frischem Spurschnee auf Wölfe mit dem Zeuge Jagd gemacht, die aber in diesem Monat noch sehr mißlich ist, weil die Wölfe gerade jetzt sehr unstät und flüchtig sind und weit umher traben. Mit dem Fuchs-, Marder- und Iltisfange wird fortgefahren. Wenn der Schnee tief liegt und der Ziemer nicht auf der Erde zu den Wacholderbeeren kommen kann, wird dieser, wie der Seidenschwanz, welcher sich zwar nicht alle Jahre hier einfindet, häufig auf dem Vogelheerde gefangen.

Ende des vierten und letzten Theils.

1. Baerenfährte.

4. Luchsfährte.

5. Marderfährte.



Taf. II.

2

3. A.

No. 1.

No. 2.

3. Stangeneisen.

. B.

3. B.

No. 2.

f

c

a

e

b

